Basler Jahrbuch

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Basler Jahrbuch 1925

Herausgegeben von August Huber und Ernst Jenny

Basel
Verlag von Helbing & Lichtenhahn

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
E. Mieſcher, Antiſtes D. A. von Salis (mit Bildnis)	1
Paul Meyer, Aus den Wanderjahren des Hieronymus Annoni (1697—1770)	65
Paul Siegfried, Der Grundbeſitz des Kloſters Lützel in Baſel	98
Karl Gauß, Therwil und Ettingen in der Zeit der Reformation und Gegenreformation	106
K. E. Hoffmann, Ein unbekanntes Gedicht Gottfried Kellers	163
L. Freivogel, Die Laſten der baſleriſchen Untertanen im 18. Jahrhundert (Fortſetzung)	165
Ferdinand Schwarz, Der Kampf um die Wiederaufnahme neuer Bürger in Baſel (1757—1762)	212
K. E. Hoffmann, Ein Brief des Märchendichters H. Chr. Anderſen an Emma Brenner-Kron	250
Heinrich Vierordt, Mein Baſel	256
Fritz Heusler, Basler Bibliographie 1924	258
Wilhelm Merian, E. Th. Markees, Wilhelm Barth und H. Baur, Das künſtleriſche Leben in Baſel vom 1. November 1923 bis 1. Oktober 1924	280
H. L. Freyvogel, Basler Chronik vom 1. Oktober 1923 bis 30. September 1924	298

Phot. Kling-Jenny

Lichtdruck Frobenius A. G. Basel

Antistes D. Arnold von Salis.

Von E. Miescher.

Wir haben den Vorteil, an die im letzten Jahrgang erschienenen Jugenderinnerungen des Mannes, dessen Lebensgang und -bedeutung wir skizzieren sollen, anknüpfen zu können. Durch dieselben haben wir schon einen Eindruck von der werdenden Persönlichkeit bekommen. Das macht uns um so begieriger, die weitere Entwicklung zu verfolgen. Allerdings dürfen wir, namentlich, was die ersten Stadien derselben anbetrifft, nicht zu weitläufig werden, so verlockend es wäre, das für diese Periode noch reichhaltige handschriftliche Material auszubeuten. Allein der Raum steht nicht unbeschränkt zur Verfügung, und die so fruchtbare Wirksamkeit des ausgereiften und in wichtige Stellungen und Aufgaben hineingeführten Mannes darf in unserer Darstellung doch nicht zu kurz kommen.

1. Der Gymnasiast.

Die Jugenderinnerungen haben uns bis zum Einleben des jungen Arnold von Salis in die neue baslerische Heimat und zu seinem ersten, für den bisherigen Landbuben nicht wenig überraschenden Erlebnissen im hiesigen Gymnasium geführt. Dank seinem Fleiß und seiner selbständigen Art war der Knabe bald der besten Schüler einer in seiner Klasse, der auch bei den Promotionsfeiern mehrfach mit Prämien bedacht wurde. Darum aber war er keineswegs als ein „Streber" bei den Mitschülern unbeliebt. Um seiner unbefangenen

und natürlichen Art mochten sie ihn gern, und wenn er ihnen etwa aus seiner Vergellerzeit erzählt, so drängten sie sich mit Eifer um ihn.

Im Frühling 1863 erfolgte der Übergang aus dem untern Gymnasium ins sogenannte Pädagogium, damals ein markanter Lebensfortschritt. Gerade weil die Klassen der genannten Anstalt im Universitätsgebäude sich befanden, auch die hier Lehrenden Professoren waren, gewann der Schüler, der hier bereits mit „Sie" angeredet wurde, schon ein wenig studentisches Gefühl. Für den Pädagogisten bestand die Möglichkeit, am Studententurnverein und dem akademischen Männerchor teilzunehmen. Salis trat beiden Vereinen bei. Auch dadurch kam man schon mit der Studentenschaft in lebendige Fühlung. Neben dem Konfirmationsunterricht, den er um diese Zeit durch Herrn Pfarrer Wilh. Ecklin zu St. Peter erhielt, nahm jetzt aber Geist und Herz des Schülers besonders in Anspruch, was hervorragende Lehrer ihm boten.

Der Unterricht des berühmten Germanisten W. Wackernagel weckte nicht nur in hohem Maße Freude an der Handhabung der deutschen Sprache und an des deutschen Volkes älterer und neuerer Literatur, sondern auch den Drang zu eigenen dichterischen Versuchen. Dem an der geistigen Entwicklung seiner Schüler herzlich Anteil nehmenden Lehrer durfte unser Pädagogist vertrauensvoll die in Versen durchgeführte dramatische Bearbeitung von Manzonis „I promessi sposi", wie kleinere Gedichte in den gerade anläßlich der Metrik besprochenen Vers- und Strophenformen, zur Beurteilung unterbreiten. Der Lehrer des Griechischen, Professor Kißling, wiederum begeisterte ihn für die Dichter der Hellenen, daß Salis, mit den Mitschülern wetteifernd, daheim den ganzen Homer und die meisten sophokleischen Tragödien in der Ursprache durchlas und auch den in der Schule durchgenommenen „König Oedipus" in deutschen Versen wiederzugeben versuchte, nicht ohne vom Lehrer dafür eine, wenigstens teilweise,

sehr günstige Zensur zu erhalten. — Vollends Jacob Burckhardts eigenartiger freier Geschichtsvortrag fesselte ihn noch in anderer Weise, als den Großteil der Klasse. Er rief in ihm sofort mancherlei poetische und namentlich tragische Empfindungen hervor, die den dazu Beanlagten zu dichterischer Behandlung und Gestaltung des Stoffes anregten. Für den Schüler war noch besonders gewinnreich, daß er wagen durfte, den hochverehrten Lehrer auch in dessen Heim aufzusuchen und die Projekte, die ihn innerlich umtrieben, mit ihm zu besprechen. Manche wichtige Winke und Ratschläge sind ihm da erteilt worden. Burckhardt war's, der in der Geschichtsstunde durch die so packende Darstellung des durch die Selbstopferung des Miloſch Kobilowitsch mitten im Sieg über die Serben herbeigeführten Todes von Sultan Murad den besonders empfänglichen Schüler zur Abfassung eines Trauerspiels entflammte, das unter den hinterlassenen Papieren noch vorhanden ist und den Titel trägt: „Miloſch Kobilowitsch, der Untergang Serbiens durch die Osmanen 1389." In der kurzen Zeit von Oktober bis Dezember 1865 wurde es vollendet und im März und April 1866 noch einmal verbessernd überarbeitet. Hatte Burckhardt auch noch manches dran auszusetzen, so erscheint es doch so, wie es vorliegt, als höchst anerkennenswertes Opus für einen Schüler der obersten Pädagogiumsklasse und legt Zeugnis ab von überraschender poetischer Gestaltungskraft und namentlich einer in diesem Alter seltenen Arbeitsenergie.

Rasch für das Empfinden des jungen Menschen ging unter solcher reger Betätigung das im Pädagogium zugebrachte Triennium dem Ende zu. Bei der Abschiedsfeier hatte Salis als Abiturient noch die bei diesem Anlaß übliche lateinische Rede zu halten. Er suchte darin das Bild des korinthischen Staatsmannes und Feldherrn Timoleon auf Grund der vorhandenen Biographien des Plutarch und Cornelius Nepos vor Augen zu führen. Nachdem er noch die baselландschaftliche Maturitätsprüfung in Liestal bestan-

den hatte, ging es Frühling 1866 mit hochgespannten Erwartungen ins akademische Leben hinein. —

2. Die Studienjahre.

Selten wird einem Musensohn vielseitiger anregende und befruchtende Studienzeit vergönnt sein als sie dem jungen von Salis erblühte. Dran waren günstige Verhältnisse schuld, aber allerdings auch die Art, wie die sich bietende Anregung und Befruchtung vom Empfänger aufgenommen und verwertet ward.

Der junge Mann, der jetzt seinen Start in der akademischen Arena vollzog, ließ Gutes hoffen. Er verfügte über eine kräftige Natur, die nicht so bald Anstrengungen erlag. Die äußere Erscheinung schon wirkte als Empfehlung. Die blühend aussehende, kernhaft gebaute Gestalt, mit dem schwarzgelockten, den Bündneralpensohn deutlich kennzeichnenden Jünglingshaupt darüber, nahm sofort ein und imponierte den Altersgenossen. Unwillkürlich sah man ihm nach, wenn er, Zofingermütze und Studentenflaus tragend, durch die Straße ging.

Durch die „Jugenderinnerungen" haben wir das treffliche Elternhaus kennen gelernt. Seit kurzem hatte es in die ihm zugewiesenen behaglicheren Wohnräume der an der Johanniterstraße neuerbauten Strafanstalt Einzug gehalten. Da fand sich denn auch die frohmütige Aussicht gewährende „Bude", welcher der Studio den Stempel seines Wesens aufprägen konnte. Mit liebevollem Verständnis begleiteten beide, Vater und Mutter, die im Geist und Leben des Sohnes sich vollziehende Entwicklung. Alle Freiheit wurde derselben vergönnt, wobei freilich die stillschweigende Voraussetzung war und blieb, daß es an Selbstzucht und Arbeitsfleiß nicht fehle. Da mußte das Studium auch nicht überhastet werden. Es war nicht nötig von Anfang an der direkten Examensvorbereitung alle Zeit und Kraft zu widmen. Es war möglich neben dem ergriffenen Theologiestudium durch ausgiebigen Besuch von philosophischen, historischen und in

Geſchichte und Verſtändnis der Kunſt einführende Vorleſungen das Ziel einer allgemeinen Bildung zu verfolgen. Der junge Mann, zumal er in ſeltenem Maße die Gabe der Zeitausnützung beſaß, durfte ſich geſtatten, auch ſeinem dichteriſchen Produktionstrieb Raum zu gewähren und ſtudentiſches Vereinsleben und Freundſchaft zu pflegen. Es war ihm vergönnt, durch nähere Vertrautheit mit einzelnen ſeiner Lehrer, mit hervorragenden Künſtlern und geiſtig hoch-, allem Guten und Schönen offenſtehenden Kreiſen eine Fülle von Eindrücken zu empfangen, die nach den verſchiedenſten Richtungen hin ſein Geiſtesleben bereicherten. Sicher war es auch ein Vorteil, daß er ſchon während der Studienjahre ſich praktiſch im Unterrichten zu üben Gelegenheit bekam, zunächſt dadurch, daß ihm übertragen wurde, etwa jüngeren Gefangenen Stunden zu geben, und dann ſpäter durch zeitweiſe Übernahme einer Hauslehrerſtelle. Dazu kam noch der Beſuch verſchiedener auswärtiger Univerſitäten ſamt den damit verbundenen intereſſanten Reiſen, das Miterleben einer von kirchlichen Kämpfen in der Vaterſtadt erregten Periode und einer, großartige Umwälzungen herbeiführenden, politiſchen Zeitgeſchichte.

Das alles war angetan, die Anſchauungswelt des jungen Mannes mächtig auszuweiten, das Urteil über Menſchen und Dinge zu ſchärfen, die Willenskraft zu ſtählen, Erfahrungen zu ſammeln, die einem ſpäteren Wirken zugute kommen mußten. —

Aber nun nach dieſem Überblick zur Schilderung des neuen Lebensabſchnittes im Einzelnen!

Der Gedanke, Pfarrer zu werden, hatte ſchon im Knabenalter eine Rolle geſpielt. Er hatte ſich nicht verflüchtigt. Aber wenn der junge Salis nach erlangter Maturität als Theologe ſich inſkribierte, ſo geſchah es, gerade weil der Vater ihm volle Freiheit der Berufswahl ließ, um ſo weniger nicht ohne erneute Prüfung. In ausführlicher Weiſe gab er ſich ſogar ſchriftlich über die von ihm getroffene Entſcheidung

Rechenschaft. Er ging dabei von der Tatsache aus, daß das Kostbarste, was der Mensch besitze, seine unsterbliche Seele sei. Darum sei sie auch der intensivsten Pflege wert, und dieser Pflege diene in besonderm Maße die Theologie. Schon im Studium derselben liege für den Ernstergesinnten eine bewahrende und innerlich fördernde Macht. Und wenn die Theologie auch schon oft durch das Verhalten ihrer Vertreter verächtlich geworden sei, so trage die Theologie selber keine Schuld, und ihr unverdientes Schicksal müsse für den, der sich ihr widme, um so mehr Ansporn sein, das Studium nicht ohne beständige Arbeit an sich selbst zu betreiben.

Rasch wuchs der Student, der nicht nur pünktlich die Vorlesungen besuchte, sondern mit dem ihm darin Dargebrachten jederzeit innerlich sich auseinandersetzte, in die für den Neuling oft überraschenden Fragen und Probleme seiner Wissenschaft hinein, zunächst auf den Gebieten, mit denen man sich in den ersten Semestern zu beschäftigen pflegt: Kirchengeschichte, Exegese, Einleitungswissenschaft, alt- und neutestamentliche Theologie. Man sieht aus seinen Notizen, wie die Glaubenszeugen und großen Lehrer der alten Kirche ihm mächtig Eindruck machen und wie tief wiederum die ihm unfruchtbar erscheinenden Lehrstreitigkeiten und die zutage tretende Verfolgungssucht früherer Zeiten ihn erregen. Man erfährt, wie bei der Einführung in die Genesis das zur Besprechung kommende Verhältnis von Geschichte und Sage ihn bedrängt und nötigt, seinen festen Standpunkt zu gewinnen, und fühlt ihm die Freude nach, wenn in der neutestamentlichen Theologie „umgeben vom Strahlenkranz apostolischer Glaubenslehren und -begriffe immer leuchtender das Bild des Erlösers sich ihm enthüllt". — In einem Rückblick gedenkt er einmal dankbar der Lehrer, denen er damals und zum Teil in spätern Semestern zu Füßen gesessen ist: des „originellen" Joh. Georg Müller, des „geist- und gemütvollen" Karl Rudolf Hagenbach, des „allezeit anregenden" Hermann Schultz, des „feingebildeten preußischen Kirchenmannes" von der Goltz

und des „pedantisch exakten" Joh. Christof Riggenbach, „welcher zwar einer kritisch gerichteten Jugend in seiner Apologetik oft allzu kleinlich vorgekommen, aber mit seinem charaktervollen Mannesmute von den Gereifteren doch in wachsendem Maße geschätzt worden sei". Aber auch seinem philosophischen Lehrer, Prof. K. Steffensen, widmet er Worte dankbarer Erinnerung. Er habe ihm „durch liebevolles Eingehen in die tiefsten Gedankenfasern jedes einzelnen der von ihm in der Geschichte der Philosophie behandelten Denker, denen er schier bis zur Skepsis gerecht geworden sei, wesentlich dazu geholfen auch für die spekulativen Fragen der Theologie ein Verständnis zu gewinnen". Natürlich hörte er Semester um Semester ebenso bei Jacob Burckhardt, mit dem er fortwährend auch in persönlichem Verkehr blieb, was ihm um der poetischen Probleme willen, die auch um diese Zeit ihn bewegten, besonders wertvoll war.

Nach dem dritten Semester aber erfuhr der sonst übliche Studiengang eine Unterbrechung. Von der Familie des Bankiers Riggenbach-Stehlin wurde im Frühling 1867 unserm Studiosus eine Hauslehrerstelle auf ihrem zum Solothurnergäu gehörigen, herrlich auf der Höhe des Jura thronenden Landsitz Schloß Bechburg angeboten. Salis nahm für den Sommer wenigstens die ihn reizende Aufgabe an, wenn auch neben den von ihm zu erfüllenden Pflichten ihm für etwelche Fortführung seines Fachstudiums, die immerhin erwünscht war, nur die frühen Morgenstunden zur Verfügung blieben. Der Gewinn des Bechburgeraufenthalts war unschätzbar. An einem musikalisch und literarisch mit hoher Begeisterung interessierten, durch die Einkehr vieler Gäste, darunter mancher hervorragender Künstler, angeregten Leben durfte er, wie ein Familienglied nehmend und auch gebend, hier teilnehmen. Was für schöne Stunden verlebte man da unter Sang und Klang und in gemeinsamen Lesen! Hier konnte er auch von den Früchten seiner Dichterphantasie mitteilen und das Echo vernehmen, das ihn erkennen ließ, wie weit er durch

seine Musenkinder die beabsichtigte Wirkung erziele. Hier trug er zuerst seinen „Georg Jenatsch“ vor, der auf der Bechburg zum Abschluß gekommen war. Durch eine genußreiche Reise mit dem Schloßherrn schloß sein Aufenthalt auf der Jurahöhe. Doch blieb er weiterhin mit ihm und dessen Familie in steter Verbindung.

In Basel nahm Salis mit erneutem Eifer das unterbrochene Studium auf. Es gehört bereits dazu, wenn er in den ersten Monaten schon, inspiriert durch Erwägungen, wie sie Hagenbachs Reformationsgeschichte hervorrief, im Zofingerverein „über das Verhältnis der Sittlichkeit zu Staat und Staatsklugheit“ eine Arbeit vortrug. Neben den jetzt besuchten Vorlesungen beteiligte er sich nunmehr an den „theologischen Kränzchen“ oder „Sozietäten“, deren Wert, wie er ausdrücklich betont, besonders darin lag, mit den Lehrern in persönlichen Verkehr zu bringen, ins Quellenstudium einzuführen und zu selbständiger schriftlicher Bearbeitung einzelner Spezialthemata Gelegenheit zu bieten. So ernst nahm er's dabei, daß von der Goltz gelegentlich die Äußerung über ihn tat: „Das sei einmal ein Schüler, wie sie einem den Lehrstand zur Freude machen.“ Daß diese Äußerung dem Schüler hinterbracht wurde, war nicht gerade pädagogisch. Salis gesteht auch, daß es seiner Eitelkeit habe schmeicheln wollen, und er seufzt darüber, daß das Herz noch nicht fester geworden sei. Auch an die Lösung der damals von der theologischen Fakultät ausgeschriebenen Preisarbeit über die Art, wie Justin in seinem Dialog mit dem Juden Tryphon das Alte Testament zu seiner Beweisführung genützt habe, hat sich der Studiosus gewagt, und wenn auch der eigentliche Preis einem andern Bearbeiter, dem späteren Theologieprofessor Sam. Oettli, zufiel, so wurde doch dem jüngern Mitbewerber ein ehrenvolles Accessit zuerkannt.

So wurden die beiden Semester Herbst 1867 bis Herbst 1868 wohl ausgefüllt. Daß im Sommer 1868 Salis zum erstenmal durch Herausgabe seines „Georg Jenatsch“ als

Dichter in die Öffentlichkeit trat, darf wohl noch besonders hervorgehoben werden.

Mittlerweilen war die Zeit vorhanden, die genützt werden mußte, wenn der Student noch auf fremder Hochschule sich umsehen sollte. Keine theologische Berühmtheit gab bei der Wahl derselben den Ausschlag. „Besseres", meint Salis in seinen Tagebuchnotizen, „konnte kaum irgendwo geboten werden, als was in Basel, besonders bei Hermann Schultz, zu hören war." Aber es empfahl sich, durch Einblick in das geistige, vor allem auch in das religiöse und kirchliche Leben eines bedeutenderen Staatswesens und einer Weltstadt mit allem, was diese zu bieten vermag, den Horizont zu erweitern. So wurde der Entschluß gefaßt, zunächst in Berlin Aufenthalt zu nehmen.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte die Freude, mit Salis zusammen das Wintersemester 1868 auf 69 in Berlin zu verleben, auch die genuß- und lehrreiche Hinreise über Straßburg, Heidelberg, Frankfurt, Mainz und auf dem Dampfer den Rhein hinunter nach Köln und von hier weiter nach dem vorgenommenen Ziel, und ebenso dann, zugleich noch mit andern Freunden, vom 13. März 1869 ab die Rückreise über Halle, das klassische Weimar, Eisenach mit Besuch der noch winterlichen Wartburg, weiter über Leipzig, Dresden, von da durch die Sächsische Schweiz nach dem „hunderttürmigen" Prag, dann noch über München, Augsburg, Ulm, den Bodensee, nach dem heimatlichen Basel auszuführen. Man kann sich denken, wie frisch und fröhlich es bei diesen gemeinsamen Fahrten, dem Durchwandern der berühmten Städte mit ihren mannigfaltigen historischen Erinnerungen, ihren charaktervollen Bauwerken, ihren reichen Museen zuging. Unvergeßliche Eindrücke sammelten sich so Tag für Tag. Wie viel Anlaß zu lebhaftestem Gedankenaustausch, wenn man abends noch in traulichem Winkel beieinandersaß! Freilich in einem Stück beschämte Salis die Freunde alle. So müde er sein mochte, er ließ es sich nicht nehmen, vor dem Schlafengehen sein

Tagebuch zu ſchreiben und ſo das den Tag über Geſchaute und Gewonnene für ſpätere Zeiten feſtzuhalten.

In Berlin hatte Salis, nicht allzuweit von der Univerſität an der Oranienburgerſtraße ſeine Bude gemietet und, wie's ſeinem Geſchmack entſprach, freundlich eingerichtet. Es ſtudierten damals eine ſtattliche Anzahl Schweizer an der Berliner Hochſchule. Mit einzelnen traf man im Kolleg oder am Mittagstiſch regelmäßig zuſammen. Monatlich wurde durch Anſchlag am ſchwarzen Brett zu einer freien Verſammlung der ſchweizeriſchen Studenten eingeladen. Da war man im größerem Kreis meiſt recht gemütlich, mit Wonne die vaterländiſchen Lieder ſingend, beiſammen.

Gewiß war hier in Berlin, das freilich damals noch keineswegs die Einwohnerzahl von einer Million erreicht hatte, aber ſeit 1866 doch in mächtigem Aufſchwung war, vieles, was vom Fachſtudium abziehen konnte. Es mußte für eine Perſönlichkeit wie der junge Salis, der fortwährend den Trieb zu eigenem poetiſchem Geſtalten in ſich fühlte, ſelbſtverſtändlich der Beſuch hervorragender Aufführungen im königlichen Schauſpielhaus oder in der Oper, wo erſte Sterne am damaligen Kunſthimmel die Hauptrollen innehatten, von beſonderer Wichtigkeit ſein. Er meinte auch, dadurch erſt ein rechtes Gefühl für das auf der Bühne Wirkſame zu gewinnen. Daneben war ihm allerdings die Wahrnehmung ſchmerzvoll, daß bei weiteſten Kreiſen die Empfänglichkeit für große und ernſte Werke gegenüber der Vorliebe für leichte und pikante Ware ſehr zurücktrat, auch, daß ſelbſt von den Hauptdarſtellern, die auf der Bühne ſo tiefen Eindruck hervorriefen, hinter derſelben, nach dem, was man hörte, wenig ideale Perſönlichkeiten ſeien. — Viele Stunden verſchlang das ſyſtematiſch durchgeführte Studium der ſo inſtruktiv geordneten Muſeen. Dann kamen zwiſchenhinein die außerordentlichen Anläſſe, wie ſie das Leben der großen Reſidenz und des Mittelpunktes einer ſtarken Militärmacht mit ſich bringt. Manches flimmernde, farbenfreudige Schauſpiel trat dabei vors Auge,

etwa auch ein militärischer Drill, der das demokratische Bewußtsein des Schweizers empörte, und bei Hoffestlichkeiten ein Pomp, der in gewissen Erscheinungen fast komisch berührte.

Aber interessant war doch, bei mancher Gelegenheit jene Persönlichkeiten zu erblicken, die auf das Geschehen der Zeit so viel Einfluß auszuüben imstande waren, den eisernen Kanzler oder Moltke, den Sieger von Königgrätz, oder die Reckengestalten der Hohenzollern, mit besonderer Sympathie König Wilhelm selber, wenn er zu bestimmter Tagesstunde am bekannten Fenster des Palais Unter den Linden sich zeigte oder im einfachen grauen Militärmantel vorüberfuhr. Es war kaum möglich der Lockung zu widerstehen, besonders schöne Wintertage zu Ausflügen in die Umgebung, nach Charlottenburg mit seinem Mausoleum, nach dem Fridericianischen Sanssouci, nach Schloß Babelsberg, nach Potsdam oder nach Tegel mit seiner eigenartigen Landschaft und dem stillen Friedhof der Humboldt auszunützen.

Trotz alledem sollte die Theologie nicht zu kurz kommen. Nicht nur wurden die belegten Vorlesungen, wiewohl sie zum Teil enttäuschten, gewissenhaft besucht, sondern auch zu privater Durcharbeitung einzelner theologischer Disziplinen die Zeit, namentlich die frühen Morgenstunden, wohl ausgekauft. Am wertvollsten erschien von den besuchten Lektionen des feinen Dorner „Symbolik", die trefflich durch die in seiner Privatwohnung stattfindende „Sozietät" ergänzt wurde, wo man Melanchthons „Loci communes" durchnahm und von den Teilnehmern der Reihe nach Referate über einzelne Lehrpunkte zu liefern waren, die dann vom Lehrer und den Kommilitonen kritisiert wurden. Salis hatte die Aufgabe bekommen, über „das Verhältnis der Prädestination zur Rechtfertigung" sich auszusprechen, und das Ergebnis seines gründlichen und ihn tief erregenden Nachdenkens war, wie er hinterher bezeugt, ein solches, das ihn neu zum Beharren beim theologischen Studium bestärkte. Viel Anregung aber gewährte auch im Blick auf das einst zu übernehmende seelsorger-

liche Amt der Verkehr im Hause des geist- und gemütvollen Pastors Müllensiefen, einer echten Johannesseele, des Predigers an der Marienkirche, der an freien Abenden aufs liebevollste sich den ihm empfohlenen Studenten widmete, aus seiner reichen Erfahrung Altes und Neues herausgab, das um so mehr Eindruck machte, als es ohne jedes abstoßende Amtsbewußtsein, frei von dogmatischer Zudringlichkeit, einem entgegengebracht wurde.

An das abgeschlossene Berliner Semester schloß sich nach kurzem Aufenthalt im heimatlichen Elternhaus das Sommersemester in Tübingen an. Einen größeren Kontrast konnte es kaum geben als die glanzvoll aufstrebende preußische Residenz und das, vom alten Schloß überhöht, freundlich am Neckar gelegen, wohl malerische, aber damals doch noch recht ländliche Tübingen, das, wie ein Freund gemeint hat, „durch Straßenpflaster holpricht gemachte Städtchen", mit viel winkeligen und oft steilen Gassen. Dort in der Weltstadt verloren sich die Studenten, so groß ihre Zahl sein mochte, unter den Hunderttausenden der Bevölkerung, hier in Tübingen spielten sie, so kann man wohl sagen, mit ihren jedermann bekannten Professoren die Hauptrolle.

Der Mangel an all den anderweitigen, das Interesse in Anspruch nehmenden Darbietungen und Schauspielen der Großstadt kam, neben dem gemütlichen Freundesverkehr, der Konzentration auf das Studium zustatten. An Erholungen fehlte es deswegen nicht. Je und je lockte ein strahlender Tag in die freundliche Umgebung hinaus nach der Wurmlingerkapelle oder nach der Achalm bei Reutlingen, nach Schloß Lichtenstein und der Nebelhöhle usw. An fröhlichen Genossen, die zu dem damals zahlreichen schweizerischen Freundeskreis gehörten, fehlte es dabei nicht. Der am meisten dabei tonangebend gewesen, das war der geist- und humorsprühende, poesievolle, an ergötzlichen Einfällen unerschöpfliche Jacob Probst. Unter seinem Einfluß, meint Salis, sei er erst von einer gewissen Pedanterie, die ihm bisher angehaftet, los ge-

worden und habe an burschikosem Wesen und Treiben Vergnügen gewonnen. Auch von der ihm schon lange nachgehenden hypochondrischen Ängstlichkeit im Blick auf seine Gesundheit wurde er hier befreit, nachdem der berühmte Spezialist Prof. Bruns, den er konsultierte, ihn über sein Halsleiden völlig beruhigt hatte mit der Erklärung: es seien nur noch die Rudera eines alten Rachenkatarrhs. Dieses Wohltuenden seines Tübinger Aufenthaltes hat Salis hinterher stets mit Lust gedacht.

An der Hochschule hörte er mit Interesse die Vorlesungen von Prof. Gustav Oehler, des ehrwürdigen Ephorus des Tübingerstifts, über den Hebräerbrief und die messianischen Weissagungen, auch Chr. Palmers Darstellung der christlichen Sittenlehre. Aber wie bei den meisten der damaligen Theologiestudierenden der württembergischen Universitätsstadt war es vor allem der unvergleichliche Joh. Tobias Beck, der ihn packte, diese einzigartig kraftvolle Persönlichkeit, für seine Schüler nicht nur ein sie mit Gelehrsamkeit fütternder Dozent, sondern ein Seelsorger, der neben dem Verstand auch an die Gewissen sich wandte, Respekt vor dem Gotteswort pflanzte, den persönlichen Gehorsam gegenüber den Forderungen desselben, ja, wenn man doch einmal ein Zeuge der evangelischen Wahrheit werden wollte, vor allem die Arbeit an sich selbst im Lichte dieser Wahrheit verlangte. Als etwas besonders Befreiendes empfand der Student, daß Beck der Entwicklung des Glaubensstandes Raum gewahrt wissen wollte und das vorzeitige Drängen auf Bekenntnisse als ein Unrecht markierte.

Nicht daß Salis ein Anhänger der eigentümlichen Inspirationsauffassung seines Lehrers wurde, wonach jeder der biblischen Schriften sozusagen die gleiche normative Bedeutung für das Glaubensleben zukommen sollte, ohne Rücksicht auf deren Entstehungszeit und Verfasser. Da war der junge Theologe, namentlich durch seinen Baslerlehrer Hermann Schultz, schon zu fest von der grundsätzlichen Berechtigung

einer gewiſſenhaften hiſtoriſch-kritiſchen Betrachtung überzeugt worden. Aber wenn er auch kein „Beckenknecht“ wurde, wie der Tübingerwitz die enragierten Anhänger des Meiſters nannte, ſo nahm er doch ſowohl aus Becks Hörſaal als von ſeiner mächtigen Perſönlichkeit viel für ſein Leben mit. „Er redete gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten“, das war eben doch — meint Salis einmal — der Eindruck, den man oft beim Hören ſeiner Worte hatte. Ein geſundes Urteil über Menſchen und Dinge, über Zeitgeiſt und zeitgenöſſiſche Kultur, auch über Verirrungen und Torheiten einer vergötterten „ſogenannten Wiſſenſchaft“, zugleich eine imponierende ſittliche Kraft, Freiheit von aller Menſchenfurcht und Buhlerei um Menſchengunſt, traten in ſeinem Vortrage und in den vom eigentlichen Thema abſchweifenden ſogenannten „Expauken“, wie im perſönlichen Umgang mit ihm, hervor, daß man, auch wo ſein Syſtem als ſolches abgelehnt wurde, eine Fülle unvergleichlicher Wahrheiten und Anregungen forttrug. Es mußten ja freilich Becks Äußerungen „cum grano salis“ verſtanden werden, denn an gewiſſen Übertreibungen und Einſeitigkeiten fehlte es nicht, z. B. bei ſeiner Beurteilung in der Gegenwart betriebener chriſtlicher und ſozialer Liebestätigkeit und dem dazu gehörigen Anſtaltsweſen.

Nach dieſer Richtung hin bildete die Bekanntſchaft mit Guſtav Werner in Reutlingen und den von ihm gegründeten und geleiteten Anſtalten das korrigierende Gegengewicht. Werner hatte in Baſel gute Freunde, ſo daß für die von dort kommenden Studenten ſich Beziehungen mit Reutlingen von ſelbſt ergaben. So kehrte Salis mit einzelnen ſeiner Freunde öfters dort ein. Es konnte nicht anders ſein, als daß der in ſeinem Weſen und Sichgeben ſo ſchlichte, in ſeiner äußeren Erſcheinung an unſern Peſtalozzi erinnernde Vater Werner mit ſeiner Heilandsliebe und dem daraus hervorgehenden Erbarmen über alles, was gering, ſchwach, verkümmert und verdorben, nicht imſtande war, im ſelbſtſüchtigen Weltgetriebe ſich ein Plätzlein zu verſchaffen und doch, ſeinen Kräften

entsprechend, noch ein nützliches Glied in der menschlichen Gesellschaft werden sollte, auf den für alles wahrhaft Hohe und Große empfänglichen Studenten tiefe Wirkung hatte. Da war, was echtes Christentum ist, nicht vom Katheder doziert, sondern im Leben erwiesen. Werners Ideal, eine von christlichem Glauben getragene gesellschaftliche Organisation zu verwirklichen, wo in mannigfaltigen Betrieben, landwirtschaftlichen sowohl als industriellen, auch die Schwachen und Unfähigen nach dem Maße ihrer minderwertigen Kraft Verwendung fänden, andererseits die Begabten und Fähigen den Ertrag ihrer Leistungen nicht zum Anhäufen privaten Vermögens benützten, sondern selbstlos dem Lebensunterhalt der gesamten Genossenschaft widmeten, so daß unserm Geschlecht ein Beispiel vor Augen geführt werde, wie die soziale Frage allein in Christi Geist und Nachfolge ihre Lösung finde, — gab viel Stoff zum Nachdenken. Der Zweifel ließ sich ja nicht unterdrücken, ob das angestrebte Ideal in weiterem Umfange auf die Dauer sich durchführen lasse, da eben doch in der Welt, wie sie einmal ist, die Zahl der also selbstlos sich hingebenden Begabten stets eine viel zu geringe sein werde, um die verschiedenen geschäftlichen Betriebe im Konkurrenzkampfe ohne anderweitige Unterstützung durchhalten zu können. Allein erhebend war immerhin zu sehen, mit was für einer Begeisterung und Treue sie, die zur Zeit um Vater Werner als „Hausgenossen" sich geschart hatten, in ihrer Arbeit standen. In gesegneter Erinnerung blieb für alle Zukunft jedenfalls die in dem Haupt des Reutlingerwerks personifizierte „alles glaubende, alles hoffende, alles tragende Liebe".

Inzwischen nahte das Tübinger Semester seinem Ende. Ein gut Stück weit unter dem Komitat einer stattlichen Kommilitonenschar und unter dem Erklingen des alten: „Mueß i denn zum Städteli naus" wurde mit zwei Freunden am 14. August 1869 die Heimreise angetreten, die diesmal durch den Schwarzwald zu Fuß ausgeführt wurde.

Gleich zum Beginn des Winterſemeſters in Baſel fiel dem in die Heimat Zurückgekehrten die Aufgabe zu, als Vertreter der Studentenſchaft am Grabe des von ihm hochverehrten Prof. Wilhelm Wackernagel den Nachruf zu halten, wie er es ein Jahr vorher bereits bei der Beerdigung Schönbeins hatte tun müſſen. Aber nicht nur das. Er mußte, obwohl er, als bereits im neunten Semeſter ſtehend, Bedenken trug, von allen Seiten gedrängt, jetzt das Präſidium der Basler Sektion der Zofingia übernehmen. Es war — der humorvolle Jacob Probſt bekleidete zu gleicher Zeit das Amt des Fuchsmajors — eine Periode des Vereinslebens, die denen, die ſie miterlebt haben, als eine beſonders gelungene in Erinnerung geblieben iſt. Er, der das Präſidium bekleidete, ſo hat ein Altzofinger in ſeinen Erinnerungen 1888 geſchrieben, „leuchtete allen vor als das Ideal eines wahren Zofingers und imponierte uns mächtig durch ſeine Perſönlichkeit, während der Fuchsmajor in einer Weiſe in das akademiſche Leben uns einführte, wie es vorher und nachher trefflicher nicht geſchehen iſt“. Wenn je, ſo waren damals die Zuſammenkünfte, ſowohl im erſten als im zweiten Akt, voll Geiſt und Leben. Das fünfzigjährige Jubiläum ſtand bevor. Auf dieſen Anlaß hin wurde unter dem Titel: „Erinnerungen aus dem Gärtli“, eine Sammlung dieſem, d. h. dem Vereinsalbum, entnommener Gedichte, deren Redaktion Salis beſorgte, gedruckt und von den Aktiven den Altmitgliedern gewidmet. Sie ſtammten zum Teil wohl aus ältern Epochen, aber keine Zeit war ſo reich und mannigfaltig vertreten, wie die letzte Periode, ein Beweis, wie einzigartig voller Poeſie ſie geweſen iſt. Die Sammlung trägt ein Titelbild, das kein geringerer als Arnold Böcklin geſtiftet hat. Salis war's, der ihn — und mit Erfolg — darum zu bitten ſich die Freiheit genommen.

Das war möglich dank dem regen Verkehr mit dem ſeinen Eltern befreundeten Künſtler, deſſen ſich der Student zu dieſer Zeit zu erfreuen das beneidenswerte Glück hatte. Ungeniert durfte er den Maler in ſeinem Atelier aufſuchen, ihn ſo in

seinem Schaffen beobachten und ohne Scheu die Fragen und Gedanken, die dabei geweckt wurden, zum Ausdruck bringen. So vernahm er gar manches, was bei ihm die Entwicklung des Kunstverständnisses in seltenem Maße förderte. Bis zum Wegzug Böcklins von Basel setzte sich dieser Verkehr fort, und die Verbundenheit, die dadurch entstanden ist, gestattete dem jungen Freund auch später, anläßlich einer Italienreise, den in Florenz heimisch gewordenen Künstler und denselben dann noch einmal 1885 in Zürich aufzusuchen. Im Basler Jahrbuch von 1902 hat Salis auf Grund seiner Tagebuchnotizen anmutig Erinnerungen an diesen so interessanten Verkehr mitgeteilt.

Wenn solcher Verkehr und das vorhin erwähnte Zofinger Präsidium ihn natürlich manche Stunden kosteten, so ließ er sich doch nicht hindern, mit Energie auf den Abschluß seiner Studien hinzuarbeiten. Nicht nur nahm er an den homiletischen und katechetischen Übungen jetzt teil, sondern betrat auch ab und zu eine Kanzel, sei's im Gottesdienst der Strafanstalt, sei's in irgend einer Landgemeinde, von woher etwa ruhebedürftige Pfarrer ihn um Aushilfe ersuchten. Zum erstenmal predigte er in einer unserer Stadtkirchen im November 1870, nämlich zu St. Peter.

Aber allerdings sollte das letzte Studienjahr noch in außergewöhnlicher Weise die Konzentration erschweren. Der deutsch-französische Krieg brach aus. Schon in den ersten Tagen desselben das Einrücken der zur Grenzbesetzung bestimmten eidgenössischen Truppen! Mit Spannung beobachtete man die Bewegungen, die an der so nahen französischen Grenze sich vollzogen. Scharen flüchtiger Elsässer mit Sack und Pack erschienen in der Stadt. Unaufhörlich die verschiedensten Gerüchte! Begreiflich, daß da auch die Studentenschaft in Aufregung geriet. Sie erklärte dem Militärdepartement ihre Bereitwilligkeit zu freiwilligem Dienst, zur Vornahme von Schießübungen. Unbedenklich nahm Salis die Aufforderung des Chirurgieprofessors A. Socin an, im

„Verein für Verwundetenpflege“ im Sinne des Roten Kreuzes mitzuarbeiten. Er hatte alsbald das Protokoll zu führen. Allein noch andere Aufgabe wuchs ihm zu. Vom 2. September 1870 an hatte er einen Transport von 40 Kisten und Körben Verbandzeug, chirurgische Instrumente, Arzneien und stärkende Weine nach Pont à Mousson zu geleiten, ein Auftrag, den er energisch und glücklich durchführte. Am 9. des Monats traf er nachmittags in Basel wieder ein. Seine Erlebnisse und gewonnenen Eindrücke hat er damals im Feuilleton der Basler Nachrichten den sich lebhaft dafür interessierenden Mitbürgern geschildert. Es knüpfte sich aber daran ganz unerwartet noch eine weitere ihn erst recht erschreckende Anforderung. Vom Kommandanten des Basler Bataillons wurde er von einem Tag zum andern aufgeboten den Bettagsgottesdienst im Kasernenhof am 18. September zu halten. Seine Einwände ließ man nicht gelten. Er mußte dran, und es ging. „Da“, so erwähnt er im Blick darauf, „habe ich auch schon, wie später noch manchmal, mich mit dem alten Harms trösten lernen, daß ‚zwischen Samstag und Sonntag noch eine ganze Nacht liegt‘.“

Wenig Wochen nach diesem denkwürdigen Bettag war er in sein Examensemester eingetreten. Die theologischen Examina zogen sich damals — es war zum letztenmal vor Basels Eintritt ins theologische Konkordat — durch ein volles Semester hin. Schon vor Jahresschluß 1870 hatte die Anmeldung unter Beilegung eines Curriculum vitae zu erfolgen. Darauf erhielt der Petent die Themata zu zwei in Vierteljahrsfrist abzuliefernden schriftlichen Arbeiten, einer lateinischen exegetischen und einer deutschen dogmatischen. Beim üblichen Generalexamen im Mai wurde die Annahme der „sehr hoffnungsvoll und hoffnungsreich“ befundenen Arbeiten erklärt und die Zulassung zum Examen ausgesprochen. Und nun ging’s los. Bei jedem ordentlichen Professor der theologischen Fakultät und bei den Hauptpfarrern der vier Stadtgemeinden daheim Prüfung über ein beliebiges Thema,

dann in scharfer Klausur die schriftliche Beantwortung einer Anzahl vorgelegter Fragen. Und endlich am 30. Mai folgte das Finalexamen vor dem gesamten Kollegium durch die Professoren Hagenbach und Riggenbach, worauf die zu haltende Probepredigt das Läuterungsfeuer der gründlichen Examina abschloß. Salis, der eine lobenswerte Zensur erhalten hatte, hielt die seinige in Verbindung mit der Ordinationsfeier zu St. Martin am 8. Juni 1871. Mit ihm hatten promoviert der später als Dichter und Schriftsteller berühmt gewordene geniale Carl Spitteler, Bernhard Riggenbach, zuletzt Seelsorger der Basler Strafanstalt und Professor der praktischen Theologie, und Hans Lichtenhahn, schon 1903 gestorben als Pfarrer von St. Theodor. — Um die Wählbarkeit in Baselland zu erlangen, unterzog sich Salis im folgenden Monat noch einem Kolloquium daselbst.

Damit war die Studentenzeit abgeschlossen, im Blick auf welche Salis einmal fast in wehmütiger, aber doch noch beglückender Erinnerung sich vernehmen läßt:

„Sei uns gegrüßt, o Zeit! Du warst einmal!
Der dichterische Duft, er bleibt dir eigen.
Es leuchtet über dir wie Mondenstrahl;
Es klingt in dir, wie ferne Engelsreigen!"

Mehrfach war Salis schon während der Studienzeit bearbeitet worden, sich für die wissenschaftliche Karriere zu entscheiden und ein theologisches Lehramt als Lebensziel ins Auge zu fassen. An der nötigen Arbeitsenergie und der Gründlichkeit wissenschaftlichen Denkens hätte es ihm auch nicht gefehlt. Allein, wenn er sich fragte, ob nach dieser Seite hin der ihm von Gott gewiesene Beruf liege, mußte er es verneinen. „Ich fühle", spricht er sich einmal aus, „daß, wenn ich der Lockung folgte, ich nur meinem Ehrgeiz nachgäbe." Es kam ihm vor, daß die wissenschaftliche Theologie sich so viel mit unnützem Ballast schleppe. Andererseits war ein starker Zug in ihm, mitten unter dem Volke stehend und wirkend, als einfacher Pfarrer seine Arbeit im Weinberge des Herrn

zu tun. Bestärkt wurde er in seinem Entschluß auch durch ein Gespräch, das er mit dem ihm von Tübingen her bekannten Gustav Werner, anläßlich eines Besuches desselben in Basel, im Oktober 1869 zu führen Gelegenheit gehabt.

So trachtete denn Salis nach dem Eintritt in den Pfarrdienst.

3. Der Dichter.*)

Ehe wir aber mit dem Pfarrer vertraut werden, müssen wir noch ein Wort über den Dichter sagen. Das Lebensbild wäre sonst auch für die Studentenzeit entschieden unvollständig. Und wir tun es, wenn auch in aller Kürze, gern hier im Zusammenhang.

Salis hatte den schon früh — wie bereits die Jugenderinnerungen beweisen — in ihm sich regenden poetischen Gestaltungsdrang in seine Studentenzeit hinübergenommen, und weder die fleißigste Arbeit für das Fachstudium, noch sein Freundschaftsleben konnten denselben zur Seite drängen. „Die Poesie", schreibt er 1869 in seinem Tagebuch, „ist der Religion innig verwandt. Was näherte sich dem Übersinnlichen, das den Inhalt dieser ausmacht, mehr als die Dichtung?" So war kein Grund vorhanden, um der Theologie willen auf die Poesie zu verzichten. Und war sie nicht geeignet, auch dem Freundschaftsleben tieferen Inhalt zu geben?

Nachdem Salis in den letzten Monaten vor seiner Maturität das schon im Gymnasiumszeitalter verfaßte Trauerspiel: „Miloſch Kobilowitſch" einer zweiten Bearbeitung unterzogen hatte, wendet sich in den ersten Studiensemestern sein poetischer Trieb andern Stoffen zu. Romanzen, Balladen, Sonette, Gedichte der mannigfaltigsten Art sprudeln aus dem innern Quell hervor, geweckt durch alles, was in Sage, Geschichte oder im Leben ihm entgegentritt. Wenn

*) S. Carl L. Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. 9. Bd. S. 272—281. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer).

des Tages Arbeit und Verkehr hinter ihm liegt, dann kommt es über ihn:

„Die Sonne ſinkt im Weſten nieder,
Vergoldet ſtrahlt der Berge Grat;
Nun ſtill! Jetzt quellen reich die Lieder,
Horcht auf und ſchweigt! Die Muſe naht."

Das Patriotiſche tritt ſtark hervor. Das Vaterland war damals noch ein Ideal, für das der junge Mann ſchwärmte, und an dem Heldenmut der Väter erhob ſich ſein Herz. Dem urſprünglichen Bündner lag nahe, auch wenn nicht eine gelegentliche Bemerkung Jacob Burckhardts ihn darauf aufmerkſam gemacht hätte, daß die Geſtalt Jenatſchens, der aus einfachem Landpfarrer zum Freiheitskämpfer und gewiegten Heerführer ſeines Volkes geworden iſt, aber, durch die Konflikte, in die das Verfolgen ſeiner politiſchen Ziele ihn führte, und durch den erlangten Erfolg an ſeinem Charakter einbüßend, ein tragiſches Ende nahm, ihn dergeſtalt zu feſſeln vermochte, daß er zu einer dramatiſchen Bearbeitung gedrängt wurde. „Mit jugendlichem Eifer", ſagt er ſelbſt, „ging ich dran, ſo daß ich in wenig Monaten das Werk vollendet hatte." 1868 iſt dasſelbe, wie ſchon erwähnt, unter dem Titel: „Georg Jenatſch. Eine dramatiſche Dilogie" bei Hugo Richter in Baſel in Druck erſchienen und hat namentlich in ſeinem Heimatkanton mannigfach Anklang gefunden und daſelbſt freudige Hoffnung auf den vaterländiſchen Dichter geweckt. Jacob Burckhardt, den er, da er deſſen Scheu vor allem Druckenlaſſen kannte, vor der Drucklegung abſichtlich nicht beraten hatte, ſprach wohl mit ihm davon humoriſtiſch als von einem Jugendſtreich, konnte aber doch nicht umhin, ihm zu gratulieren, daß er bei ſeinen Kritikern nicht ſchlimmer weggekommen ſei.

Noch im ſelben Jahr 1868 entwarf er wiederum ein hiſtoriſches, „Eudoxia" betiteltes, Trauerſpiel, das er anfangs 1869 zum Abſchluß brachte. Der Hintergrund war hier die Zeit des untergehenden weſtrömiſchen Reiches. Im Mittel-

punkte ſteht die im Titel genannte Kaiſerin, des weichlichen Schlemmers Valentinians III. Gemahlin, ſie, die nach Ermordung des Gatten und den ſie infolge davon bedrängenden Wirren zuerſt die Vandalen aus Afrika herbeigerufen hat, aus deren Händen ſie dann freilich nur der Tod, zu dem ihr des Geliebten Dolch behilflich iſt, zu befreien vermag.

Aber kaum iſt dieſes opus vollendet, beſchäftigt den unermüdlichen Geſtalter ein anderer Stoff. Diesmal verzichtet er auf die Form des eigentlichen Dramas. Er greift jetzt zu der von Viktor Scheffel angewandten und dem Zeitgeſchlecht ſo vertraut gewordenen Versweiſe. „Der letzte Falkenſteiner. Ein Sang aus dem Jura", heißt das neueſte Stück, das in der Gegend ſpielt, die dem Dichter durch ſeinen Aufenthalt auf der Bechburg bekannt geworden iſt. Daß man um der Liebe willen auch äußere Macht und Herrſchaft opfern kann, darin gipfelt die reizvolle Dichtung. Im Nachſang heißt es wohl reſigniert:

„. . Mein Lied, noch kaum geſungen
Wird verklingen. Wie ein Herbſtblatt
Willenlos im Winde wirbelt,
Bis er's wirft in einen fernen
Winkel, wo's der Schnee dann einſargt,
Alſo wird mein Lied verweſen
In den Zeiten kalter Herbſtluft,
Bis Vergeſſenheit es zudeckt."

Aber, ſo meint er:

„Wem der kalte Sinn das Herz drückt,
Weht's dann wol aus meinem Liede
Gleichwie Heimatluft entgegen,
Friſcher Hauch aus jener Zeit, die
Auch von innerm Glücke wußte,
Nicht allein vom Brote lebte,
Sondern auch von jenen Worten,
Die ein unſichtbarer Geiſt zur
Seele ſpricht, wenn ſie ihm lauſcht. —

Wie „der Falkenſteiner“ mag den auf der Bechburg und ſeiner Umgebung empfangenen Anregungen auch das „Aelpleridyll“ in vier Geſängen ſeine Entſtehung verdanken, das in der Versform von „Hermann und Dorothea“ dem Gedanken Ausdruck gibt, daß, was die ländliche Heimat, verklärt durch treuherzige Liebe, bietet, das Verlockende der Stadt weit ausſticht.

Damit ſchließen für einmal die größeren Dichtungen ab, von denen keine mehr in die Öffentlichkeit gelangte, zum Teil, weil Jacob Burckhardt, der die Zeit nicht für günſtig hielt, überhaupt auch Grauen hatte vor der einem alles verekelnden Kritik, entſchieden davor warnte. Es koſtete dem noch jugendlich optimiſtiſchen Verfaſſer einen Kampf, dieſer Einſicht des Alles bedenkenden Alters ſich zu fügen.

Aber wie reichlich immer noch der Born der Poeſie zu fließen vermochte, das beweiſt die unter dem Titel: „Wogen und Wellen“, Gedichte von Arnold von Salis, 1878 im Verlag von Adolf Geering erſchienene, vom Verfaſſer ſeiner Schweſter Emma gewidmete Sammlung, die ſo manche Erinnerung aus den Studienjahren und der erſten Pfarrerzeit in ſilberner Schale feſthält und als wohltuende Frucht darbietet. Hier lernen wir mehr als ſonſt den Dichter auch als Lyriker kennen, der ſein Glück- und Schmerzempfinden in Liedern muß erklingen laſſen, den Liedern,

„— drein ich oft
Die ganze Seele ausgegoſſen,
Was ich gewünſcht, geliebt, gehofft,
Und was mir hoffnungslos zerfloſſen.“

In der Sammlung findet ſich auch die preisgekrönte, ſo markige und dramatiſche Feſtkantate zur 40jährigen Gedenkfeier der Schlacht bei Murten, die, komponiert von L. Kempter, im Juni 1876 zur Aufführung kam.

Erſt im Jahre 1884, als er ſchon ſeit Jahren Pfarrer in Lieſtal war, tritt Salis neuerdings mit einem größeren

Poesiewerke hervor. Darin kehrt er zu seiner ersten Liebe, zur dramatischen Dichtung, zurück. Eine in Jacob Burckhardts Kultur der Renaissance enthaltene historische Skizze hatte dazu vornehmlich die Anregung gegeben. „Grifone, die Bluthochzeit der Baglionen. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen", lautet die Bezeichnung des Werks, das im Verlag von H. Haessel in Leipzig herauskam. Da die historische Tatsache, von der die Tragödie ausgeht, der Geschichtskenntnis, wie sie jedem Gebildeten darf zugemutet werden, mehr oder weniger doch ferne liegt, so hat der Verfasser auf seines Verlegers Wunsch in einer Einleitung mit dem geschichtlichen Hintergrund vertraut gemacht. Es ist ein gewaltiger, aber grausiger Stoff, der zu behandeln war, aber dem Dichter gelingt's, sich hindurchzuringen zum versöhnenden Schluß in Gianpaolos Gelöbnis:

„Und aus der Schreckenszeit reif' uns als Frucht,
Was uns allein beglücken kann — der Frieden!"

Der Grifone war das letzte größere Poem, zu dem Salis nicht nur den Antrieb empfing, sondern auch die Möglichkeit zur Durchführung fand. Die stets sich steigernden Amtsaufgaben gewährten je länger, je weniger die stillen Stunden, da er in dramatische Probleme sich vertiefen und der sich nahenden Muse lauschen konnte. Immer mehr beschränkte sich die Betätigung seiner dichterischen Begabung auf die Darbietungen, zu denen öffentliche und private Anlässe ihm den Anstoß gaben. Darunter sind freilich manche überaus feine und reizvolle Gaben, die von denen, welchen sie galten, als wertvolle Andenken aufbewahrt werden. In diesen zu allermeist kommt auch der religiöse Dichter, der sonst auffallend zurücktritt, zum Ausdruck.

Sein Lebensberuf, wie es vielleicht eine Zeitlang den Anschein hatte, sollte die Dichtkunst nicht werden. Salis sollte durch Wort und Tat ein gesegnetes Rüstzeug werden im Dienste der evangelischen Kirche seines Vaterlandes. —

4. Im Vikariats- und ersten Pfarrdienst.

Schon wenige Tage nach der Ordination gelangte an den zum Verbi divini minister Promovierten die Bitte um Übernahme eines Vikariats bei dem damals leidenden Pfarrer Theophil Stähelin im baſellandſchaftlichen Bubendorf. Salis, dem es als günſtige Führung erſchien, unter dem Rat des als geiſtvollen Mannes und hingebenden Seelſorgers bekannten Geiſtlichen in die pfarramtliche Tätigkeit ſich einleben zu können, ſagte auf Anfang September zu.

Er hatte aber ſein Vikariat kaum angetreten, als er von der thurgauiſchen Pfarrgemeinde Braunau drum angegangen wurde, zur Herbeiführung näherer Bekanntſchaft in benachbarter Kirche eine Probepredigt zu halten. Der Braunauer Pfarrdienſt iſt mit der Paſtoration der Strafanſtalt Tobel verbunden. Nun hatte der Verwalter derſelben bei einer Begegnung mit dem Strafanſtaltsdirektor von Baſel gehört, daß deſſen Sohn eben das Examen beſtanden hätte. Das hatte ſofort den Gedanken geweckt, dieſer, aufgewachſen in ſolcher Anſtalt, alſo ſchon gewöhnt an den Verkehr mit Gefangenen, müßte beſonders für das Doppelamt der Braunauer Pfarrſtelle geeignet ſein. Er berichtete dem Kirchenvorſtand daheim, der ſofort drauf einging und den ſo qualifizierten Kandidaten unverzüglich um das Halten einer Predigt im nahen Affeltrangen erſuchte.

Trotz dem Herzweh, das die Möglichkeit, den einzigen Sohn und Bruder aus der Nähe zu verlieren, den Eltern und der Schweſter verurſachte, ging der Bubendorfer Vikar, deutlich in der eigentümlich herbeigeführten Anknüpfung die Hand Gottes ſpürend, auf das Verlangen ein. Am 1. Oktober fand die Predigt ſtatt, und tags darauf wurde er bereits von der raſch verſammelten Gemeinde ſozuſagen einſtimmig gewählt. Um des gut abſolvierten Basler Examens willens verzichtete der thurgauiſche Kirchenrat auf die Forderung einer kantonalen Prüfung, zu welcher er — das Konkordat beſtand noch

nicht — berechtigt gewesen wäre. So nahm Salis die Wahl an. Und er hat es nie bedauert.

Am 9. November erfolgte sein Einzug, bei dem Eltern und Schwester ihn begleiteten. Mit zehn Kutschen — die Thurgauer tun's nicht anders — holten Kirchenvorsteher und Gemeindeglieder den jungen Pfarrer mit seinen Angehörigen an der Station Eschlikon ab. Durch bekränzte Dorfstraßen, unter Triumphbogen hindurch, ging es zur Kirche, wo Gesänge und Ansprache die Ankommenden begrüßten. Ein Festmahl im Dorfwirtshaus, an dem auch der katholische Kollege der paritätischen Gemeinde teilnahm und toastierte, beschloß den Tag. Am Sonntag drauf feierliche Installation durch Kirchenrat Aepli von Gachnang, der die Antrittspredigt des Installierten über Spr. 2, 7 folgte. Und nun konnte andern Tags die Arbeit begonnen werden. Die Eltern kehrten heim, nicht ohne das Opfer gebracht zu haben, die Tochter, die einzig noch sie daheim umgeben hatte, dem pfarrherrlichen Sohn zur Führung des Haushalts zu überlassen.

Das Dörflein Braunau mit paritätischer Bevölkerung, dessen nächste Eisenbahnstation das in schwacher Stunde erreichbare Städtchen Wyl ist, liegt in grüner Mulde, aussichtslos. Über den Hügelkamm zur rechten Seite, von dessen Höhe man den Bodensee gewahrt, gelangt man ins Thurtal; über den zur Linken auf der Fahrstraße oder auf abkürzendem, durch Tannwald führenden Fußweg nach Tobel, Affeltrangen, Stettfurt ins Murgtal. Die Gegend, von deren Höhepunkten man einen weiten Ausblick über das leichtgewellte, baumreiche, fruchtbare „Mostindien" hat, ist von ganz anderm Charakter als die Juralandschaft des Baselbiets mit ihren engen Bergtälern, Felsflühen und Burgruinen. Erst allmählig empfand der neue Braunauer Pfarrer den eigenartigen Reiz der gleichförmigeren, weniger scharf geschnittenen Thurgauer Gegend.

Die bescheidene „Berggemeinde" bestand fast ausschließlich aus Kleinbauern, die neben Besorgung ihrer Äcker und Obstbäume noch etwas Weberei von Baumwollstoffen be-

trieben. Es war ein arbeitſames, genügſames Völklein, das hart und redlich ſeinen Lebensunterhalt erwarb und nicht viel auf die hielt, die „mit aufrechtem Buckel“ zu ſchaffen ſich begnügten. Einzelne, die es zu wachſendem Wohlſtand gebracht hatten, waren einzig durch unermüdlichen Fleiß und größte Sparſamkeit aller Glieder des Hauſes dazu gelangt. Es imponierte dem Pfarrer nicht wenig, wenn er etwa eine betagte Witwe, gebückt von jahrzehntelang angeſtrengter Tätigkeit, noch im Mondſchein auf dem Feld arbeitend antraf, dabei aber ganz vergnügt, mit echtem Mutterſtolz ihres Sohnes ſich freuend, der es durch ſeine Tüchtigkeit zu einem Sitz im Gemeinderat gebracht. Die meiſten Einwohner hatten nur Primarſchulbildung, aber eine angeborene Intelligenz. Salis war oft erſtaunt, wie geſchickt die Männer aus einfachſten Verhältniſſen als Kirchen-, Schul- oder Armenpfleger ihre Kaſſenverwaltungen führten und Gemeindeverſammlungen leiteten. Der Sinn für Geſetz und Ordnung war im Thurgauervolk weit verbreitet, manchmal vielleicht bis zur Kleinlichkeit. Selbſt Neigung zur berüchtigten „Trölerei“ mochte ſich etwa finden. Da war ſchon möglich, daß ſolche Geſetzlichkeit auch auf religiöſem und kirchlichem Gebiet leicht eine beengende Wirkung ausüben konnte. Als Salis einmal in einſamem Gehöft ein erkranktes Kind taufte, da hieß es ſofort, das ſei bedenklich, Taufen dürften nur in der Kirche ſtattfinden. Beſonders ſtieß ihn dann auch die das Geiſtliche ſo vergewaltigende Geſetzlichkeit, als im Februar 1874 die Synode den Gebrauch des apoſtoliſchen Symbolums durch Mehrheitsbeſchluß abſchaffte und nicht einmal deſſen fakultative Benützung geſtatten wollte. „O Toleranz und Glaubensfreiheit! wo biſt du?“ ſeufzt Salis im Blick darauf.

Da die Paſtoration einer Gemeinde von bald 300 Seelen, wo es nur wenige Kranke und Kaſualien gab, die Zeit nicht völlig in Anſpruch nahm, erſchien die in der Strafanſtalt Tobel auszuübende Seelſorge als willkommene Erweiterung der dem Pfarrer geſtellten Aufgabe.

In Tobel war seiner Zeit die Komthurei eines Ritterordens gewesen. Als dieselbe mit ihrem Gebäudekomplex und den zugehörigen Ländereien im Verlauf der Geschichte an den Staat gefallen war, hatte man sie passend erfunden für eine Strafanstalt, deren Insassen, großenteils an Landarbeit gewöhnt, hier weiterhin landwirtschaftlich konnten beschäftigt werden. Die katholischen Sträflinge hatten einen besonderen Zugang zur anstoßenden Dorfkirche, die protestantischen wurden zur Predigt in einem Saal des Anstaltsgebäudes versammelt.

Wöchentlich mindestens zweimal hatte der Pfarrer nach Tobel zu wandern, Sonntags zu einem Nachmittagsgottesdienst und Mittwochs oder Donnerstags zu seelsorgerlicher Besprechung mit den evangelischen Sträflingen. Der Verkehr mit den Sträflingen war für den jungen Pfarrer eine Hochschule wertvollster Art. Sie wirkte auf Predigt und Unterweisung nachhaltig ein. Die verhängnisvolle Macht des Bösen, wie die Schwachheit des noch keine höhere Kraft kennenden Menschen, der trotz aufrichtigsten Vorsätzen immer wieder fällt, trat ihm hier in erschütterndster Weise entgegen. In merkwürdige Konflikte sah er hinein, wenn er etwa hörte von dem Sohn, der des Vaters Mörder geworden, weil er der vom Betrunkenen maltraitierten Mutter helfen wollte. Er erfuhr, wie mancher büßen mußte, wo andere, die mit Schuld trugen, straflos ausgingen. Solche Eindrücke machten ihm das Evangelium um so größer, das die Sünde durchaus verurteilt und doch Erbarmen hat mit dem Sünder. Die Anstaltserlebnisse beschäftigten ihn zeitweise sehr intensiv. Er konnte sich nicht enthalten, einmal seine Gedanken über das Gerichts- und Strafverfahren im einzuliefernden Jahresbericht dem Justizdepartement darzulegen. Zunächst ja ohne Erfolg. Es diente ihm aber doch zur Genugtuung zu sehen, daß mit der Zeit in verschiedenen Kantonen Verbesserungen eingeführt wurden, die mit seinen Vorschlägen sich berührten.

Er suchte aber natürlich auch seinen Gemeindegliedern

durch herzliche Teilnahme in Freud und Leid, durch Ermahnung, Rat und Tat nahezutreten. Ein recht vertrauensvolles Verhältnis bildete sich so mit einem guten Teil der Gemeinde. Einzelne bewiesen ihm rührende Freundschaft, ja bewahrten ihre Anhänglichkeit noch lange über die Zeit seines Wirkens in der Gemeinde hinaus. Auch mit den katholischen Dorfgenossen bestand wohlwollender Verkehr. Mit dem Pfarrer und Kaplan von Tobel war er wenigstens korrekt, wenn auch seit dem Vatikanum und dem damit auch in der Schweiz anhebenden Kulturkampf eine gewisse Zurückhaltung nicht zu verkennen war.

Zu Hause hatte Salis ein beneidenswert gemütliches Heim an der Seite der gleichgesinnten idealgerichteten Schwester. Die beiden lasen und musizierten viel zusammen. Gemeinsam pflegten sie auch den herzlichen Freundesverkehr mit dem Pfarrhaus Affeltrangen vor allem, aber auch mit denen in Stettfurt, Kirchberg, Märstetten und Lippersweil. Am letztgenannten Ort war Pfarrer sein einstiger Studiengenosse, der Schreiber dieser Zeilen, mit dem er seither immer in treuer Verbindung blieb. Ihm half er auch, den „Christlichen Volksfreund", das noch heute bestehende Sonntagsblatt, ins Leben zu rufen und in wertvoller Mitarbeit durch die ersten Zeiten hindurch zu tragen.

Trotz dem mehr prosaischen Charakter des Thurgauervolkes, erstarb die Poesie beim Braunauer Pfarrer nicht. Mit einer Reihe poetisch veranlagter Freunde stand er fortwährend in geistigem Austausch, dem eine zirkulierende Mappe, „Dudelsack" genannt, der jeder Empfänger seine neuesten Musenkinder anvertraute, Jahre hindurch zu dienen hatte.

Auch das wissenschaftliche Studium ging beim Landpfarrer keineswegs unter. Verschiedene Stoffe waren es, mit denen er sich um diese Zeit befaßte. Einmal Chrysostomus, dessen Predigten er gründlich studierte. In einer Pastoralgesellschaft handelte er davon, „*was wir von dem alten Chrysostomus für die Predigt in der Gegenwart lernen können*". Es war aber namentlich noch ein Thema,

das ihn während der ganzen Braunauer Zeit beschäftigte: „Die Bedeutung des Sinnbildlichen in der Religion". Ein erneutes Verständnis für das Symbolische schien ihm sowohl für die Theologie als das religiöse Leben in der einerseits zu kritisierendem, negierendem Rationalismus, andererseits zu knechtischer Orthodoxie geneigten Gegenwart von besonderm Wert. Die Professoren Hagenbach und Riggenbach ermutigten ihn beide, das Thema für eine Lizentiatenarbeit auszuführen. Er ging auch darauf ein. Bei der ihm eignenden Gründlichkeit wurde aber die Arbeit nur zu weitschichtig. Als er dieselbe Prof. Kautzsch zur Einsichtnahme vorlegte, forderte ihn dieser zu kürzender Umarbeitung auf. Und zu dieser kam es nicht mehr. Andere Aufgaben traten in Sicht, welche von dem ins Auge gefaßten Thema ablenkten. „So", schreibt Salis im Blick darauf, „bin ich zeitlebens oft in unausgeführten Plänen stecken geblieben."

Die Zeit war bereits da, wo der eben recht in seine Aufgabe eingelebte Braunauer Pfarrer nicht mehr ruhig gelassen wurde. Schon im Juli 1873 kam von Basel aus die Frage an ihn, ob er nicht die Freudigkeit hätte zur Übernahme der Stellung eines zweiten Redaktors an der damals neugegründeten „Allgemeinen Schweizerzeitung". Die Freudigkeit zur journalistischen Tätigkeit fand er allerdings in sich nicht und lehnte ohne lange Unschlüssigkeit ab. Aber ein anderes war es, als er Neujahr 1874, in Basel zu Besuch, von Herrn Ständerat Birmann in Liestal im Namen des dortigen, für den verstorbenen Pfarrer Widmann Ersatz suchenden Gemeinderats gebeten wurde, eines Sonntags daselbst zu predigen, indem man daran denke, gegenüber einem Vorschlag der Reformpartei seine Kandidatur aufzustellen. Diesmal mußte er sich doch fragen, ob es nicht Gottes Ruf sei, der ihn an arbeitsreicheren und verantwortungsvolleren Posten stellen wolle. Er sagte gerade für den folgenden Sonntag zu. Um ja nicht für sich Propaganda zu machen, hielt er eine früher schon in Braunau gehaltene Predigt. Er meinte, so den Erfolg am

eheſten als göttliche Fügung hinnehmen zu können. Die Predigt fand am 4. Januar vor dichtgefüllter Kirche ſtatt, und am 1. Februar erfolgte ſeine Wahl mit 392 von 588 Stimmen.

Das war für die Braunauer Gemeinde, als ihr Pfarrer die Wahl annahm, allerdings ein nicht geringer Schmerz. Immerhin begriff ſie in ihrer Mehrheit den Entſcheid. Er hatte auf Mitte April die Entlaſſung genommen. Es war noch ein wehmütiges Amten bis zur Abſchiedspredigt am 12. April, erleichtert freilich dadurch, daß die Braunauer bis zum letzten Lebewohl ihm noch alles mögliche Liebe und Gute erwieſen.

5. In Lieſtal.

So feſtlich, wie ſeiner Zeit in der thurgauiſchen Gemeinde war der Einzug in Lieſtal nicht. Als der neugewählte Pfarrer erſchien, um einzuräumen, ſtellte ſich niemand zur Begrüßung oder gar zur Hilfe ein. Die aus dem Thurgau mitgekommene Dienerin konnte dieſen Mangel an Anſtand kaum faſſen. Doch war eben hier ein offizieller Pfarrerempfang nicht Brauch, und vielleicht war es um der Richtungskämpfe willen, welche bei der Wahl eine Rolle geſpielt hatten, beſſer ſo. Am 26. April fand durch den liebenswürdigen Präſidenten des baſellandſchaftlichen Pfarrkonvents, Pfarrer J. J. Oeri von Lauſen, und durch den Kirchendirektor Regierungsrat Bußinger vor verſammelter Gemeinde recht weihevoll des Neugewählten Einführung ſtatt. — Bei ſeinem Amtsantritt betrug die Zahl der zur Gemeinde, das Filial Seltisberg eingeſchloſſen, gehörenden Proteſtanten 4460 Seelen, die im nächſten Jahrzehnt ſich wohl auf 5000 vermehrten.

Lieſtal war damals in einer gewiſſen Entwicklung begriffen. Die Hauptſtraße mit ihrer nächſten Umgebung behielt zum Glück im weſentlichen den eindrucksvollen altertümlichen Charakter. Immerhin ſchwanden, beklagt vom kunſthiſtoriſch geſchulten und auch am Alten hangenden

Pfarrer, dieſe und jene Zeugen der Vergangenheit, wie der währſchafte Brunnen vor dem Pfarrhaus, zu dem früher die Tiere täglich zur Tränke geführt wurden und worin der nebenanwohnende Schmied die neubereiften Räder abzukühlen pflegte. Weniger beklagt allerdings verſchwanden auch die Stallungen und Miſthaufen, dieſe Überreſte der Zeit, wo die Bevölkerung zum Teil noch Landwirtſchaft betrieben hatte. Außerhalb aber des alten Städtleins entſtand ein modernes Lieſtal, dazu einerſeits die neue Kaſerne, andererſeits große kantonale Anſtalten, wie das Krankenhaus und die Strafanſtalt, gehörten. Hier hatten auch die Katholiken ihre Kirche und Methodiſten und Irvingianer ihre Kapellen. Innerhalb des Städtchens wurde ein älteres Gebäude zum Chriſtlichen Vereinshaus umgebaut. Das alles deutet ſchon darauf hin, wie hier im Gegenſatz zur einfachen Landgemeinde ein mannigfaltiges religiöſes Leben ſich geltend machte.

Die ehrwürdige, etwa 1000 Sitzplätze enthaltende proteſtantiſche Stadtkirche mit ihrem mächtigen Turm befindet ſich auf einem zentralgelegenen, früher als Friedhof benützten Platz. Durch Torbogen gelangt man aus den umgebenden Straßen dazu. Die ſtets gewiſſenhaft vorbereitete, das Schriftwort gründlich ausſchöpfende, lebendig und mit gutem Organ vorgetragene Predigt füllte raſch und regelmäßig die Kirche. Dank ſowohl ſeiner, jedermann Achtung abnötigenden Perſönlichkeit als ſeinem, von einem Hagenbach und Herm. Schultz begründeten, aber auch ſeiner Natur entſprechenden weitherzigen Standpunkt, durfte er erleben, daß bald viele von denen, die bei der Wahl noch ſeine Gegner geweſen waren, ſeine fleißigen Hörer wurden und in ein freundliches und vertrauensvolles Verhältnis zu ihm traten. 1875 wurde die Kirche einer Renovation unterzogen und dabei — eine moderne Einrichtung, die der Pfarrer ſchon eher begrüßte — die Gasbeleuchtung eingeführt, wodurch z. B. eine Altjahrabendfeier möglich ward, die bald zu einem der beliebteſten Gottesdienſte ſich geſtaltete.

So groß die Gemeinde war, belasteten die Kasualien den Pfarrer nicht zu sehr, da 1873, vor seinem Amtsantritt schon, in Liestal selbst die Leichenpredigten waren abgeschafft worden und die meisten jungen Ehepaare nach der Sitte sich auswärts trauen ließen. Dafür nahm ihn die Pastoration des eine kleine Stunde entfernten Seltisberg ziemlich in Anspruch. Natürlich brachte ein größerer Ort, zugleich kantonaler Hauptort, mit sich, daß allerlei nicht unmittelbar zum lokalen Dienst gehörige Aufgaben dem Pfarrer zuwuchsen.

Bald schon nach dem Eintritt ins hiesige Amt war Salis an der Schul- und Bezirksschulpflege beteiligt und wurde er in die Prüfungskommission für Lehramtskandidaten berufen. Der Kleinkinderschule, die privatim ihren Anfang genommen, aber rasch größeren Umfang gewonnen hatte, so daß die vorhandenen Mittel und Kräfte nicht ausreichten, mußte er aufhelfen und wurde Präsident der ihr vorstehenden Kommission. Für die heranwachsenden Mädchen, die in den weiblichen Handarbeiten vorwärtskommen wollten, organisierte er eine freiwillige Fortbildungsschule. In welchem Maß man ihm pädagogisches Verständnis zutraute, geht auch daraus hervor, daß, als neue religiöse Lehrbücher sich nötig erwiesen, ihm die Bearbeitung derselben, sowohl des Spruchbuches als der „Biblischen Geschichte für Stadt und Land", übertragen wurde.

Natürlich beschäftigte ihn auch das Armenwesen. Die bürgerliche Armenpflege zwar war Sache des Gemeinderates; immerhin wurde der Pfarrer zu den Beratungen, wo es sich um Arme handelte, oft hinzugezogen. Im Armenerziehungsverein des Bezirks mußte er das Präsidium und in dem des Kantons das Aktuariat übernehmen. In Verbindung mit einem Frauenverein rief er die Suppenanstalt ins Leben, und für die Durchreisenden regte er die Gründung einer Herberge an, die mit Hilfe der lokalen gemeinnützigen Gesellschaft auch zustande kam. Ebenso gelang ihm, der vom Vereinshaus mit Hilfe einer Neumünsterdiakonissin aufgenommenen Gemeindekrankenpflege durch sein organisatorisches Eingreifen den festen

Boden zu verschaffen. Er lernte überhaupt die vom Vereinshaus ausgehende Tätigkeit mehr und mehr schätzen und stellte sich zu demselben in freundliches und zu manchem Dienst bereites Verhältnis.

Aber auch andere Aufgaben kirchlicher und religiöser Natur verlangten seine Mitarbeit. Er wurde kantonaler Abgeordneter zum theologischen Konkordat, ein Zeichen, wie seine theologische gründliche Schulung anerkannt wurde. Regelmäßig nahm er fortan an den Tagungen der Konkordatsbehörde teil, wobei er persönlich namentlich in Kirchengeschichte und Pastoraltheologie zu examinieren hatte.

Von Anfang an war er aber auch mit besonderm Interesse an der Leitung des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins von Baselland beteiligt. An dessen Jahresfeiern hat er verschiedene Male die aus dem Kanton zusammengeströmte Festgemeinde mit ansprechenden, zu Glaubenstreue und Glaubensmut anspornenden Geschichtsbildern erfreut. Öfters hat er auch den Verein auswärts vertreten. So wuchs er von selbst immer mehr in das Werk hinein, für das er später noch in viel weiterem Umfange sich hergeben sollte. Auch für die Mission, speziell die Baslermission, gewann er, bei den Konfirmanden vor allem mit seiner Anregung einsetzend, Teilnahme und Mithilfe.

Es fing während der Jahre seiner Wirksamkeit in Liestal auch hier die Temperenzbewegung an Boden zu fassen. Den Bestrebungen derselben hat er, auch wenn er selber kein Gelübde unterschrieb, gerne durch Übernahme von Bibelstunden in dem von den Freunden der Sache gesammelten Kreise gedient. Und weil wir doch mit allen uns geschenkten Gaben dem Reich Gottes zum Dienste bereit sein sollen, so hat er sich willig hineinziehen lassen zur Mitarbeit für das von einem in Basel befindlichen Komitee getragenen und geleiteten, im Kanton Tessin betriebenen Evangelisationswerk. Da hat er, von Kind auf des Italiänischen mächtig, je und je dazu sich hergegeben, selber Evangelisten zu ordinieren und zu installieren.

Es waren aber noch anderweitige Interessen zu befriedigen. An einem Hauptort wie Liestal befanden sich Kreise genug, welche ihrem Bildungsstand und -trieb nach etwas höher gehaltene Vorträge, literarischen oder historischen, naturwissenschaftlichen oder sozialen Inhalts verlangten. Wohlgesinnte Männer, wie Ständerat Birmann, Pfarrer Tanner in Langenbruck und diese und jene Lehrer der höheren Schulen, kamen gern in den am Sonntagnachmittag im Landratssaal stattfindenden Vorträgen dem Bedürfnis entgegen. Natürlich versagte Salis, der ja gerade in dieser Hinsicht eine besondere Begabung besaß, hier seine Mithilfe nicht. Sie wurde übrigens auch von Basel [1] und anderswo manchmal in Anspruch genommen. Eine schöne Reihe der mannigfaltigsten Vorträge, am liebsten über geschichtliche Themata, hat er im Lauf der Jahre gehalten, die von seiner eminenten Arbeitsfreudigkeit Zeugnis ablegen [2]. Und weil man in der Gegenwart vom Pfarrer gern verlangt, daß er dem Volksleben, soweit es eine gesunde Art hat, nicht spröd gegenüberstehe, so entzog sich Salis auch da nicht, wo von ihm in dieser Hinsicht ein Dienst begehrt ward, insofern seine Amtstätigkeit dadurch nicht beeinträch-

[1] Aus den Vorarbeiten für solchen Vortrag ist wohl die in Carl Winters Universitätsbuchhandlung zu Heidelberg 1885 erschienene, auf gründlichen Studien beruhende Schrift hervorgegangen: „Agrippa d'Aubigné. Eine Hugenottengestalt." Es war ihm Bedürfnis und Freude, die trotz ihrer schriftstellerischen Bedeutung durch die katholische Zensur lange unterdrückte und auch im 18. Jahrhundert noch mißachtete, erst seit 1828 durch die französische Akademie rehabilitierte Persönlichkeit dem deutschen Volke nahezubringen als „eine Gestalt, deren Anblick wahre Herzstärkung ist für Jeden, der Sinn hat für Geistes- und Charaktergröße, wes Stammes er auch sei". Vielleicht gilt das ebenso von dem im Verlag christlicher Schriften in Basel erschienenen Büchlein: „Zur 200jährigen Erinnerung an die Aufhebung des Edikts von Nantes."

[2] So hatte er am 9. Juli 1886 die Festrede zur Sempacherfeier der Quartiervereine Basels zu halten, die im Kirchenblatt Nr. 30 hernach gedruckt worden ist.

tigt wurde. So hielt er am Turnfest in Liestal die Festrede, half auch etwa durch ein Gelegenheitsgedicht, sei's für die Fahnenweihe eines Turnvereins, sei's für einen Sängergruß, wie anläßlich des kantonalen Gesangfestes in Birsfelden. Hier mag auch an die früher schon erwähnte Festkantate zur 400jährigen Gedenkfeier der Murtener Schlacht im Juni 1876 erinnert werden.

So verstehen wir, daß, als Salis am 29./30. Mai 1886 nach Basel berufen wurde, sein Scheiden auch wieder, wie seinerzeit in Braunau, rechte Betrübnis erweckte. Es hatte ja früher schon mehr als einmal gedroht, daß er von Liestal wegkommen sollte. 1878 bereits war er drum angegangen worden, sich für eine vakante Helferstelle an St. Theodor in Kleinbasel portieren lassen. Er hatte abgelehnt. Im Herbst desselben Jahers wurde er zu St. Peter in Basel als Ersatz für den verstorbenen Herrn Pfarrer Stückelberger in Vorschlag gebracht. Man hatte ihn zum voraus gar nicht angefragt. Bei der Wahl jedoch am 29. September unterlag er gegenüber dem freisinnigen Kandidaten Böhringer. Ebenso war es der Fall, als er im März 1879 für die vakante Helferstelle an St. Leonhard von dem positiven Teil der Gemeinde als Kandidat aufgestellt wurde. Der von den Reformern portierte Gegenkandidat trug mit 597 gegen 507 Stimmen den Sieg davon. Kaum hatte er sich darüber beruhigt, im Blick auf die eigene Person keineswegs betrübt über das Ergebnis, im Gegenteil sich freuend, der ihm so lieb gewordenen Gemeinde weiter dienen zu dürfen, so wurde schon wieder an ihm gerüttelt, indem er im April von Kleinhüningen bei Basel sondiert wurde, ob er sich zur Übernahme der dortigen Pfarrstelle entschließen könnte. Doch sah er sich im Blick auf die so wichtige Arbeit, darin er stand, nicht veranlaßt darauf einzugehen. Noch eine Reihe von Jahren der besten Manneskraft durfte er so weiterhin der Liestaler Gemeinde dienen, die dadurch mit ihrem geschätzten Prediger und Seelsorger um so fester verbunden ward. Kam dann nach 12jähriger treuer

Wirksamkeit die Trennung wirklich, so waren die Gemeindeglieder dankbar genug für das ihnen Gewordene, um dem Scheidenden nicht zu zürnen, der nun einem Rufe seiner Vaterstadt folgte.

Keinerlei Anklage wurde laut, als vor seiner am 5. September 1886 gehaltenen letzten Predigt[1] noch einmal Behörden und Gemeindeglieder bei einem Abschiedsmahl mit ihm sich vereinigten. Von verschiedenster Seite wurde der wärmste Dank dafür ausgesprochen, daß durch sein Wirken die einst bei seiner Wahl noch vorhandene Spaltung auf das Erfreulichste geheilt worden sei, und überhaupt für das Viele, was er der Gemeinde gegeben. „Nicht nur", ließ sich Ständerat Birmann vernehmen, „das arme Weiblein in abgelegenster Wohnung, das verlassene Kind, der hilflose Kranke hat es empfunden, daß unser Pfarrer ein offenes Herz für sie alle hat, auch jedes Schulkind fühlte und erwiderte seine Liebe, jeder Lehrer anerkannte und vergalt seine Freundschaft, alle idealen Bestrebungen in der Gemeinde fanden in ihm ihre Stütze; was immer die Ehre und das Gedeihen der Gemeinde betraf, lag ihm am Herzen." —

Wir können aber die Liestaler Lebensperiode nicht abschließen, ohne noch zweier Erlebnisse zu gedenken, die allerdings nicht zu der ausgeübten, so herzlich verdankten Amtstätigkeit gehören, aber doch für dieselbe, jedes in seiner Weise, reichlich Frucht tragen sollten.

Das erste ist die, einen lang gehegten Wunsch erfüllende Italienreise, die Salis im Jahre 1879 zu machen vergönnt war. Vom 22. September bis 30. Oktober führte sie ihn über Turin, Genua, Pisa, Siena, Orvieto, Rom, Assisi, Perugia, den Schauplatz des historischen Trauerspiels: „Grifone, die Bluthochzeit der Baglionen", mit dem er sich um jene Zeit befaßte, dann Florenz, Bologna, Ravenna und zurück über

[1] Abschiedspredigt in Liestal über Hebr. 13, 8. Verlag von Lüdin & Walser in Liestal.

Bologna nach Ferrara, Padua, Venedig, Verona, Bergamo, Mailand, dann auf dem Weg über Turin, Genf, Basel in sein Liestal zurück, wo er wie ein mit kostbaren Schätzen gefülltes Schiff als im Hafen, von dem er ausgefahren, glücklich eintraf. Die Reise, über die er sorgfältig, oft auch durch Zeichnungsskizzen illustriert, ein Tagebuch geführt hat, verschaffte ihm nicht nur ausgiebig Stoff, den er hernach andern zum Genuß zu verwenden und zu verwerten Gelegenheit fand; ihm selber hat sie in erfreulichem Grade zur Erfrischung gedient. Wie die, die mit ihm verkehrten, kaum ahnten, hatte er je und je, wohl meist infolge von Überarbeitung, Zeiten rechter Niedergeschlagenheit gehabt, wo herbe Selbstkritik ihm alle Freudigkeit nehmen wollte, das Unerfreuliche, das sowohl in der kirchlichen wie in der politischen Entwicklung zutage trat, ihn gemütlich bedrückte. Da war durch die Belebung, welche die Reise gebracht hatte, alles wieder heller geworden.

Das zweite aber, das er in Liestal noch erleben durfte und das allerdings noch tiefer einwirkte, als seine Reise, das war das eheliche Glück, das ihm im 33. Altersjahr endlich auch erblühte. Er hatte kaum den Mangel desselben so schwer empfunden, solange die Schwester, mit der er so innig verbunden gewesen und die, durchaus geistesverwandt mit ihm, alle seine Interessen teilte, ihm an der Seite gestanden war. Allein durch ihre Verheiratung mit Herrn Dr. Achilles Burckhardt am 1. April 1879 hatte die tägliche Lebensgemeinschaft mit ihr ein Ende gefunden. Schon während der Verlobungszeit, die zeitweilige Abwesenheiten mit sich brachte, empfand er die vorhandene Lücke. „Ich muß", schreibt er am 3. November 1879, „mich allmählich an meine Vereinsamung gewöhnen." Er gab sich ja alle Mühe, es zu tun. Aber der Wunsch nach einem Wesen, das die Lücke ausfüllen, ja noch in höherer Weise sein Leben teilen würde, bekam doch immer mehr Macht. Im Sommer nach der Schwester Hochzeit traf er mit dieser und ihrem Manne für etliche Tage in Wengen zusammen. Bei diesem Anlaß begegnete er der Familie des

Herrn Dr Haegler-Gutzwiller von Basel, deren Tochter Marie auch dabei. Noch ergab sich hier keine tiefergehende Anknüpfung. Aber doch blieb ihre Erscheinung in seinem Gedächtnis haften. Und in der Folgezeit kehrten die Gedanken immer wieder zu ihr zurück, bis er im April 1880 um sie anhielt und zu seiner großen Freude ihr Jawort erhielt. Am 7. September fand die Trauung statt, der die Hochzeitsreise folgte, die wieder nach Italien führte, zum guten Teil an die früher besuchten Orte, so daß der Ehemann seiner lieben Begleiterin ein bereits kundiger Führer sein konnte.

Freundlich wurde nach der Rückkehr die junge Pfarrfrau aufgenommen, und rasch lebte sie sich ein, nicht nur in ihres Mannes Art und Wesen, die sie in mancher Hinsicht trefflich ergänzte, sondern auch in die Gemeinde und all die Arbeit, die hier der Pfarrfrau zukam. —

6. Als Helfer an St. Leonhard in Basel.

Ohne Opposition war Salis am 29./30. Mai 1886 gewählt worden. Das Pfarrpaar bezog mit seinen vier in Liestal gebornen Kindern das altertümliche, aber gemütliche Haus Ecke Leonhardsberg-Kirchplatz, vor Zeiten, im Besitz des Hospizes vom Großen Bernhard, Pilgerherberge, später Schule des Leonhardsstiftes.

Am 12. September fand in dekorierter, gedrängtvoller Kirche die Installation durch Herrn Antistes Stockmeyer statt. In Anknüpfung an Apostelg. 4, 12 legte der Neugewählte freudig sein erstes Zeugnis über den Einen, in dem uns das Heil geworden ist, vor der Gemeinde ab. Rasch, nachdem auch noch der positive Gemeindeverein in seiner Mitte ihn herzlich begrüßt hatte, fühlte er sich zu St. Leonhard daheim. Mit großem Vertrauen kam man ihm entgegen. Die Zuhörerschaft unter seiner Kanzel mehrte sich zusehends. Nur jeden dritten Sonntag war ihm die Morgenpredigt eingeräumt. Umsomehr waren auch die Nachmittagsgottesdienste gut besucht. Im positiven Gemeindeverein, der damals eine sehr

rege Tätigkeit entwickelte, wurde seine Mitarbeit freudig empfunden. Ein darin im März 1887 durch Salis gehaltener Vortrag „über den pfarramtlichen Religionsunterricht" ist auf Verlangen nachher gedruckt worden. An Projekten, die zu besprechen waren, fehlte es weder dem Verein noch dem Kirchenvorstande. Mit der vorhandenen kirchlichen Versorgung war man auf allen Seiten noch nicht befriedigt.

In seiner Tätigkeit war Salis zunächst durch den von der kirchlichen Hilfsgesellschaft angestellten Herrn Pfarrer Theophil Stähelin, dessen Vikar er einst in Bubendorf gewesen, unterstützt. Der hielt an den Sonntagen, wo dem positiven Pfarrer der Kindergottesdienst nicht zusiel, morgens um 8 Uhr eine Parallelkinderlehre. Er sammelte auch die noch nicht zum Wochenunterricht pflichtigen Kinder der ersten Schulklassen in der sogenannten „freiwilligen Kinderlehre" in einem ihm zur Verfügung gestellten Lokal um sich. Allein, ein so trefflicher Katechet Herr Pfarrer Stähelin auch war, so behagten doch die zu so ungeeigneter Stunde stattfindenden Sonntagskinderlehren einem guten Teil der positiven Gemeindeglieder nicht, und den Freisinnigen waren sie ohnehin ein Dorn im Auge.

So wurde, auf die Initiative des Gemeindevereins hin, vom Kirchenvorstand wiederholt bei der Regierung um die Anstellung eines weiteren Helfers und ebenso um die Erstellung eines zweiten gottesdienstlichen Lokals petitioniert. Doch erst nach mehrfach abschlägigem Bescheid und nachdem bereits am 14. November 1888 der positive Gemeindeverein „mit begeisterter Einstimmigkeit" beschlossen hatte, den Bau einer Kirche selber in die Hand zu nehmen, wurde endlich am 13. Mai 1889 vom Großen Rat die Kreierung der dritten Helferstelle und die Erwerbung eines Bauplatzes beschlossen.

Noch im selben Jahr fand in der Tat die Wahl des neuen Helfers statt. Am 31. August/1. September wurde Herr Pfarrer Eduard Preiswerk, zuletzt in Thayingen (Kanton Schaffhausen) berufen, ein vertrauter Studiengenosse von

Salis, der bald auch als Prediger und Katechet Anziehungskraft ausübte, so daß durch die Wirksamkeit der beiden Gesinnungsgenossen das Gemeindeleben einen sichtlichen Aufschwung nahm.

Es konnte nun Salis umsomehr auch nach andrer Seite hin Arbeit übernehmen. Verschiedene Institute innerhalb der Gemeinde, wie der Kindergarten im Bachlettenquartier und die Krippe St. Leonhard, beriefen ihn zum Vorsteher ihrer Kommissionen. Vor allem wichtig aber war, daß man ihm kurz, nachdem er in der Jahresversammlung einen feinen Vortrag über das Evangelium in Italien gehalten und damit den Beweis geleistet hatte, wie intensiv er sich mit der Sache des Evangeliums innerhalb der katholischen Welt beschäftigte, am 27. März 1888 an Stelle des heimgegangenen Herrn Pfarrer D. Ernst Stähelin das Präsidium des Vorvereins und damit zugleich der Gesamtheit der Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine in der Schweiz übertrug.

Der Bau eines zweiten kirchlichen Lokals zog sich noch manches Jahr hinaus. Ein Bauplatz an der Feierabendstraße, der aber später aufgegeben ward, wurde zwar laut Beschluß des Großen Rates vom 9. Dezember 1889 gekauft. Aber für die Inangriffnahme des Baues selber war einstweilen noch keine Willigkeit vorhanden. Mit Freuden aber nahm man wahr, was doch am Ende wichtiger ist, daß ein innerliches Bauen vor sich ging, die Liebe zur Kirche und zu dem darin verkündigten Worte wuchs.

Die Predigten von Pfarrer von Salis haben dazu entschieden mit beigetragen. Manche sind von dankbaren Hörern hinterher abgeschrieben, einzelne auch durch den Druck vervielfältigt worden, so die vom Sylvester 1888 über Hiob 7, 6, die im „Kirchenfreund" als „ein Meisterstück von sinniger und ernster Betrachtung bei solchem Anlaß" bezeichnet ward, und die Neujahrspredigt von 1890 über Luk. 22, 42 (Verl. von A. Gering). Am 27. August hat sich Salis anläßlich der Tagung der Schweizerischen Predigergesellschaft in Aarau

als Referent eines der zur Diskussion aufgestellten Themata in gediegener Ausführung „über die Aufgabe der Predigt“ ausgesprochen. Er ist nicht einverstanden mit der in der Gegenwart oft gehörten Forderung: „Keine dogmatischen Predigten mehr.“ Gerade „echt dogmatische“ Predigt erscheint ihm als das richtige. Sie soll nicht dem Subjektivismus des Predigers dienen, sondern den Inhalt des Evangeliums, wie er aus der göttlichen Offenbarung in Christo zur Rettung der Menschheit aus Schuld und Elend sich ergibt, verkündigen. Und das Evangelium soll gepredigt werden nicht als eine Lehrmeinung neben andern, sondern als gewisse und allein gültige Autorität.... Unsere erste Pflicht ist, so meint er, die im Glauben Stehenden mit dem ihnen teuern Lebensbrot zu nähren. Er ist der Überzeugung, daß mancher Prediger wohl darum eine so spärliche Zuhörerschaft habe, weil er geförderten Christen zu wenig biete. Und das wird man in der Tat sagen dürfen, daß gerade solche Christen in der Predigt von Salis viel gefunden haben und ihm deswegen dankbar geblieben sind. Der Prediger aber, das stand ihm bei der Ausarbeitung stets vor Augen, soll das, was er zu sagen hat, faßlich, behältlich und wirksam sagen. Er muß dabei einen klaren Plan haben, damit der Gedankengang durchsichtig sei und wirklich vorwärts schreite, dem vorgenommenen Ziele zu. Salis war in dieser Beziehung ein echter Schüler von Imman. Stockmeyer, seinem einstigen homiletischen Lehrer. Das ist keine Frage, daß er mit dieser seiner nicht geistsprühenden, aber geistvollen Art zu St. Leonhard und dann späterhin am Münster Jahrzehnte lang eine große Gemeinde, und zwar auch die Männerwelt derselben sonntäglich gefesselt und innerlich gefördert hat.

Da war es natürlich, daß, als im Mai 1891 Salis bei dem die Gemüter mächtig erregenden Ringen um die Stelle des Hauptpfarrers am Münster den Sieg davontrug und dem Kirchenvorstand von St. Leonhard seine Demission einreichen mußte, die Gemeinde, so sehr man die Wichtigkeit der stattge-

fundenen Wahl im Blick auf die Gesamtkirche empfand, sehr unter dem Eindruck eines schmerzlichen Verlustes war. Es waren nicht wenige, die sofort sich vornahmen, seine Zuhörer auch im Münster zu bleiben, und die Großzahl der Konfirmanden erklärte, bei ihrem lieben Pfarrer trotz seines Wegzuges den angefangenen Unterricht vollenden zu wollen. Salis durfte auch die Genugtuung mitnehmen, daß beim Abschied der Präsident des Kirchenvorstandes ihm im Namen der ganzen Gemeinde für seine Wirksamkeit, wie auch für die den Kollegen bewiesene Freundlichkeit den Dank auszusprechen sich veranlaßt sah. — Noch vor seinem Umzug ins Antistitium, am 8. und 9. September, hatte er die Versammlung der Schweizerischen Predigerversammlung in Basel zu leiten.

Als Hauptpfarrer am Münster und Antistes. 1891—1901.

Ein Abschied ist immer wehmütig, und einem tiefern Gemüt verbindet sich ein solcher gern mit dem Gedanken an den letzten Abschied. In der Erinnerung an den Auszug aus dem Leonhardspfarrhaus hat Salis seiner Frau die paar Verse gewidmet:

„Es war uns lieb, das alte Haus
Mit den kleinen sonnigen Scheiben,
Mit Hof und Gärtlein. Wir mußten hinaus;
Da war kein Bleiben!

Die Kirche am stillen, verborgenen Ort,
Im Schatten der Lindenbäume —
Sie war uns lieb. Wir mußten fort,
Entflohene Träume!

Uns ward des neuen Guten ja viel;
Wir danken drob mit Schweigen.
Doch lispelt's im Herzen: Wir sind am Ziel!
Der Tag will sich neigen.

So neig' er sich, wie Gott es will!
Wir legen's in Seine Hände.
Selbander laß uns wandern still
Bis an das Ende!"

Zunächſt ſollte es freilich am neuen Arbeitspoſten und in der auf den ehrwürdigen Münſterplatz hinausſchauenden Amtswohnung noch ein langer und inhaltsreicher Tag werden. Im Antiſtitium iſt dem neuen Bewohner noch ſein jüngſtes Töchterlein, das fünfte Kind, geſchenkt worden. Es trug nicht wenig zum Heimiſchwerden im neuen Hauſe bei.

Im Mai 1891 hatte die Wahl von Salis zum Hauptpfarrer am Münſter und zugleich zum Antiſtes, d. h. zum Vorſteher der Geiſtlichkeit reſp. ihres Kapitels ſtattgefunden. In Erfüllung gegangen war, was einſt ſein Lehrer, der Germaniſt Prof. Wilhelm Wackernagel, wie vorausgeſehen hatte. Der nämlich hatte einmal Schülern der oberſten Gymnaſialklaſſe, die er in ſein Haus eingeladen, ſcherzweiſe, jedem einzelnen, die Zukunft prophezeit. Als nun die Reihe an den ihm offenbar imponierenden jungen Salis gekommen, hatte er ihn mit Emphaſe als „Herrn Antiſtes" begrüßt. Daran erinnerte ſich jetzt der eine und andere, der damals dabei geweſen.

Am 11. Juni 1891 wurde Salis aber auch durch die Synode mit 44 von 72 Stimmen zum Präſidenten des Kirchenrats gewählt und dadurch mit der Leitung der Kirche betraut. Am 4. Oktober erfolgte die Inſtallation im Münſter durch Herrn Kirchenrat Pfarrer Theodor Barth. In Anknüpfung an Ezechiel 3, 4. 5 legte der neue Münſterpfarrer das Bekenntnis ab, daß ihm nach 20jährigem Dienſt die Führung des evangeliſchen Hirtenamtes keineswegs leichter, im Gegenteil nur immer ſchwerer erſcheine und gerade, weil er nun auch an der Leitung der Kirche beteiligt ſei, ihm vor der übertragenen Aufgabe bange und er dazu den Mut nur finde in dem jetzt auch an ihn gerichteten Wort des Herrn: „Du, Menſchenkind, gehe hin und predige."[1] Wenige Tage hernach wurde er im Muſikſaal vom poſitiven Gemeindeverein willkommen geheißen, der nach dem vorausgegangenen Wahl-

[1] Siehe: Zum Andenken an die Inſtallationsfeier im Münſter am 4. Oktober 1891, bei Reich in Baſel.

kampf in freudigſter Erregung war über die Tatſache, daß ein Mann ſeiner Geſinnung und ſeines Vertrauens auch weiterhin auf der Münſterkanzel das Wort des Lebens verkündigen ſolle. Der Begrüßte antwortete mit einem Gedicht, darin er, auf die Geſchichte des Münſters hinweiſend, dem Herrn die Ehre gab, deſſen Kraft auch in den Schwachen mächtig ſei und der ſelbſt aus Trümmern Neues könne erſtehen laſſen.

Eine der erſten im Auftrag des Kirchenrates auszurichtenden Funktionen war die am 1. November 1891 vorzunehmende Einführung des zu ſeinem Nachfolger an St. Leonhard gewählten Jugendfreundes, des Schreibers dieſer Zeilen. Es gab um dieſer Verbundenheit willen und weil der Akt inmitten der früheren Gemeinde ſtattfand, ſeinem an Jer. 3, 15 anknüpfenden Wort beſondere Herzlichkeit[1]. —

Charakteriſtiſch für das Weſen von Salis, der gerade im Beginn ſeiner antiſtitialen Tätigkeit etwa in den Fall kommen konnte, in ältern Protokollen und Dokumenten ſich zu orientieren, iſt, daß er ſchon im Januar 1892 das im argen liegende Pfarrarchiv gründlich aufräumte und ſorgfältig rubrizierte. Die Ordnung blieb auch für alle Folgezeit beſtehen. Man hatte manchmal Anlaß zu bewundern, wie raſch er alte Briefſchaften, Berichte, Ordnungen und dergleichen, wenn man derſelben bedurfte, hervorzog. Auch für die in der Verwaltung des Antiſtes befindlichen Fisci richtete er eine angemeſſene Buchführung ein, wie ſie bisher gefehlt hatte.

Vor allem aber ſuchte er natürlich mit den Gliedern der ausgedehnten Gemeinde bekannt zu werden. Die Münſtergemeinde war kompliziert. Die Pfarrer von St. Martin, St. Alban, St. Jakob und St. Eliſabeth, die alle ihre Sonderkirchen und -gemeinden hatten, gehörten als Helfer dazu. Der Hauptpfarrer aber, wie der ſogenannte Oberſthelfer, waren für die Geſamtgemeinde da. Früher war der Antiſtes vom Er-

[1] Zugleich mit der Antrittspredigt des Eingeführten unter dem Titel: „Das Hirtenamt und die Aufgabe der chriſtlichen Kirche“ gedruckt. Miſſionsbuchhandlung in Baſel.

teilen der Wochenkinderlehren und des Konfirmandenunterrichts dispenſiert. Salis aber, deſſen Herz am Jugendunterricht hing, hatte bei Annahme der Münſterwahl die Forderung geſtellt, daß auch ihm die Erteilung ſolchen Unterrichts geſtattet ſei. Und er hat dieſen Teil der pfarramtlichen Aufgabe bis zu ſeinem Rücktritt fortgeführt.

Jahr um Jahr brachte für den Pfarrer am Münſter neben der gewöhnlichen Wortverkündigung beſonders wichtige Predigtaufgaben, ſo 1892 die Predigt in der von der Regierung veranſtalteten Feier zum Gedächtnis an das Münchenſteiner Unglück vom 14. Juni 1891, deſſen Schrecken und ſchmerzliche Verluſte von weiten Teilen der Bevölkerung noch nicht verwunden waren. Ebenſo originell als tief war das Wort, das Salis bei dieſem Anlaß ſprach. Schon der Text: Pred. 2, 16 „Die künftigen Tage vergeſſen alles" ließ die Predigt eindrücklich bleiben[1]. — Am 9. Juli, einem Samstag, war die Feſtpredigt zu halten zur Eröffnung der mit großartiger hiſtoriſcher und muſikaliſcher Aufführung verbundenen Feier zur Erinnerung an die Anno 1392 ſtattgefundene Vereinigung von Klein- und Großbaſel. Allgemein ſtand man hier unter einem weihevollen Eindruck der von Pſalm 147, 12—14 ausgehenden Rede. Einem auswärtigen Teilnehmer freilich war ſie nur zu weihevoll geweſen. Hämiſch ließ er ſich in einem Züricher Blatt darüber aus. Auf eine prächtig ſchillernde Feſtpauke hatte er offenbar gerechnet. Eine ſolche entſprach der Art von Salis nicht. Das Wort bei ſolchem Anlaß war ihm immer eine heilige Sache, und er ging in die Tiefe. Das iſt aber nicht nach jedermanns Geſchmack.

Er mußte übrigens während der erſten Zeit ſeines Antiſtesamtes wiederholt Anfechtungen erfahren. Schon wegen der am 29. Mai 1891 gehaltenen Predigt über Apoſtelgeſch. 1, 15 bis 26 war er angegriffen worden, als hätte er die Kanzel zu „tendenziöſer Agitation" im Hinblick auf die bevorſtehenden

[1] Siehe „Chriſtl. Volksfreund" Jahrg. 1892. S. 113.

Synodalwahlen mißbraucht. Die Predigt ist unter dem Titel: „Christliche Wahl" hernach im Verlag von A. Geering im Druck herausgekommen. Sie läßt, wenn man sie liest, sofort erkennen, wie wenig gerechtfertigt die Ausstellungen waren.

Heftiger aber ward noch Fehde gegen ihn geführt infolge eines in der Versammlung der positiven Gemeindevereine im Dezember 1891 gehaltenen Vortrags „über die Zugehörigkeit zur Landeskirche". Gestützt auf das in der Allgemeinen Schweizerzeitung gegebene, in seinem Wortlaut wohl nicht genügend exakte und abgewogene Referat, erfolgte in der Nationalzeitung unter der Überschrift: „Ein streitbarer Kirchenfürst" von reformerischer Seite ein geharnischter Angriff. Darin wurde die Wahl von Salis zum Antistes geradezu als ein Mißgriff bezeichnet.

Fast komisch berührt heute, angesichts der jahrzehntelangen, auch von den Parteigegnern als stets loyal und gerecht anerkannten Amtstätigkeit des verstorbenen Antistes, der wütende Angriff, dessen Gegenstand er hier geworden, und der für ihn damals geprägte Titel.

Es waren eben zu jener Zeit gespannte Verhältnisse. Nach und nach flaute jedoch die Schärfe der kirchlichen Parteigegensätze merklich ab. Deutlicher trat mehr und mehr der Gedanke an die Loslösung der Kirche vom Staat in den Vordergrund, eine Aufgabe, welche die verschiedenen in der Kirche vorhandenen Richtungen zu gemeinsamem Raten und Handeln nötigte. Ohnehin machte sich eine neue Richtung allmählich fühlbar, welche von Vater und Sohn Blumhardt in Boll beeinflußt, den Dogmatismus ablehnte und das Warten auf das alle sozialen Verhältnisse umwandelnde Reich Gottes in den Mittelpunkt stellte. So trat der Parteikampf zurück. Bei Pfarrwahlen oder der Ernennung von Behörden überließ man in der Regel die Aufstellung der Kandidaten der Partei, die durch Tod oder Resignation einen Vertreter eingebüßt hatte. So gewöhnte man sich, jedem seine Freiheit

gewährend, so viel als möglich ohne Streit unter demselben Kirchendach zu wohnen.

Salis empfand wohl, wie durch diese Zwei- und Dreispurigkeit die Kirche, zumal nach außen hin, an Kraft Einbuße erlitt und wie dadurch auch im Blick auf den inneren Ausbau je und je Schwierigkeiten sich ergaben. Allein, es waren nun einmal die gottgegebenen Verhältnisse, in die man sich zu finden hatte. Es stand ihm fest, daß der Herr der Kirche auch hinter ihrer Entwicklung stehe und er durch ihre einzelnen Stadien eben jeder Zeit ihre besonderen Aufgaben stelle. Das war ihm überdies klar, daß nicht durch erzwungene Uniformität, sondern in der freien Aussprache der Überzeugungen die Wahrheit schließlich am meisten gewinne.

Reichlich boten sich auch schon in diesem ersten Jahrzehnt seiner Antistestätigkeit, davon dieser Abschnitt handelt, Gelegenheiten, wo die Richtungsunterschiede nicht in Frage kamen und er allen zu dienen hatte. Da war am 11. und 12. Oktober die Feier des 50jährigen Bestandes der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz. Sie gab ihm Anlaß nicht nur zu einem Rückblick auf die Geschichte und bisherige Tätigkeit des ihm so sehr ans Herz gewachsenen Hilfswerks. Sie weckte auch den Poeten in ihm auf. Durch eine in der Festversammlung zur Ausführung kommende Dichtung: „Ein geistlich Spiel auf Zwinglis Todestag" verlieh er in der Hoffnung:

„Und, was ihr schaut, Gott gebe, daß es mehre
Die Lust am Liebeswerk zu Seiner Ehre"

der Feier einen außergewöhnlichen Glanz.

Am 31. August 1897 mußte er an der Predigerversammlung in Chur die Predigt halten, für welche er die apostolischen Ermahnungen an die Gemeindevorsteher, 1 Petr. 5, 1—4, zum Texte wählte. Im Juli 1898 fand in Basel die XIV. internationale Konferenz der Jünglingsvereine statt, für die ihm auch der Gottesdienst im Münster zufiel. Am 2. Oktober 1899 hatte er Basel am Kongreß für Innere Mission in Straßburg

zu vertreten. Seine damalige Ansprache, die nach Matth. 4, 18—22 sehr lebendig an die Doppelaufgabe der Jünger Jesu, sowohl die Netze auszuwerfen als sie zu flicken, erinnerte, ist hinterher besonders gedruckt und vervielfältigt worden.

Aber auch zu schönen biographischen und historischen Arbeiten hat er, der ja einen ausgesprochenen Sinn für Geschichte und deren Studium besaß, in dieser Periode noch sich Zeit und Kraft abgerungen. 1894 veröffentlichte das Basler Jahrbuch seine interessante, auf den im Archiv des Antistitiums vorhandenen Akten fußende Studie: „Jung-Stilling in Basel verboten." Der Jahrgang 1895 beginnt mit dem von ihm mit Liebe gezeichneten Lebensbild des Juristen Carl Wieland, eines Mannes, der ihm in seinen religiösen wie politischen Anschauungen besonders sympathisch gewesen. In den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, Neue Folge, Heft I, erschien die zunächst im Schoße der historischen Gesellschaft, deren eifriges Mitglied er Jahrzehnte hindurch gewesen, vorgetragene gründliche biographische Arbeit über einen seiner Amtsvorgänger, den „Antistes Peter Werenfels". Zwei Vereinshausvorträge, beide die Geschichte des französischen Protestantismus beschlagend: „Paul Rabaut, der Apostel der Wüste" und „Antoine Court, der Wiederhersteller des Protestantismus in Frankreich" kamen in Blättern zum Abdruck, der erstere im Kirchenblatt, der letztere im Christlichen Volksfreund, und man freut sich, daß sie auf diese Weise über den nächsten Zweck hinaus erhalten geblieben sind.

Mehr zur Erholung in dieser, wie man sieht, überaus arbeitsvollen Zeit diente die öftere Teilnahme an dem Jahr um Jahr am 10. Mai in Hausen veranstalteten „Hebelmähli", zu dem regelmäßig eine Schar Hebelfreunde von Basel sich einfinden, die gern durch den Geist des alemannischen Dichters zu poetischen Darbietungen in dessen Stil sich inspirieren lassen. In „Feldbergs Töchterlein", der Sonntagsbeilage zum Markgräfler Tagblatt, das regelmäßig vom bescheidenen Festanlaß

Notiz nimmt, sind auch von Salis verschiedene gelungene Stücklein aufbewahrt.

Neben einzelnen gedruckten Predigten, die dieser Zeit entstammen, ist uns als besonders wertvolle Gabe eine Reihenfolge von Betrachtungen über die Erzählung der Ruth[1] als Frucht seiner Predigtarbeit geblieben. Sie zeigen, wie liebevoll der Prediger in seinen Stoff sich versenkt und wie meisterlich er jeden einzelnen Zug der Erzählung anzuwenden verstanden hat. Man begreift, daß der Druck der Betrachtungen von vielen in der Gemeinde verlangt worden ist. —

Für keinen aber wird ein Jahrzehnt in dieser Welt der Sterblichkeit vorübergehen, ohne ihm diesen und jenen Lebensverlust zu bringen. Das traf auch hier zu. Schon 1892 starb Dr. Achilles Burckhardt, der verwitwete Schwager von Salis, ein Verlust, der diesem sehr nahe ging. Besonders tief ergriff ihn aber auch der im August 1897 erfolgte Hinscheid seines einstigen Lehrers Prof. Jacob Burckhardt, dem er wie kein anderer bis ans Ende, auch noch seelsorgerlich, hatte nahestehen dürfen. Salis war mit den Seinen eben in den Ferien zu Buochs, als er zu der für ihn so wehmütigen Aufgabe berufen wurde, Jacob Burckhardt den letzten Dienst am Grabe zu erweisen. Die „Erinnerungen eines alten Schülers", die er zum 100jährigen Geburtstag desselben (25. Mai 1918) im Jahrbuch später veröffentlichte, geben uns einen Eindruck von dem, was er an seinem Lehrer gehabt hat, und sie sind uns noch besonders wertvoll durch das wenige, was er, bei aller Zurückhaltung, über die Ewigkeitsgedanken des sonst über sein inneres Leben so verschlossenen Mannes andeuten darf.

Am 21. Dezember 1897 feierte Salis seinen 50. Geburtstag. Der Gedanke daran hatte ihn bewogen, kurz zuvor, eben zu einer Zeit, da das Gedächtnis noch verhältnismäßig frisch ist, die uns aus dem letzten Jahrbuch bekannt gewordenen „Jugenderinnerungen" niederzuschreiben.

[1] Ruth. Sechs bibl. Betrachtungen vor der christl. Gemeinde. Basel bei R. Reich.

Im neuen Jahrzehnt treten die größeren Veröffentlichungen merklich zurück. Die zunehmende Amtsarbeit gewährten ihm zu historischen Studien, wie sie ihm bisher fast ein Bedürfnis gewesen, keinen Raum mehr. Das Basler Jahrbuch 1902 brachte noch die mit lebhaftem Interesse aufgenommenen „Erinnerungen an Arnold Böcklin nach Tagebuchnotizen eines Studenten", die nicht nur über die Entstehungszeit des einen und andern Bildes wertvolle Anhaltspunkte geben, sondern auch manche Äußerungen mitteilen, welche in das Geistesleben des einzigartigen Mannes Einblick gewähren. Aus dem Jahre 1902 stammt das hübsche, im Verlag von R. Reich herausgegebene Büchlein: „Die Kraft der Psalmen oder der Psalter als Erbauungsbuch", hervorgegangen aus Vorträgen, die in Basel und Straßburg waren gehalten worden. Im Druck erschienen ist ferner unter dem Titel: „Selig, die erduldet haben", die am 20. November 1904 gehaltene Totenfestpredigt (Basel, Missionsbuchh.). Erwähnt sei hier auch, daß eine ganze Reihe von Salis'schen Predigten aus den Jahren 1899—1909 sich unter den durch die Ev. Buchhandlung in St. Gallen herausgegebenen sonntäglichen Predigten finden, welche unter dem Namen „Aus vieler Zeugen Mund" in jährlichen Bänden zusammengefaßt werden.

In mehrfacher Beziehung war das Jahrzehnt, in das wir eingetreten sind, ein besonders bedeutsames. Zunächst führte es auffallend vielen Wechsel im Kreise der Kollegen herbei. Es starben oder traten vom Amte zurück von seinen einstigen Studiengenossen die Pfarrer Hans Lichtenhahn, Jacob Probst, Theod. Barth und Ed. Preiswerk, von seinen Kollegen in der Münstergemeinde die Pfarrer Aug. Steiger, Zwingli Wirth, Leonh. Ragaz und der ihm besonders vertraute Helfer von St. Martin, der greise und auf der Kanzel immer noch so frische Wilhelm Ecklin. Ebenso im Kirchenrat,

in den jetzt bald Regierungsrat Dr. C. Chr. Burckhardt-Schatzmann eintrat, ergaben sich wesentliche Veränderungen. Doch auch mit denen, die neu ihm an die Seite traten, verstand sich Salis bald, so daß sie ihm mit Vertrauen begegneten. Zu unliebsamen Angriffen wie im Jahrzehnt vorher kam es nicht mehr.

Was als Hauptaufgabe die Kirche und darum nicht am wenigsten ihn, der ihr Leiter war, in dieser Zeit beschäftigte, das war der Gedanke an die Trennung der Kirche vom Staat und die Vorbereitung darauf.

Am 17. November 1901 war die stattliche Pauluskirche eingeweiht worden, die letzte große Leistung des Staates für die mit ihm verbundene Kirche, aber nicht, ohne daß bei der im Anschluß an die Einweihung stattfindenden festlichen Vereinigung im Musiksaal der Chef des Finanzdepartements die Erklärung abgegeben, das Kirchen- und Schulgut sei mit dem vollendeten Bau so ziemlich aufgezehrt, und es werde in Zukunft dem Staate nicht möglich sein, ohne wesentliche Mitwirkung der Gemeinden neue Kirchen zu bauen. Das wies schon auf die Notwendigkeit hin, sich zu besinnen, wie die Kirche könne instand gesetzt werden, sich selbst zu behelfen, und vielleicht hatte gerade die Entstehung der neuen protestantischen Gotteshäuser, 1886 St. Matthäus und nun 1901 noch St. Paulus, in der stark angewachsenen römisch-katholischen Bevölkerung, die freilich schon länger vom Staate sich losgelöst hatte, das Begehren nach staatlicher Subvention auch für ihre kirchlichen Bedürfnisse geweckt. Schon Ende 1903 gelangte von dieser Seite her an die Regierung das Gesuch um einen jährlichen Staatsbeitrag, und es erschienen im Laufe des Januars 1904 in den Tagesblättern mancherlei Artikel, welche über die Idee einer Loslösung der Kirche vom Staat, bald in befürwortendem, bald in durchaus ablehnendem Sinn sich aussprachen. So kam die wichtige Angelegenheit in nicht mehr aufzuhaltenden Fluß.

Am 1. November 1906 gab der Große Rat dem Re-

gierungsrat Auftrag, zu prüfen, ob nicht zu Gunsten der römisch-katholischen Gemeinde eine jährliche Subvention ins Budget aufzunehmen oder ob nicht die Kirchen vom Staat grundsätzlich zu trennen seien. Unterm 25. Juli 1908 erfolgte die Antwort der Regierung, die sowohl eine regelmäßige Subventionierung außerlandeskirchlicher Kulte als verfassungswidrig, wie auch eine völlige Trennung von Kirche und Staat als nicht wünschbar ablehnte und einen Modus vivendi vorschlug, der eine Lockerung, aber nicht die gänzliche Lösung des Verhältnisses beantragte. — Natürlich führte das zu manchen Diskussionen im Kirchenrat. Eine Minorität in demselben wollte am status quo festhalten, die Majorität aber, Salis ungeachtet seiner mehr konservativen Natur durchaus dabei, glaubte trotz Berechtigung gewisser Bedenken der Synode die prinzipielle Zustimmung zum Regierungsvorschlag empfehlen zu sollen. In der außerordentlichen Sitzung vom 10. November stimmte die Synode mit 30 gegen 14 Stimmen dem kirchenrätlichen Mehrheitsantrag zu. Die hierzu nötige Abänderung der Verfassung wurde im März 1910 mit 7413 gegen 1036 Stimmen vom Volke beschlossen. Und nun arbeitete Dr. C. Ch. Burckhardt, dieser gewiegte und für die Zukunft der Kirche warm interessierte Staatsmann, den Entwurf zur neuen Kirchenverfassung aus und wußte denselben in der am 4. November 1910 stattfindenden Synode in einer Weise zu vertreten, daß derselbe einstimmig angenommen wurde.

Am 17./18. Februar 1911 wurde derselbe dann noch dem Volke zur Abstimmung vorgelegt und mit 4809 gegen 659 Stimmen akzeptiert. Mit dem folgenden 1. April trat die Basler Kirche in ihrer neuen Gestalt ins Leben.

Man kann sich wohl denken, wie sehr der Präsident des Kirchenrats, bis dieses Ziel glücklich erreicht war, innerlich und äußerlich ist in Anspruch genommen gewesen. Es war ihm und der Sache dabei zustatten gekommen, daß er Verhältnisse, wie sie die Neugestaltung der Kirche brachte, durch

seinen einstigen Aufenthalt in der Ostschweiz eigentlich schon aus Erfahrung gekannt hatte. —

Natürlich fehlte es an Verpflichtungen verschiedenster Art auch sonst nicht. Es ist nicht möglich, die Anlässe alle aufzuzählen, die ihn als Abgeordneten des Kirchenrats zu den Tagungen der Schweizer Kirchenkonferenz oder als Präsidenten der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine zu den Jahresversammlungen derselben oder zu Kirchweihen und Pfarreinsätzen einzelner Diasporagemeinden reisen ließen oder als Vertreter der Schweiz zu den großen Festversammlungen des Gustav-Adolf-Vereins nach Deutschland. Auf ein wohlüberlegtes, gediegenes Wort aus seinem Munde konnte man allenthalben zählen.

Bis 1911 (von 1896 an) besorgte er die Herausgabe des von seinem Freunde Bernhard Riggenbach begründeten, kaum mehr entbehrlichen Pfarrkalenders. Von 1906 an führte er das Präsidium in der Kommission des Alumneums, der er schon seit 1890 angehört hatte. Am 3.—5. September eben dieses Jahres hatte er noch einmal eine schweizerische Predigerversammlung in Basel zu leiten.

Was ihn aber in dieser Zeit gemütlich schwer mitnahm, das war der Ausgang des Boerenkriegs. Mit ganzer Seele hatte er von Anfang an für die um ihre Freiheit ringenden Boeren Partei genommen und in seinem Taschenbuch jedes wichtigere Ereignis aus dem Kriegsverlauf — oft mit Ausrufen, die von seiner Erregung Kunde geben — notiert. In Basel gehörte er zu den Freunden, welche der Not der Unterlegenen sich annahmen. Daß die Sylvester- und Neujahrskollekte um die Jahrhundertwende in der Basler Kirche für diese Not war bestimmt worden, ist ihm besondere Freude gewesen und wohl mit auf seinen Antrieb geschehen. Am 27. November 1902 konnte er dem in Zürich anwesenden General Delarey wiederum 1000 Pfund überbringen. Am 8. April 1904 begrüßte er mit etlichen andern Freunden am Bundesbahnhof den Präsidenten Steijn, und im Februar

die als Delegierte des Oranjeſtaates hier erſcheinenden Paſtor van Heerden und General Kritzinger. Einen harten Schlag allerdings gab es ihm ſpäter, als ſich General Botha in den Dienſt des ſiegenden Englands hineinziehen ließ. Eine ſolche Handlungsweiſe war ihm von Seiten eines charaktervollen und aufrichtig freiheitsliebenden Mannes einfach unfaßlich.

Salis hatte gewiß eine widerſtandsfähige Natur, aber es erlitt in dieſer Zeit, wohl mit verurſacht durch das Übermaß von Arbeit, ſeine Geſundheit doch mehrmals einen empfindlichen Stoß. Von Venenentzündung iſt etwa die Rede, von Neuralgien, von Schwindelanfällen. So wurde er vom 3.—30. April 1907 zur Kur nach Nauheim geſandt, die ihm offenbar gut getan hat. Seine Frau ſchrieb ihm dahin, „es werde ihm jetzt in der Wüſte wohl auch mancherlei fehlen, wenn nur auch die Engel Gottes kämen und ihm dienten". Nun, das haben ſie auch getan. Aber bald muß er daheim wieder über ſeine Augen klagen. Die linke Augenlinſe zeigte eine Trübung, und es mußte befürchtet werden, daß auch das rechte Auge affiziert werde, und 1911 erneuern ſich die Klagen.

Aber wenn ſolche Geſundheitsſtörungen, ob er auch Fremden gegenüber ſich wenig davon merken ließ, ihn, namentlich im Blick auf ſeine zukünftige Arbeitsmöglichkeit, zeitweiſe bedrückten, ſo gab es andererſeits auch wieder erfreuende Erlebniſſe, die zur Aufmunterung dienten.

Am 17. September 1905, im gleichen Jahr, in welchem ſeine Tochter Emmy den eigenen Hausſtand hatte gründen dürfen, und zwei Monate, nachdem ſein älteſter Sohn mit Ehren den Doktorhut ſich erworben, durfte Salis die ſilberne Hochzeit feiern, an der er ſeiner treuen Lebensgefährtin dankbar bezeugen konnte, daß in all den Jahren „ihre Liebe kein Verdorren erfahren habe". An die fröhliche, im Kreiſe der Familie und der Freunde vor ſich gegangene häusliche Feier ſchloß ſich eine genußreiche Reiſe des Silberpaares nach Rom und Neapel. Sie trug rechte Erfriſchung ein, daß

hinterher daheim die Arbeit mit neuem Mut aufgenommen wurde.

Es kam aber noch ein anderer, beſondere Freude bringender Tag vor Ablauf des Jahrzehnts. Das war der Tag des 450jährigen Jubiläums der Alma mater von Baſel, an dem er von der Münſterkanzel aus die Ernennung zum Doctor theologiae honoris causa durch die theologiſche Fakultät erfuhr — eine wohlverdiente Ehrung! Im September desſelben Jahres durfte er noch als Vater die Genugtuung erleben, daß ſein Stammhalter als Ordinarius in Roſtock ſeine geſicherte akademiſche Lehrtätigkeit begann.

1912—1923.

Am 1. November 1916 hat Salis beim Amtsjubiläum des Schreibers dieſer Zeilen ein ergreifendes Gedicht vorgetragen. Darin lautete die Schlußſtrophe:

Nun aber iſt mir's, Freund, wir beide ſchreiten
In Abenddämmerung der Herberg' zu,
Den beiden Wandrern gleich an Jeſu Seiten.
So wollen wir Ihn bitten, ich und du,
Wenn uns beſchleichen will ein leiſes Zagen,
Unheimlich Dunkel lähmend niederſteigt:
„Der du ſo lange gnädig uns getragen,
Herr, bleibe bei uns, weil der Tag ſich neigt."

In der Tat, auch der ſchönſte und arbeitsreichſte Tag entgeht der Abenddämmerung nicht, ſo auch nicht der Lebenstag, den wir aufgehen, die Höhe erreichen und ſeine Segensfrucht reifen ſahen. Den Freunden trat es allerdings nicht ſo bald entgegen, wie ihm ſelbſt, der dieſen Tag erlebte.

Dazu trug nicht wenig der Zuſtand ſeiner Augen bei. Am 14. April 1913 mußte er ſich einer Staroperation unterziehen und zwei Jahre ſpäter einer Nachoperation, und auch in der Folgezeit ſtörten ihn etwa Flecken im Geſichtsbild.

Allein noch mehr verdrängte ihm die Sonne das Miterleben des Weltkriegs. Gerade, weil er mit ſeinen Sym-

pathien auf Seite der Deutſchen ſtand, mit denen er, zumal durch den Guſtav-Adolf-Verein in viele Beziehung gekommen war, bedrückte ihn gleich zu Anfang ſchon die Verletzung der belgiſchen Neutralität durch die deutſche Kriegführung. Und wie bereits am 9. November 1914 der hieſige Kunſthiſtoriker, Prof. Heidrich, dem er eben durch die Frage der Münſterbeleuchtung nahegetreten war, vor Dixmuiden ſein Ende fand, da ging es aufs ſchmerzlichſte durch ihn hindurch, wie die geiſtige Elite Deutſchlands en masse nun in dieſem mörderiſchen Kriege dem Untergang anheimfalle. Vollends nach dem völligen Zuſammenbruch der deutſchen Macht, da ſchreibt er in ſeinen Tagebuchnotizen: „ich bin ſchwer melancholiſch". Ein Gottesgericht ſieht er in dem Niederbruch der modernen Kultur ſich vollziehen:

„Ein Chaos war, bis Gottes Geiſt
Zur Welt geformt, was wüſt und leer —
Nun hält, da ſie Ihn von ſich weiſt,
Sie auch zum Chaos Wiederkehr!"

Es kamen zu der das Gemüt ſo gewaltig niederdrückenden Zeitlage noch einzelne tragiſche Erlebniſſe lokaler Natur hinzu, wie der in dunkelm Wahn ſelbſtgeſuchte Tod eben des hervorragenden Staatsmannes, der mit ſeiner meiſterhaften Erkenntnis des zur Zeit Möglichen und Richtigen und ſeiner Energie die Neugeſtaltung der Kirche durchgeſetzt hatte. Das beugte tief über die Nichtigkeit des Menſchen.

Allein die Schatten, die mehr und mehr auf den Lebensweg ſich legten, durften nicht Anlaß geben zur Läſſigkeit in Anhandnahme der vorliegenden Aufgaben. Die Kirche hatte noch in mancher Richtung hin ſich auszubauen, zu organiſieren, den richtigen Weg zu finden. Die eigene Verwaltung mußte eingerichtet werden. Über das Kirchenopfer waren Verhandlungen zu führen, über den Religionsunterricht in den Schulen, die Neueinteilung der Münſtergemeinde; ſo manche mehr nebenſächliche, aber doch Überlegung und Zeit fordernde Details waren zu ordnen. Es waren auch wieder

Pfarrer zu installieren und da und dort, wie beim 100jährigen Jubiläum der hiesigen Bruderſozietät am 2. April 1912, galt es die Basler Kirche zu vertreten.

Auch der proteſtantiſch-kirchliche Hilfsverein erheiſchte ſtets häufiger ſeine Beteiligung und Betätigung. Bald hatte er, wie in Olten, den Pfarrer einzuführen, bald, wie in Surſee, der Grundſteinlegung zur projektierten Kirche beizuwohnen oder wie in Balstal einen hiſtoriſchen Vortrag zu halten. Dann wieder waren neue Statuten zu entwerfen oder Beratungen über die Verwendung der Reformationskollekte zu pflegen. Eine freundliche Überraſchung war es, als ihm 1913 an der Jahresverſammlung in Lauſanne unerwartet zum Dank für die 25jährige vortreffliche Vereinsleitung mit Worten herzlicher Anerkennung ein wertvolles Andenken überreicht wurde.

Es fand doch mancher Fortſchritt ſtatt, darüber man trotz der ſchweren Zeit ſich zu freuen Anlaß hatte. Man darf auch ſagen, daß in der neuorganiſierten Basler Kirche es über Erwarten vorwärts ging. Jahr um Jahr konnten aus den Steuererträgniſſen nicht nur die gewöhnlichen Bedürfniſſe befriedigt, es konnten in verſchiedenen Quartieren Bauplätze für neue Kirchen erworben werden. Auch die gefürchteten Austritte hatten nicht in dem Maße ſich eingeſtellt, daß es beängſtigend geweſen wäre. Da war das Schaffen noch ein frohgemutes.

Allein der 1914 ausbrechende Krieg griff allenthalben ſtörend ein. Die erregten Gemüter verlangten, um Ruhe, Halt und Troſt zu gewinnen, nach vermehrter Darbietung des Wortes Gottes. Es wurden von der Kirche neben den gewöhnlichen Sonntagsgottesdienſten Sonntagabend- und Wochenandachten eingerichtet, die, zumal in der erſten Zeit, zahlreich beſucht waren. Mancherlei Hilfswerke waren nötig für die Familien, deren Ernährer zum Militärdienſt einberufen waren, für alle die durchreiſenden Flüchtlinge, Evakuierten und Internierten. Je länger, je mehr wurde auch die Ernährung knapp; es mußte rationiert werden. Die Teuerung wuchs, die

Preiſe ſtiegen exorbitant. Das brachte nicht nur für die Pfarrer und kirchlichen Behörden ungerechnete Arbeit. Es war auch für die Finanzen der, abgeſehen von ihrem Steuerrecht, ſo viel wie vermögensloſen Kirche recht bedrohlich. Und wenn vor dem Krieg Jahr für Jahr Bauplätze hatten können gekauft werden und zum Teil auch ſchon zu Kirchenbauten Pläne waren eingefordert worden, ſo konnte man jetzt um der unerſchwinglichen Preiſe willen an die Ausführung gar nicht denken. Und es blieb ſo manches liegen, was doch dringendes Bedürfnis für den Fortſchritt des kirchlichen Lebens geweſen wäre. Das laſtete auf allen, die gern geſehen hätten, daß zum Baue Zions Steine und Kalk zugerichtet würden, beſonders ſchwer aber auf denen, die in leitender Stellung waren und die Verantwortung trugen, wenn allen weitergehenden Plänen gegenüber Zurückhaltung mußte gefordert werden. Es hat auch dem Antiſtes manchen Seufzer ausgepreßt, und ihm, der zugleich Vorſtand der proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsvereine war, um ſo mehr, als natürlich auch in den Diaſporagemeinden durch die Not der Zeit ebenfalls ungerechnete Schwierigkeiten ſich ergaben. Da kam es der Sache zuſtatten, daß Salis keine ungeduldige, ſtürmiſche, ſondern eine ruhige, nüchterne, auch zum Abwarten fähige Natur war. —

Die Not weckte aber auch erſprießliche, rettende Gedanken. Mitten in die Kriegsjahre fiel das 400jährige Gedächtnis der Reformation. Das rief Salis auf zur Glaubenstat. Er hatte ſchon 1896, veranlaßt durch ein in ſein Studierzimmer verirrtes Heiligenbild mit der Aufforderung, den Ertrag einer geleſenen Meſſe zu Gunſten eines katholiſchen Kirchbaus in Frankreich einzuſenden, die Idee ergriffen zur Begründung der jährlichen Reformationskollekte, die heute einen Ertrag von gegen 100 000 Frs. abwirft und ſo genügt, um jeweils einer Diaſporagemeinde gründlich aufzuhelfen. Jetzt ſollte das Jahr 1917, auch mitten im Krieg, mit ſeinem Gedächtnis an die Reformation, zu einer in allen evangeliſchen Landesteilen durchzuführenden Kollekte

den Anstoß geben, deren Ergebnis als Reformationsstiftung geeignet wäre, dem Hilfswerk an den Glaubensgenossen in der Diaspora eine sichere Grundlage zu geben, wie sie bis dahin gefehlt hatte. Überraschend genug war der Erfolg, indem so eine Summe von 700000 Frs. zusammenkam. Salis ist selber im Kollektieren mit guten Beispiel vorangegangen und hat manche Straße seines Quartiers als Kollektant mit erfreulichem Ergebnis persönlich abgesucht. Die glückliche Erreichung dieses Ziels ist ein besonders freundlicher Lichtblick in der Zeit der Abenddämmerung gewesen. Ein solcher war aber auch ein Jahr vorher das 25jährige Jubiläum seines Münsterpfarr- und Antistesamtes, das mit so herzlicher Freude unter Kundgebung von viel Dankbarkeit gefeiert ward. Nicht nur Gemeindeverein, Kapitel, Kirchenvorstand und Kirchenrat beteiligten sich daran, sondern trotz Trennung von Kirche und Staat der Regierungsrat. Es zeigte sich, wie hoch man das Wirken des Jubilars gerade in der Zeit des Übergangs der Kirche in die neuen Verhältnisse und während der unruhigen Kriegsjahre einschätzte. Erfreuende Erlebnisse in der Familie, wie Verlobung und Verheiratung dreier Kinder und die ersten Enkel, die das Großvaterherz erquickten, entschädigten für vorher auch erlebte Sorgenzeiten und waren liebliche Sonnenstrahlen in die sich doch allmählich bemerkbar machende Altersstimmung hinein.

Aber der Tag neigte sich eben doch. Schon 1916 trägt Salis einmal in sein Taschenbuch die Notiz ein: „Heute vor Tisch schwand mir während des Schreibens an der Predigt alles Gedächtnis." Es stellte sich ja nach Schlaf und Spaziergang wieder ein. Aber es war doch ein deutlicher Hinweis auf die Abnahme der Kräfte gewesen. Auch der Gesundheitszustand der Frau Antistes, schon länger erschüttert, war in letzter Zeit ein recht prekärer geworden.

So entschloß er sich 1918, zugleich mit dem zusammenfassenden Bericht über die ersten sieben Jahre der neugestalteten Kirche, die Erklärung in der Synode abzugeben, daß er

für die bevorstehende neue Amtsdauer einer Wahl zum Präsidenten des Kirchenrats sich nicht mehr unterziehen werde. Und wenn auch nicht leichten Herzens, blieb er dabei, trotzdem er von verschiedenen Seiten, auch im Namen der Freisinnigen Partei, zum Bleiben aufgefordert wurde. Am 5. Mai vollzog er zum letztenmal die Ordination von Kandidaten, deren er im Lauf der Zeit nicht weniger als 125 zu ihrem Dienst geweiht hat.

Am 15. Oktober 1919, nachdem er kurz vorher anläßlich der Kirchweihfeier noch einen Rückblick auf die Geschichte des Basler Münsters geworfen[1], gab er dem Kirchenvorstand auch seine Resignation als Pfarrer auf Ende April 1920 ein. An seine Stelle wurde im Februar Herr Pfarrer Carl Stockmeyer gewählt. In rechter Wehmut schloß Salis seinen letzten Konfirmandenunterricht ab. Am 18. April hielt er in dicht gedrängt vollem Münster die Abschiedspredigt über Hebräer 13, 8: „Jesus Christus, gestern, heute und derselbe in Ewigkeit."

Nun galt es den Auszug aus der Pfarrwohnung durchführen, der ihm zum Voraus wie ein Sterben vorgekommen. Er hatte sich 1919 an der Angensteinerstraße ein Haus erworben und seinen Bedürfnissen gemäß restaurieren lassen. Natürlich bot es nicht so viel Raum wie das Antistitium. Seine Bücherei hat er, was zu Handen der Universitäts- und der Alumneumsbibliothek geschah, recht dezimieren müssen. Aber was er mitnahm, wurde glücklich untergebracht. Nach etlichen strengen Arbeitstagen war das neue Heim auch wieder gemütlich eingerichtet. Mit der schönen, vom Gemeindeverein im Sommerkasino veranstalteten Abschiedsfeier, in der auch sein Nachfolger begrüßt wurde, war der Rücktritt ins Privatleben vollendet. —

Er kam sich im Anfang, wie er uns einmal geäußert hat, im Rahmen seines neuen Lebens wie entlehnt und fremd vor.

[1] Nachher in der Sonntagsbeilage der Basler Nachrichten gedruckt.

Immerhin fehlte es ihm an Tätigkeit nicht. Die Leitung der proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsvereine, die er beibehalten hatte, ſtellte noch mancherlei Aufgaben. Er beſuchte noch von ſeinen alten Kranken und wurde öfters um Übernahme von Taufen, Eheeinſegnungen und Leichenreden gebeten, predigte auch hin und wieder in der Engelgaßkapelle oder zu St. Jakob. Aber es iſt eigen, wie ihn je länger je mehr jede derartige Funktion zum Voraus ängſtigte. Einmal verließ ihn dabei plötzlich das Gedächtnis, daß er ſich des Manuſkriptes bedienen mußte. So äußerte ſich eben das unerbittliche Altern. Er nahm es in Geduld hin als die Schule ſeines Gottes, wenn es ihm auch immer noch ſchwer fiel, „Nein" zu ſagen, wenn ſeine Hilfe geſucht wurde.

Eines war ihm jetzt reichlicher vergönnt und gereichte ihm zur Freude. Sein Leben lang hat er gern mit andern gemeinſam geleſen und namentlich mit Wonne ſelber vorgeleſen. Aus gemeinſam verlebten Ferien erinnere ich mich mit Vergnügen, wie meiſterlich er zum Beiſpiel Fritz Reuter vorlas. Dazu fand er nun faſt täglich Gelegenheit, zumal ſeine Frau, durch ihren Leidenszuſtand an der gewohnten Tätigkeit gehindert, viel zum Stillſitzen und -liegen genötigt war. Noch in der allerletzten Zeit arbeitete er ſich mit ſeinem Freunde und alten Kollegen Gelzer, der ſo bald im Tode ihm nachgefolgt iſt, begeiſtert durch Dantes Divina Comoedia im italieniſchen Urtext hindurch.

So war man trotz der vom vertrauten Arzt konſtatierten Arterienverkalkung nicht darauf gefaßt, als er am 5. März 1923 abends gegen 9 Uhr in ſeinem Studierzimmer von einem Schlaganfall betroffen wurde, deſſen Wirkung in wenig Stunden bald nach Mitternacht, am 6. März, ſein Ende herbeiführte. —

* * *

Es iſt ein mit reichen Gaben ausgeſtattetes Leben, das in den Hauptzügen darzuſtellen wir die Aufgabe hatten. Das

Beſte daran war nicht einmal die Fülle der ihm verliehenen Gaben, ſondern die Tatſache, daß dieſe Gaben zu keiner Zeit brach gelegen ſind. Ohne Unterlaß ſind ſie durch treuſte Arbeit im Dienſte des Herrn fruchtbringend angewandt worden.

Salis war einer der Menſchen, die nicht beſtändig Neues anfangen, um nach kurzer Zeit es aufzugeben oder andern zuzuſchieben, ſondern die das einmal Unternommene mit Beharrlichkeit zum Ende führen, Jahrzehnte hindurch eine übernommene Aufgabe, auch wenn ſie allmählich zur großen Laſt anwächſt, zu tragen imſtande ſind. Das iſt ſo manchem Werk, vor allem dem Proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsverein und durch ſchwierige Übergangszeit unſerer Basler Kirche zum Segen gediehen.

Salis hatte in ſeiner Erſcheinung etwas Vornehm-Ernſtes, wie es einem gerade beim Bündner nicht ſelten entgegentritt. Aber im Umgang mit ihm hatte man doch keineswegs die Empfindung des Bedrücktſeins. Eine joviale Natur war er nicht, hatte eher etwas Schwerblütiges, war zeitweiſe ſelbſt melancholiſchen Stimmungen zugänglich, aber doch konnte er nicht nur „weinen mit den Weinenden", ſondern auch „fröhlich ſein mit den Fröhlichen". Echter Humor fand durchaus ein Echo bei ihm.

So feſtgewurzelt ſeine Überzeugung war, ſo kam er doch andern Anſchauungen, auch eigentlichen Zweiflern, mit Geduld und Verſtändnis entgegen. Darum kam man mit ſeinen Anliegen ſo gern zu ihm. Man macht ſich kaum einen Begriff, wie Viele Tag für Tag Auskunft, Rat, Hilfe ſuchend in ſeinem Studierzimmer ſich einfanden. Auch wenn er in drängender Arbeit war, wies er nicht leicht einen zurück. „Der Herr gibt und ihm gehört unſere Zeit, und wenn er ſie jetzt von uns fordert und wir ſtellen ſie ihm zur Verfügung, dann wird er ſie auch für das Übrige geben, das not tut", war ſeine Meinung und Erfahrung.

Was er den Seinen geweſen iſt bis zu den Kleinen und Kleinſten — er konnte auch etwa für dieſe ſelber Spielzeug

fabrizieren oder Weihnachtsſtücklein dichten — und was wir Freunde von ihm an herzlicher Teilnahme, Unterſtützung und vielſeitiger Anregung empfangen haben, das wird unvergeſſen, ein Schatz unſeres Lebens bleiben.

Wer aber, auch in künftigen Tagen, in der Univerſitätsaula das von Balmer gemalte Bild zu betrachten Gelegenheit hat, das mit ſeiner markigen Phyſiognomie die Reihe der Portraits der Antiſtes von Baſel ſo würdig abſchließt, der wird immer den Eindruck haben: das war nicht ein gewöhnlicher Mann, das war jedenfalls ein ganzer Mann, ſicher der rechte Mann für ſeine Zeit und Aufgabe!

Aus den Wanderjahren des Hieronymus Annoni (1697–1770).

Von Paul Meyer.

I.

Aufenthalt in Neuchâtel und Schweizerreiſe vom 10. Juli 1730 bis 6. Oktober 1731[1].

Im literariſchen Nachlaß des Pfarrers Hieronymus Annoni (1697—1770) finden ſich u. a. auch zwei Reiſebeſchreibungen; die eine ſchildert die Schweizerreiſe, die er mit ſeinem Zögling Johann Georg Friedrich Im Thurn von Schaffhauſen (1714—1779), in deſſen Familie er ſeit 1719 mit Unterbrechungen während der Sommeraufenthalte auf Schloß Giersperg bei Stammheim und den Winter hindurch in Schaffhauſen als Mentor wirkte, ſowie mit dem jungen Joh. Ulrich Hegner von Winterthur 1730 antrat. Die andere gilt der Reiſe, die ihn im Jahr 1736 in die Niederlande und oſtwärts bis nach Herrnhut führte. Bei der erſtgenannten Reiſe war ſowohl ein längerer Aufenthalt in Neuchâtel als auch eine weit ausgreifende Durchwanderung der Schweiz in Ausſicht genommen. Während der ſonſtige handſchriftliche Nachlaß Annonis, als eines der Hauptbegründer und -förderer des Pietismus in unſerm Lande, vorzugsweiſe den Theo-

[1] Literatur: Abel Burckhardt: Bilder aus der Geſchichte von Baſel. — W. Hadorn: Geſchichte des Pietismus in den ſchweiz. reformierten Kirchen. — Chr. Joh. Riggenbach: Hier. Annoni. F. Wernle: Der ſchweiz. Proteſtantismus im 18. Jhdt., Bd. 1.

logen interessiert, dürfen die beiden Reisebeschreibungen auf allgemeine Teilnahme zählen, lehren sie uns doch ihren Verfasser keineswegs nur als Theologen kennen, den er natürlich nirgends verleugnet, sondern als einen Mann, der Menschen und Dinge ohne Vorurteil mit offenen Augen genau beobachtet und, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, freimütig beurteilt, und der auch in widerwärtigen Lagen den Humor nicht verliert.

Die erste Reise nun bezeichnet Annoni selber als „Aufenthalt in Neuchâtel und Schweizer Reise vom 10. Juli 1730 bis 6. Oktober 1731". Das auf der Basler Universitätsbibliothek befindliche Manuskript der Reisebeschreibung ist eine Kopie des seinerzeit dem Junker Im Thurn überlassenen Originals; welches das Schaffhauser Staatsarchiv aufbewahrt[1]. Nach gründlicher Vorbereitung von alledem, was zu einer Reise erforderlich ist, meldete sich in der Person des Joh. Ulrich Hegner noch ein weiterer, von seinem Vater, dem Stadtschreiber, empfohlener Reisegefährte. Er wurde unter der Bedingung angenommen, „daß er in allem die halben Kösten trage und uns bey bisheriger Arbeit und Methode ungestört lasse". Annoni hat über die ihm anvertrauten Gelder genau und gewissenhaft Buch geführt. Beim Junker Wertmüller, Obervogt auf Schloß Laufen, werden Erkundigungen über die Pensionsbedingungen in „Welsch Neuenburg" eingezogen, dann die umständlichen Abschiedsvisiten erledigt und Verwandte und Freunde zu einem Abschiedsschmaus eingeladen. Für geistlichen Mundvorrat sorgte Annonis geistesverwandter Freund Joh. Georg Ziegler von Schaffhausen, der gleich ihm um seiner pietistischen Neigungen willen mit der Kirchenbehörde auf gespanntem Fuß stand und seine Pfarrstelle hatte niederlegen müssen. In Winterthur schließt sich der junge Hegner an. In Baden bewillkommt sie die daselbst zur Kur weilende Frau Schützenmeister Peyer mit einem köstlichen

[1] Vom Vorhandensein des Originals im Schaffhauser Staatsarchiv habe ich erst nachträglich Kenntnis erhalten. M.

Tropfen Markgräfler, „welches Preſent denen von Hitz und fatigues Mat gewordenen Wandersleuten zur angenehmen Labung geworden". Über Aarau fahren die Reiſenden nach Solothurn, deſſen bigotte Luft ſie unangenehm berührt. In der „zimlich Ungehobelten, finſteren und mit ſich ſelbſt immer uneinigen Statt Biel" nehmen ſie in der Krone Quartier und ſchicken die „Gutſche" heim; denn nun geht's zu Schiff den See hinauf und durch den Zihlkanal in den Neuenburgerſee.

In Neuchâtel beziehen ſie vorläufig im Stadthaus Quartier und nehmen dann Penſion „chez M^r le Maître Bourgeois-Favarger", wo ihnen ein Zimmer mit drei Betten angewieſen wird. Der Hausfrau wird beim Eintritt ein Louisdor, ebenſoviel zum guten Jahr ſowie ein Abſchied zugeſagt. Die Penſionäre fühlen ſich hier befriedigt und finden „in einem neu und komlich erbauten und wohl ſituirten Hauß an M^r le Maître Bourgeois einen frommen und ehrlichen Hauß-Vatter und an deſſen Weib eine vernünftige und höffliche Hauß-Mutter. Auch erwieſe ſich das Geſind gegen uns ſorgfälltig und ehrlich, daß wir Urſach hatten, dem L.Gott für ſeine gnädige Leitung hertzlich Lob und Dank zu ſagen."

Und nun richten ſie ſich häuslich ein, knüpfen da und dort Beziehungen an und machen ſich hinter das Studium des Franzöſiſchen. Der betagte Pfarrer Oſterwald (1663 bis 1747), an den ſie empfohlen waren, war ein Gegner der ſtarren Orthodoxie, in dogmatiſchen Dingen weitherzig, dem Pietismus ſehr zugetan, ſo daß unſerm Annoni bei ihm verwandte Saiten anklangen. Zudem war Oſterwald vorzugsweiſe ein Mann der theologiſchen Praxis, war durch einen viel gebrauchten Katechismus bekannt geworden und hatte ſich auch um die Verbeſſerung des Kultus und der Liturgie bemüht. Dieſer fromme Mann ſtellte ſich ſeinen Gäſten zur Verfügung, ließ ſie ſeine Bibliothek benützen und war für das Studium des Franzöſiſchen mit gutem Rat zur Hand. Durch ihn lernten ſie auch manche Bedrängte kennen, die, aus ihrer Heimat um ihrer religiöſen Überzeugung willen ausgewieſen, in

Neuchâtel ein Asyl gefunden hatten und nun froh waren, mit Gleichgesinnten sich zusammenzufinden, sich gegenseitig zu stützen und zu fördern. Daneben vernachlässigte aber Annoni auch das leibliche Wohl seiner Zöglinge nicht; er unternahm zahlreiche Wanderungen mit ihnen, bei denen er seine mineralogischen Liebhabereien befriedigen konnte, machte zu Fuß und zu Pferd Ausflüge, wie es wohl auch den Intentionen ihrer Eltern entsprach, und durch alles das hindurch bleibt die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse als starker Einschlag kenntlich. Den beiden jungen Leuten wurde reichliche Gelegenheit zu französischer Konversation verschafft.

Bald trat man in Fühlung auch mit Deutschschweizern, besonders solchen, die daheim mit den Behörden in Gewissenskonflikte geraten waren, so mit dem wegen seines radikalen Pietismus aus Pratteln vertriebenen Hans Martin, bei welchem Anlaß Annoni die Schroffheit des Basler Kirchenregiments tadelt und den Wunsch äußert, „daß doch die Gewissensfreiheit aller Orten, wie in Holland und Preußen, introduciret, und nicht unter dem Schein der Religion ein Mensch des andern Räuber, Mörder, Wolf und Satan werden möchte". Religiösen Schwindel dagegen verurteilte er mit aller Entschiedenheit; das erfuhr eine betrügerische Weibsperson aus dem Bernbiet, das Margrethlin Kuhn, welches prophetische Visionen heuchelte und von den Toten erweckt zu sein vorgab. Aber der starke Weingeruch aus seinem Mund machte Annoni stutzig, und unter Bedrohung mit dem „Göttlichen Zorn und obrigkeitlicher Straffe" gab er ihm den Laufpaß. Auch auf Ausflügen hatte Annoni die Augen recht offen. In Valengin ärgert er sich über den delabrierten Zustand des Schlosses und nennt den Ort einen „liederlichen" Flecken, findet aber Worte der Bewunderung über die schöne Aussicht von der Höhe auf See und Umgebung. Von Neuenstadt wird bemerkt, es liege „gegen einer nach Bern gehörigen remarquablen See-Insul über, alwo sich welsche und deutsche Bonvivants öffters zu divertieren pflegen". Etwas Selbst-

verſtändliches ſind Pfarrhausbeſuche in der Umgebung. Am Martinstag ſehen ſie ſich den üblichen nächtlichen Umzug der geharniſchten Bürger mit „Faklen, Trommen und Pfeiffen“ an, die ins Schloß hinauf ziehen und nach altem Recht die Viſitation vornehmen, worauf ſie der Gouverneur mit Wein und Konfekt regaliert.

Öfter werden Beſuche beim Junker von Wattenwil in Montmirail erwähnt, deſſen Familie mit Zinzendorf und Herrnhut in enger geiſtiger Gemeinſchaft ſtand, die mehr als einmal zu Ehebündniſſen zwiſchen den beiden Familien führte. Ende November unternahm Annoni mit ſeinen Zöglingen bei ganz milder Witterung einen Ausritt in die Berge, bei dem ſie dann plötzlich vom Winter überraſcht wurden. Sie beſuchten in Boinod den Bruder ihrer Magd in Schaffhauſen, Pierre Droz, der ihre Pferde fütterte, ihnen in behaglich warmer Stube einen köſtlichen Wein auftiſchte und ſie dann nach La-Chaux-de-fonds begleitete. Von hier führte ſie ein Knabe auf „ungehobelten“ Wegen nach Planchette zu den Eltern ihrer Suſanne Droz, dann ging's weiter nach Locle und Brévine. Von der Uhreninduſtrie wird nichts gemeldet. Im Val Travers lenkt ein aus Miſſiſſippiaktien erbautes Luſthaus ihre Aufmerkſamkeit auf ſich; dann geht's weiter nach Couvet und Noiraigue. „In dieſer Gegend ließ der liebe Gott zu unſerer Demütigung geſchehen, daß der Junker ſeine Sakuhr verlohre und mithin einen ziemlich hohen Weg-Zoll zu bezahlen hatte.“ Ein Bauer „zündet“ ihnen nachts den Weg nach Boudry, „allwo wir uns in dem liederlichen Stadthaus auf vielerlei Weiſe patientieren mußten.“

In Peſeux lernten ſie den aus Bern vertriebenen Wiedertäufer und Lehrer Uli Ammann kennen, der mit viel Gewandtheit über religiöſe Dinge disputierte. „Für ſeine Sekte“, meint Annoni, „iſt er ſehr rührig; doch in Liebe unter dem Schein der Einfalt beſitzet er viel Klugheit.“ So fanden ſich in dem toleranten Neuchâtel viele Sektierer, Separatiſten und Pietiſten; „denn ſie haben ſich hier dem Aufſatz [der Auf-

fässigkeit] der Pharisäer entzogen". Während seines hiesigen Aufenthalts wurde Annoni von einer ihm nahegehenden Trauerbotschaft betroffen. Als er mit seinen Zöglingen bei einer Mlle Faillet einer musikalischen Abendunterhaltung beiwohnte, hatte er das Gefühl, wieder in ein zu weltliches Treiben hineinzugeraten. Plötzlich überkam ihn die bange Ahnung, es müsse eine Todesbotschaft im Anzug sein. Vier Tage später ereilte ihn in der Tat die Nachricht vom Hinschied seines ihm von Schaffhausen her nahestehenden Freundes Ziegler. In Montmirail diskutierte Annoni mit seinen Berner Freunden über die Todesstrafe und bekannte sich mit ihnen zu recht modernen Ideen: man war einig in ihrer Verwerfung, da „wohl verwahrete und recht eingerichtete Zuchthäuser in einer jeden Republik nützlicher und nötiger als Scharfrichter, Galgen und Rad wären". Die Sonntage brachten unsere Drei in der Stille zu.

Am 31. März nach einem tränenreichen Abschied brachen sie zur Weiterreise auf. Unterwegs wurden die historisch bedeutsamen Sehenswürdigkeiten wie Vaumarcus und Grandson mit dem jener Zeit eigenen Interesse für die Vergangenheit betrachtet. In Yverdon suchten sie zwei Basler auf, die wegen Verweigerung des Burgereides hier im Exil lebten, und staunten den Orbekanal an, „auf welchem man den La-Côtewein von Orbe biß in den Yverduner und Neuchatteller See und folglich zu Wasser bis in Holland und Engelland bringen kann.... In dem Flecken Echallens genossen wir hierauf ein geringes und spätes Mittagessen, und dann kamen wir ... zu der ziemlich weitläufigen, aber sehr ungehobelten Hauptstadt Lausanne im Pays de Vaud." Im Lion d'or waren sie Tischnachbarn eines französischen Edelmanns und amerikanischen Seigneurs, der sich von einem in Scharlach gekleideten „Morischen Sklaven" bedienen ließ. „Unser Hegner aber, als er dessen schwarzen Kammerdiener das erstemal hinter sich stehend sahe, erstaunete fast über solchen Anblick und wollte glauben, daß einige an sein Kleid gekom-

mene ſchwarze Flecken von dem Anrühren dieſes Afrikaners hergekommen ſeien."

Die Auswahl einer paſſenden Penſion verurſachte einiges Kopfzerbrechen, obſchon es in der ſchon damals von vornehmen Ausländern zur Erlernung des Franzöſiſchen vielbeſuchten Stadt keineswegs an Gelegenheit fehlte. So lernte Junker Im Thurn genug junge Leute ſeines Standes kennen. Beim Colonel Conſtant, bei dem ſie vom Theologiekandidaten Werenfels aus Baſel eingeführt wurden, lernten ſie einen von Landenberg aus Zürich, den Berner von Diesbach, den verwandten Junker Im Thurn kennen; bei einem Profeſſor Bochat logierten drei Prinzen von Baden-Durlach. Von dem ihm empfohlenen Profeſſor Salchlin aus Zofingen ſah Annoni ab, weil er vom Berner Magiſtrat als „orthodoxer Hochwächter" angeſtellt war und weil er ihm keine muſtergültige franzöſiſche Ausſprache zutraute. Endlich fand ſich bei Herrn Traytorrens eine paſſende Wohnung; über die Penſionsbedingungen, unter denen auch eine „Verehrung" an Madame anläßlich der Abreiſe einbedungen war, einigte man ſich bald. So ſchlugen unſere Freunde oben in der „luftigen Cité" bei der Kathedrale ihren Wohnſitz auf. Zwar entdeckte Annoni bald, daß der Hausherr ſeine Penſionäre als Melkkühe ausnützte und fand „an dem patrono einen ehrlichen und gutmütigen, anbei doch liſtigen und commoden Philoſophen, der das Waſſer wohl auf ſeine Mühle zu richten und mit ſeinem Kopf und Handwerk von denen geſpickten Secklen der ankommenden Deutſchen und Engelländern ſeine gute Portion zu ziehen weiß, mithin auch ſeine studia nur inſoweit zu treiben ſcheinet, als ſie ad hominem ſind und ad pecuniam acquirendam dienen". Dieſes Kompliment gilt auch der Madame. „Die Hausfrau, eine profeſſormäßige Regentin, hat auch die Arithmetik, ſoferne dieſelbe Einnahm und Ausgab avantageusement regulieren lehrt, wohl ergriffen. Wie dann beide zuſammen ... in wenig Jahren ſo viel vorgeſchlagen haben, daß ſie für 20000 livres ein Landgut ein-

kaufen können." Im Interesse rascher Fortschritte im Französischen erhielten Hegner und der Junker jeder seinen eigenen Sprachmeister.

Wie in Neuchâtel so fehlte es auch in Lausanne nicht an reichlicher Gelegenheit, mit den Frommen im Land, zumal pietistischen Kreisen, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, ohne daß das leibliche Wohlergehen der jungen Leute darüber zu kurz gekommen wäre. An schönen Abenden erging man sich etwa auf dem Montbenon, der Einheimischen und Fremden als Rendez-vous diente. Da sah man den Spielen und Waffenübungen der Bürgerschaft oder den Übungen der Stachel- und Bogenschützen zu, hier waren auch die Tanzgelegenheiten der Mägde. Nicht genug weiß Annoni die unvergleichliche Aussicht vom Platz bei der Kathedrale zu rühmen, während er das Innere der Stadt mit seinem Lieblingsprädikat „ungehobelt" bedenkt. Gelegentliche Schwindelanfälle des Junkers läßt er in Morges von einem Herrn Monnod mit Schröpfen und Aderlaß oder einer Laxier-Tisane kurieren, unternimmt mit beiden Schützlingen öfters Ausritte, die ihr Kraft- und Gesundheitsgefühl erhöhen. Bei einem solchen Ritt lernten sie in Vivis einen Herrn Baillod kennen, der in seinem Drang nach Unabhängigkeit vom Dienst an der Landeskirche zurückgetreten war und nun einen Kreis von jungen Leuten um sich scharte, mit denen er „von der ganz im Argen liegenden Welt" redete. Beinahe hätte er Annoni zur Übersiedelung nach Vivis bewogen.

Auf den mancherlei Wanderungen stellten unsere Deutschschweizer Beobachtungen aller Art an oder ergingen sich in Vermutungen über die Dinge, die ihnen in den Weg traten. So glaubte Annoni von La Vaux den Namen Pays de Vaud ableiten zu sollen und findet, die Gegend hier am See stelle die Elite aller Waadtländer Soldaten, die sogar den Bernern über seien. In der Schlacht bei Vilmergen 1712 zeichneten sich die Waadtländer Truppen in der Tat rühmlich aus. Aber auch für den „Waadtländer" schlechthin zeigt er

Verſtändnis und rangiert ihn punkto Stärke vor den übrigen Land- und Schweizerweinen. Den La Côte hält er für geſünder und delikater als den La Vaux, unterläßt aber nicht, bei dem Anlaß energiſch gegen die Trunkſucht Front zu machen, bei welcher viele „durch ſchandlichen Mißbrauch in Schwein und Hunde zu metamorphoſieren“ Gefahr laufen. Den Bernern macht er das Kompliment, daß ſie im Waadtland für Ordnung ſorgen. Noch vor wenig Jahren ſei es eine Mördergrube geweſen — wer denkt dabei nicht an Felix Platters Schilderung ſeiner Durchreiſe nach Genf —; jetzt aber ſorgen die Berner, z. T. ſogar ihre Prediger, durch fleißige Hausviſitationen für beſſere Ordnung.

Sehr dankbar war Annoni für die Erlaubnis, mit ſeinen Schützlingen die akademiſche Bibliothek benützen zu dürfen. Freilich trog der Schein; denn ihr Zuſtand ſchien ihm zu beweiſen, „daß die Herren Curatores und Profeſſores mehr auf die Möblierung ihrer eigenen Häuſer und Kaſſen bedacht ſeien, als das Publikum zu zieren gedenken“. In der Lauſanner Geſellſchaft ſtieß er ſich da und dort an dem weltlichen Ton, wie er z. B. bei M^r Du Lignon in einem ſehr gemiſchten Cercle angeſchlagen wurde, wo man ſpielte, diskurierte, badinierte und bei Tee, Kaffee oder Schokolade den lieben Nächſten durchhechelte; da konnte er nur ſeufzen über die vanitas vanitatum. Im Gottesdienſt zu S. François ärgerte er ſich dermaßen über den miſerablen Pſalmengeſang, daß er das Geſangbuch entrüſtet beiſeite legte. Auf dem Montbenon lernte er einen piemonteſiſchen Arzt kennen, „der wie alle neue War in ziemlichem Renommée ſtehet. Seine mitgekommenen Landesleute aber [Waldenſer], die nämlich um der reformierten Religion willen in ziemlicher Menge ausziehen müſſen ... haben nicht das beſte Lob, weil ihnen die Tauglichkeit zum Arbeiten manglen und genugſame Erkenntnuß der Wahrheit gebrechen ſoll. Mithin öfters der Auszug aus Babel nach Ninive und von einer Sekt zur andern geſchieht.“ Bei einem Beſuch des Doyen Berger, dem Senior der Lauſanner Geiſtlichkeit, ver-

nimmt Annoni lebhafte Klagen „über das Verderben unſerer Zeiten“, meint indeſſen, „wann nur einmal ſtatt der Klaglieder die Werbeſtimmen erſchallen und auf das ſtäte Kondeszendieren und Lavieren ein courageuſer Widerſtand erfolgen möchte“.

An Empfehlungen an angeſehene Familien oder an religiös Gleichgeſinnte, wobei die jungen Leute auch mit der franzöſiſchen Konverſation auf ihre Rechnung kamen, litten ſie keinen Mangel. So machte Annoni in Begleitung eines Herrn Du Plan mit Junker Im Thurn einen Beſuch im Schloß Echallens, wo ſie in Abweſenheit des Landvogts von Sinner von deſſen Gemahlin zur Tafel geladen wurden und „ſamt zwei ihrer Söhne von ſehr ungleichem Exterieur und Temperament das Mittagsmahl“ genoſſen. „Über Tiſch wurde von allerhand, auch geiſtlichen Materien, doch ziemlich cavalièrement diskuriert und von der Hausmutter über die bey Hauß gut geweſenen und durch das müßige Kriegsleben ausgelaſſen gewordene Conduite ihres in holländiſchen Dienſten ſtehenden vierten Sohnes mit Tränen geklagt. Ehemalen, fügte ſie hinzu, waren die holländiſchen Dienſte eine Tugendſchule; nun aber ſitzet man auf der faulen Haut und dichtet und verrichtet eitel Böſes, daß es mit jungen Burſchen je länger je ſchlimmer wird.“ Bei den Profeſſoren Bionnens und Bochat werden einige „Realia, die Vorteile und Gebrechen der Republiken betreffend“ erörtert. Ein andermal findet man ſich au petit château und ergeht ſich in dem zum Schloß gehörenden Gartenhaus beim Morgenkaffee an dieſem idylliſchen Ruheplatz öfter mit erbaulicher Lektüre und Sammlung „der zerſtreueten Sinne durch Anſtimmung eines Liedleins“.

Der Hausherr gibt ſeinen Penſionären Gelegenheit, einen Blick in ſein Laboratorium zu werfen und unterſchiedliche „zur Phyſik und Matheſi gehörige Inſtrumente oder machines“ vordemonſtriert zu ſehen. Doch Annoni durchſchaut den Gaſtgeber, der ſie mit ſeiner Freundlichkeit bloß zur Verlängerung

ihres Aufenthaltes gewinnen will, im übrigen aber seine „Promessen" nachlässig gehalten hat. Der Aufbruch nach Genf war beschlossen, und dabei blieb es. „Ich kontentierte", meldet er, „unseren Herrn Professor mit dem Kostgeld und dessen Rippe [sic!] mit einem Louisd'or zum Abschied." Am 7. Juni ritt unser Kleeblatt nach Morges und verabschiedete sich hier mit einem Schmaus von den Lausanner Freunden. Der oben erwähnte Herr Monnod zeigte ihnen die Stadt und nahm sie mit nach Hause, wo sie bei guten und erbaulichen Gesprächen „eine gottselige Jungfer Chauffair kennen" lernten. Annoni zeigte sich durch Überreichung von „le vrai christianisme de Jean Arnd" erkenntlich. Nun ging's durch die rebengesegnete La Côte nach Genf. In Rolle fanden sie auf Monnods Empfehlung hin bei Herrn Goffroy freundliche Aufnahme. Er war „ein redlich frommer Proselyt und lateinischer Schulmeister samt seinem Weibe, einer auch erleuchteten und redlichen Christin, die mit Dressierung junger Töchter umgeht". Sie warnte die Reisenden davor, überall geistliche Bekanntschaften zu schließen, was nur zu Zerstreuung und Verwirrung führe, „ein raisonnement, das mir aus dem Herzen und in das Herz geredt war". Nach schmerzlichem Abschied ritten die Reisegefährten ihrem Ziel entgegen. In Genf „mußten wir bei der Stadtporten, welche gleich den übrigen mit starker Wache besetzet ist, halt machen und unsre Namen aufzeichnen lassen".

Und nun ging's an ein eifriges Besichtigen der Sehenswürdigkeiten: des Grabmals des Duc de Rohan zu S. Pierre, der Gedenktafel der bei der Escalade Gefallenen zu S. Gervais, der belle promenade, des Rendezvous der Bürgerschaft, der Schanzen, des „antiken Pulverturms, welcher seinen Ursprung von Julio Caesare haben soll", des unfern davon aus dem See hervorragenden „Felsensteins, darauf bei heidnischer Zeit dem Neptuno geopfert worden". Auch wird den Reisenden ein Bollwerk gezeigt, in dessen Kasematten schlimmstenfalls die ganze Bürgerschaft Unterschlupf finden könne. Bei

ſolchen Dingen regt ſich in Annoni das alte Soldatenblut, und er geht mit beſonderm Eifer allem nach, was irgendwie mit dem Kriegsweſen zuſammenhängt. Mit dem Zeughaus iſt er nicht zufrieden; denn die beſten canons, Bommen, Kugeln befanden ſich „in den Schanzgewölberen. Sonſten ſind die Escaladeleitern annoch vorhanden und von merkwürdiger Invention". Natürlich läßt man ſich die Revue der Stadtgarniſon nicht entgehen. Genfs Wahrzeichen, die in einem Käfig unterhaltenen Adler, erregten mäßige Bewunderung: „Es ſind ſchlimme Vögel, die nicht gut franzöſiſch, das iſt, weder ſäuberlich noch höflich ſind, und die fürwitzige Zuſchauer öfters übel zurichten." Es kommen dann noch die Reitſchule, das mangelhaft funktionierende Rhonepumpwerk und das Rathaus an die Reihe. „Die in dieſem Haus befindliche, mit Kißlingſteinen beſetzte Treppe oder Schneckenſtraße ließe freilich einen Liebhaber mit Gautſchen und Pferden bis unter das Dach kommen." Auf Empfehlung von Pfarrer Oſterwald ſuchten ſie den Theologieprofeſſor Turretini auf und hoſpitierten in ſeinem Kolleg de studio theologico.

Am 14. Juni brachen ſie zu Pferd nach Lauſanne auf. In Verſoix wollte „der hungrige Viſitator gerne ein Zoll- oder Trinkgeld auspochen", erhielt aber um ſeiner Grobheit willen nichts. Unſere Freunde machten einen Umweg über Orbe. In der Nähe des Städtleins wies man ihnen eine Stelle, wo man ſeinerzeit viele Gebeine von Nonnenkindern getroffen habe; dieſer Umſtand habe dann ſpäter daſelbſt der Reformation bedeutenden Vorſchub geleiſtet. Aber letztere, meint Annoni, habe keinen Grund zur Überhebung, man brauche nur auf das vielfach deformierte Leben des heutigen Geſchlechts im Lehr-, Nähr- und Wehrſtand hinzuweiſen, um inne zu werden, weshalb es „mit der Reformation nicht nur nicht avanciren, ſondern hin und wieder hinken will". In Lauſanne wurden die alten Bekanntſchaften erneuert.

„Den 26. Juni hatten wir mit uns an der Tafel einen luſtigen und beſchwätzten Mr Berger, der eine unverhofft

erhaltene große Erbschaft dergestalten angezapft, daß seine Anverwandte durch oberkeitlichen Arrest das gänzliche Verbluten hinderen und ihne mit dem jährlichen Interesse vergnügt zu sein forciren müssen. Mit diesem gegen uns höflichen Mann ward von dem heutigen Pracht- und Wollustwesen der französischen Schweizer gesprochen und beigefügt, daß solches endlich unfehlbar das Land und dessen adeliche Familien ruinieren werde." Worauf er antwortete: „Vous vous trompez, Messieurs, cela ne peut pas nous ruiner; car nous sommes déja ruinés". Als Gäste des neugewählten Gouverneurs Wurstemberger waren unsere Reisenden Zeugen, wie „von Seiten des Herrn Landvogts und der Stadt jenem der Wein verehret wurde, welchen wir mitgenossen und folglich das allerbeste Getränk des Landes zu kosten Anlaß gehabt haben!" Auf einem Ritt mit dem Vetter des Junkers Im Thurn kamen sie über S. Saphorin, Vuillerens und l'Isle. Im erstgenannten Ort wohnte der alte General de S. Saphorin, ehmals englischer Envoyé in Wien. „Sein Sohn, ein trefflicher Mathematicus, guter Linguist und Liebhaber der Studien, ließ uns erstlich einen Morgentrunk präsentieren, führte uns sodann selbsten durch die vornehmsten Zimmer und Gärten, zeigte uns viele rare Gemälde samt seines Herrn Vaters zahlreicher und wohl konditionierter Bibliothek, in welcher sich viele große und köstliche Werke befinden, unter denen auch 42 geschriebene Folianten sind, die alle von Staatsaffaires handeln und von dem Besitzer gesammelt worden."

In Vuillerens lud sie der Hausherr, ein fröhlicher Junggeselle, zu Tisch, nicht ohne Hintergedanken: „er wollte uns gerne zum vielen Trinken encouragieren, auch zu ferneren visites invitieren. Wir hatten aber genug und eileten weiters." Am Diner bei Mme de Crousaz in Méséry zusammen mit dem pastor loci fanden sich die gleichgestimmten Seelen bald zu erbaulichen Gesprächen vereint. Ein „recht liberaler" Regen überraschte sie auf dem Heimweg. Höher schlug Annoni das Herz bei der Musterung der waadtländi-

ſchen Truppen. Als die Landmilizen auf dem Montbenon ihre Übungen exekutierten, zog er unwillkürlich einen Vergleich mit den Leiſtungen der Genfer Miliz, der zugunſten der letzteren ausfiel. Wohl kommandierte „Mr de Crouſaz avec beaucoup de bravure" und ließ durch ein Bataillon das Carré formieren und attakieren, „welches, weils von uns zum erſtenmal geſehen worden, uns bald Luſt gemacht hätte, Soldaten zu werden". Aber nachher ſeien die „Troupes in etwelcher Konfuſion" abgezogen. Nachdem ſie auch noch dem Exercitium der Reſervetruppen beigewohnt hatten, windet Annoni dem hohen Stand Bern ein Kränzlein, der „als der mächtigſte und größeſte unter den Eidgenoſſen das In pace de bello cogitandum practire und darinnen alle übrigen Cantons und zugewandte Ort, Zürich allein ausgenommen, beſchäme". Den Sonntagvormittag des 8. Juli brachten unſere Reiſegenoſſen in ſabbatlicher Stille zu, und am Nachmittag nahmen ſie von Freunden und Bekannten Abſchied. Gewiß half ihnen der anregende Verkehr mit geiſtig regen und insbeſondere mit frommen Menſchen, die im Leben mit ihrer chriſtlichen Überzeugung vollen Ernſt machten, über manche Unannehmlichkeiten des Reiſens weg.

Am 9. Juli brachen ſie nach Vivis auf und reiſten ohne Aufenthalt nach Villeneuve weiter. „Hier fanden wir feines Traktament im maison de ville. Daſelbſt hat uns auch Herr Cand. Stickelberger, ein junger Basler, der bei einem allhier wohnenden Berneriſchen Herrn im Hof paedagogiſieret, eine Weile Geſellſchaft geleiſtet." In Roche beſtaunten ſie die ſchönen Brüche von rotem Marmor und erinnern ſich beim Paſſieren von Yvorne des dortigen Bergſturzes [von 1584]; von Aigle aus wird die von einem ſächſiſchen Baron neu eingerichtete Saline aufgeſucht, und in Begleit von Bergknappen das Innere des Berges bei Lampenſchein von unten nach oben auf 600 Stufen erſtiegen, „da wir dann von ferne den Tag gleich einem Sternlein ſchimmern ſahen". Da danken ſie Gott, daß ſie „der hölliſchen Finſternuß" entronnen ſind.

In Bex bietet ihnen der dortige Praedikant einen Begleiter zum Beſuch der Saline von Bevieux an, aber als Kinder des Lichts verzichten ſie auf weitere Gänge in die Unterwelt. „Hier“, fügt Annoni bei, „iſt der Bach durch ſtarke Mauerwälle zu beiden Seiten künſtlich gebannt, daß man das zur Salzpfanne benötigte Holz, wann es in dem hohen Gebirge gefällt und in das herabſtrudlende Waſſer geſchmiſſen worden, hier arretieren und kommlich herausfiſchen kann.“

Bald näherten ſie ſich „dem liederlichen Städtlein S. Maurice, allwo wir in dem noch liederlicheren Stadthaus in allen Stücken auf das liederlichſte akkommodiert waren“. Sie hatten eben Walliſer Boden betreten und ſollten das noch des öftern deutlich zu ſpüren bekommen. Sie erblickten bald „einen großen Bach [die Piſſevache], der hoch von einem Berge fallende, unſere Augen und Ohren in Verwunderung ſetzte“. Am Trientfluß ſtand „eine Baurenwacht, welche uns aus habender oberkeitlicher Ordre nicht mit den Pferden wollte paſſieren laſſen unter dem Vorwand, daß in Savoyen und gegen dem Pays de Vaud ein Viehbreſten graſſiere, dem man auf ſolche Weis vorzubeugen habe“. Wohl oder übel mußten ſie nun zu Fuß wandern und ſich das Gepäck nach Martigny nachtragen laſſen, doch war es zum Glück eine „luſtige“, d. h. gute, Landſtraße. Die „grande maison“, in der ſie in Martigny ankehrten, taxierte Annoni „für eine vormals biſchöfliche oder adelige Wohnung. Wir waren hier mit Speis noch ziemlich wohl verſehen, und der weiße Wein ſtunde uns noch beſſer an, als welcher von Natur lange Zeit ſüße iſt und bleibt und wegen ſeiner geſunden Delikateſſe ſehr berühmt iſt, auch hin und wieder verſchickt und teuer verkaufet wird.... Wir ſuchten hier nach dem Mittageſſen einige Reitpferde, die uns weiters tragen ſollten. Es war aber, unangeſehen hier ein gedoppelter Paß in Savoyen und nach dem oberen Wallis durchgeht, auch wegen der thebaniſchen Chriſtenlegion, die hier dezimiert und maſſacrieret worden, ein mehrer Zulauf des Volkes und der voi-

tures zu praesumieren, nichts zu finden und zu hoffen. Endlich auf den Abend ließ uns ein Bauer, der uns Illustres Seigneurs titulierte, auf sein mit Heu bestreuetes Wägelein sitzen und als in einer mit zwei nebeneinander gespanneten Pferden versehenen Carrosse in lustigem Trab und ziemlich sanfte das Land hinauf fahren."

In Sitten lernten sie „au croix blanc" die Walliser Unreinlichkeit kennen. Nach langem Warten durften sie ihre Zähne an einem alten Huhn zermartern. Unser Berichterstatter zieht einen Vergleich zwischen Sitten und Chur, der für beide Orte wenig schmeichelhaft lautet. Menschen und Häuser seien hüben wie drüben gleich unsauber, die Gemächer des bischöflichen Schlosses Majoria nicht ausgenommen; das gleiche gilt von der Valeria. Der junge Hegner erhielt ein sogenanntes besseres Zimmer. Wie er es nun abends betrat, „da fand sichs, daß ein rußiger Baurenflegel heimlich in die Kammer geschlichen seye und den besten Platz für sich eingenommen, seine lumpichten Kleider aber mitten in die Kammer auf den Boden niedergeleget habe. Das ware nun Verdruß und Komoedie beisammen. Indem die herbeigerufene Wirtin und Magd den armen Kerl auf eine massive Weis, zu Bezeugung ihres Unwillens, rüttelten und schüttelten, bald mit Ohrfeigen und harten Worten aufstehen und weggehen hießen, bald aber von dem berauschten Schläfer nichts als Schnarchen und Brummen zur Antwort erfolgete. Endlich mußte er doch das Cede majori eingehen und mit seiner Bagage Zimmer und Bette raumen, welches letztere mit frischem Leinwand beleget und mir zur Succession überlassen worden. Kaum aber ware das Licht gelöscht und der süße Schlaf von uns erwartet, als ein neuer Unstern über uns aufginge und uns das armselige Walliser Sion zum halben Fegfeuer machte. Denn es marschierten die Wandläuse truppenweis aus ihren Retraiten hervor und attakierten uns mit solchem vigueur, daß an Ruh und Frieden nicht zu denken war, mithin ich lieber mich anziehen und auf einem Stuhl bei der

Tafel sitzende des Tages erwarten als in so großer Gesellschaft im Bette bleiben wollte."

Noch so gern brachen die Drei auf; aber bald wurde infolge von Überschwemmungen durch Bergbäche die Landstraße unpraktikabel, und in dem nun eingeschlagenen Nebenweg drohten beim Passieren einer Rüfe die Pferde einzusinken. Im Städtlein Leuk wurden die Wanderer am hellen Tag von den Wanzen heimgesucht und waren froh, nach mühseligem Ritt das Bad Leuk zu erreichen.

Hier fanden sie im Hause des Großdekans ein ihnen zusagendes Quartier und freuten sich ungestörter Nachtruhe. Es wurde für die drei Gäste für Zimmer und Bett, Tisch und Licht ein Pensionspreis von einem alten Louisd'or pro Woche vereinbart. Die nun folgende Schilderung der Leuker Badegesellschaft macht der Menschenkenntnis Annonis alle Ehre. Sowohl die Gäste, „die insgemein große Figur gemacht und auch Bediente und viel Geräte mit sich gebracht haben", als auch die Verpflegung werden gerühmt. Sehen wir uns die merkwürdige Gesellschaft ein wenig an. Da begegnen wir einem „schlagflüssigen Junker Lombach von Bern" und seiner „Eheliebsten" Mme Lombach; folgt Mme Willading, ihre Tochter, „des bei Hause gebliebenen Herrn Schultheißen im äußern Stand junges, zartes und wollüstiges, doch auch gutmütiges Weiblein, das schon lange verehelichet und bisher ohne Kinder geblieben ist", ferner Mlle Diesbach von Liebisdorf, eine schon ziemlich alte, aber lustige und nach der galanten Weltart gestalte Jungfer, Mme Wattewil, des gewesenen Landvogts zu Buchsee minder Figur machende, jedoch der Eitelkeit noch ziemlich ergebene Eheliebste, Junker Kornschaffner von Wattewil, ein altmodischer, redlicher Eidgenoß, der aber öfters in seinen Diskursen und Lustbarkeiten ziemlich grob herausgefahren, Frau von Werth, eines bernerischen Singularisten und Debauchanten Weib von stiller Konversation und christlicher Conduite, die bei selbst treibender und wohl liegender Handel-

ſchaft ſchlecht [ſchlicht] aufziehet und durch ihr inn- und äußeres Kreuz, wie ſcheinet, zum Reich Gottes bereitet wird". So marſchieren die Gäſte vor uns auf, Kinder des Lichts und Kinder der Welt, und Annoni verſteht es trefflich, ſie im Bilde feſtzuhalten.

Weiter kommen an die Reihe ein Herr Lörber, lebhaft und geſchwätzig, Mme Matthey, Gattin des Exgubernators von Aigle, eine eingebildete und zornmütige Dame, die ihr Mundwerk blindlings über Religions- und Staatsangelegenheiten ſpazieren läßt, Herr Eiſenhändler Wittenbach von Bern, Baron von Roll mit Gemahlin, Beſitzer des Palaſtes Waldeck der Beſenwall, feine, vornehme Leute, die ihren Katholizismus demonſtrativ zur Schau tragen, Jungrat Grimm, „ſchön und groß, ſanguiniſch choleriſch, reich und luſtig, der ſich keine Mühe machte, die Sauglocke öfters anzuziehen", ein Sury von Solothurn, cholero-Melancholicus, ſeiner Kirche eifrig ergeben, Kaufmann Deluſe, „der bei den Miſſiſippiſchen Geldwechſeln ſich gewärmet hat", ein wilder Spieler und Grobian gegen Annoni und andere ſerioſe Leute. Folgt Mr Roguin von Yverdon, „der ſeine fortuna beim letzten Regenten in Frankreich per fas et nefas gemacht haben ſoll und die franzöſiſchen Spiel- etc. tugenden mit ſich in die Schweiz gebracht, anbei noch im Verdacht ſteht, daß er die arcana des Vaterlandes ad exteros berichte, Herr von Curten von Seiders, geweſener Landvogt von Monthey, ein gewiegter Politiker, der für das Wallis mit Frankreich verhandelt und Allianz und Militärkapitulation geſchloſſen hat", Mr Balet von Leuk, des „hospitis Oheim", ehemaliger Page und Hofmeiſter in Wien, jetzt „dem Walliſer Schlendrian" verfallen; Mr Joris, biſchöflicher Fiskal zu S. Maurice, „nach Walliſer Art façonniert", Herr Jung von S. Gallen mit unflätigem Maul. Ferner werden aus andern Herbergen aufgezählt: Oberſt Daxelhofer, Berner, ein gewandter und liebenswürdiger Weltmann, Junker Diesbach von Bern, der das Studium der Theologie mit der Politik

vertauſcht hat, Goldſchmied Ulrich aus Zürich, „dem das ſündliche Schwätzen und Weſen der übrigen ſchmerzlich und ärgerlich geweſen", ſodann „Mesdames Muralt, Tillier und Steck, drei Weiblein aus Bern, die gerne ein günſtiges und fruchtbares Mühletal gehabt hätten". Offenbar war es Annoni und ſeinen Schützlingen in dieſer meiſt oberflächlichen und z. T. wenig anſtändigen Klatſchgeſellſchaft nur mäßig wohl.

Ihre Kur dauerte die bekannten drei Wochen lang vom 15. Juli bis 5. Auguſt und beſtand am Vormittag im Trinken des Mineralwaſſers, nachmittags unternahm man promenades in die Höhe und Tiefe, machte Viſiten und genoß „mit dem Berneriſchen Frauenzimmer das Café". Das Dorf nennt Annoni garſtig, und die rudera von 12 von Lawinen zerſtörten Häuſern beſtärkten nur dieſen Eindruck. Ähnlichem Unheil vorzubeugen, veranſtaltete die Bevölkerung Prozeſſionen, unterließ aber doch auch nicht, Gräben auszuheben und Dämme gegen die Lawinen aufzuwerfen. Die verſchiedenen Badegelegenheiten werden gründlich aufgezählt. Da wird vorerſt das gemeine Armenbad genannt, es wird unentgeltlich benützt. „Solches Bad beſteht aus einem einzigen Bette [Baſſin] oder ſteinernen Kaſten, in welchem Manns- und Weibsperſonen auf rings herumſtehenden oder liegenden ſteinernen Stapflen ſitzen. Dabei ſind zwei kleine Schilderhäusgen zum Aus- und Anziehen, das eine für genus masculinum, das andere für genus femininum gewidmet." Daneben befand ſich ein mehr oder weniger offener Badſchopf für Gäſte mit anſteckenden Krankheiten. 50 Schritte weiter folgten das Junkern- und das Herrenbad; erſteres benützten unſere Reiſenden; den Namen führte es daher, daß es einigen Walliſer Junkern gehörte. Es zerfiel in vier getrennte Abteilungen, das Herrenbad in zwei. Im letztgenannten fand ſich jeweilen eine luſtige Geſellſchaft ein, die „von bedungenen Waldhorniſten unter der Zeit des Badens tapfer angeblaſen" wurde. Daß man ſich im Wallis befand, konnte man nebenbei auch der Badeordnung entnehmen, die in einem Atemzug

das Anſtimmen unzüchtiger Lieder und lutheriſcher Pſalmen unterſagte.

In den freien Stunden ging Amoni ſeinen naturwiſſenſchaftlichen und antiquariſchen Liebhabereien nach; er entdeckte in der Nähe eine Schwefelader und ſchlug Schwefelſtücke herunter, er ſtieß auf botaniſche Raritäten und kaufte mit ſeinen Zöglingen römiſche Münzen, intereſſierte ſich überhaupt für Land und Leute. So behauptet er, im Wallis könnten im Ernſtfall 30000 Mann zu den Waffen greifen; aber, fügt er bei, mit dem Exercitium würde es wohl hapern. Das Landvolk nennt er meiſterloſig, faul und unſauber, der Adel ſei gering geachtet, daher das Sprichwort:

„Junker im Schmutz,
Großer Nam' und wenig Nutz."

Politiſche Streber müßten „tapfer ſaufen und zu ſaufen geben".

Am 6. Auguſt war die Kur zu Ende, und es wurde über die Gemmi ins Berner Oberland aufgebrochen. Frauen trug man in Seſſeln hinüber, Reiter mußten zu Fuß bergauf gehen oder beſſer „über den durch Kunſt und viele Arbeit in die Felſenwand und Ritzen gemachten ungeheuren Schlangenweg zu Fuß hinaufſchleichen". Es koſtete manchen Schweißtropfen, bis unſere Wanderer „endlich nach vielem Seufzen und Schwitzen auf den Gipfel des mehr als ſchrecklichen Wegs und Berges gekommen und die nicht geringe Schwindlens- und Stürzensgefahr durch den Schutz des Höchſten für diesmalen überwunden" hatten. Im Schutzhaus der Daube, das ſeinen Namen natürlich einem Taubenhaus verdanken mußte, wurde Raſt gehalten, und man zerbrach ſich darüber die Köpfe, ob das Wort Gemmi vom „gemitu" [dem Seufzen] ascendentium und descendentium [der Hinauf- und Hinabſteigenden] oder von den Gemſen abzuleiten ſei. Der ſchroffe Kontraſt von Höhen und Tiefen rührt nach Amonis Meinung von der Sintflut her. Wie atmeten ſie auf, als ſie im „Kandeltal" und am „Kandelſteg" die erſten wohlgebauten Berner Bauernhäuſer erblickten! Es war eine andere Welt,

und unſern Touriſten kam es vor, als wären ſie „aus einer Grümpelkammer in ein möbliertes Zimmer“ getreten. Und nun wird der folgende Weg voll Aufmerkſamkeit begangen; beim Paſſieren von Frutigen werden Adelbodental und Engſtligenbach erwähnt, beim Kiental wird feſtgeſtellt, daß auf der Scheuchzerſchen Karte der „Kühntalbach“ unrichtig eingezeichnet ſei. In Mülinen ſchicken ſie die Reitpferde ins Leuker Bad zurück nebſt „einem franzöſiſchen Complimentbrieflein an die vermiſchte Tiſchcompagnie“.

Es iſt bezeichnend, daß Annoni als Kind ſeiner Zeit aufatmet, als er die wilden Schluchten des Walliſerlandes und des engen Kandertals hinter ſich weiß und von den Höhen von Aeſchi die weite Landſchaft rings um den Thunerſee ſich öffnen ſieht. Denn ſeiner Zeit machte die Welt der Hochalpen noch vorwiegend den Eindruck des Schauerlichen. Nun aber beim Anblick des weiten Seebeckens und ſeines fruchtbaren Geländes ſtimmen unſere Wanderer zum erſtenmal „zu Lobe des Schöpfers und Bezeugung unſeres Vergnügens ein Reis- und Feldliedlein an“ und leben wohl an dem Muskateller, den ihnen Mme Lombach zum Abſchied verehrt hat. Die Mittagsraſt in Faulenſee dagegen verurſacht ihnen gerechten Ärger über den „alzuſauren Landwein“ von Spiez, den „alle in der Erlachiſchen Freiherrſchaft Spiez gelegene Wirte von ihrer ſtrengen Oberkeit kaufen müſſen“. Ein Schiff bringt ſie nach Unterſeen. Hier dingen ſie einen Führer nach Grindelwald, und bald wandern ſie „an dem Bord des erſchrecklich brüllenden Gliſchen- [Lütſchinen-] Fluſſes“. „Der Grindelwald“, fährt Annoni fort, „beſteht aus Kirch-, Pfarr-, Schul- und Wirtshaus.“ In letzterm ließen „wir uns einen trefflich groß- und guten Käs, der uns ſamt hartem und ſchimmlichten Brot aufgeſtellet worden, für die Nacht wohl belieben, bis endlich auch eine mit Safran zierlich ſchön gefärbte Suppe ſamt etlich friſchen Eieren nachfolgete“. Voll Neugier brechen ſie zu den Gletſchern auf, wobei Annoni ſeine gute Orientierung über das Bergtal zuſtatten kommt;

er ist mit den Namen der Berge ringsum vertraut, gibt eine ganz gute Beschreibung der Gletscher, wobei auch die im Volk verbreitete Meinung erwähnt wird, daß dieselben von 7 zu 7 Jahren zu- und abnehmen, was aber der pastor loci ausdrücklich bestreitet.

Am 9. August treffen wir unsere Reisenden wieder in Unterseen und zwar im Wochengottesdienst an. Dann statten sie dem „auf einem Berg sehr artlich situierten und nun zur Kirch gewordenen Schloß Rinckenberg" einen Besuch ab, fahren hierauf an den Fuß des „Battenbergs" und klettern unter Anführung einer Wegweiserin auf Händen und Füßen bergan. Beim Pfarrherrn finden sie gastfreundliche Aufnahme und werden mit Suppe, Milchbrei und La Côte bewirtet. Ihr Gastgeber beherbergte hin und wieder Leute, die „in hiesiger Stille für Leib und Gemühte Erholung gesucht und Hirt und Schafe mit erbaulichem Wesen und Zuspruch touchirt" haben. In dieser Luft fühlen sich auch unsere Weggenossen wohl und freuen sich an der herrlichen Aussicht. Gewissenhaft notiert sich Amoni den an der Wand des Kirchleins in Versen angebrachten Lebenslauf des heiligen Beatus, verhält sich aber gegenüber der Legende von „englischen Besuchen und Eingebungen" eines dortigen Knäbleins durchaus ablehnend und meint: „So hat man sich vor Leicht- und Aber- und Unglauben in der Welt zu hüten, wenn man nicht geäfft werden oder gar am Glauben Schiffbruch leiden will." Er blieb eben doch allezeit nüchterr.. Noch statteten sie der „Battenhöhle einen kurzen Besuch" ab und fuhren dann den Thunersee hinab bis zur Einmündung des „Kandelflusses", dem der Berner Magistrat 1711—1714 seinen neuen Lauf „expresse machen lassen", um seinen Überschwemmungen unterhalb Thun zu steuern Aber diese Korrektion habe unerwartete Nachteile zur Folge gehabt: nicht nur sei Thun nunmehr von Überschwemmungsgefahr bedroht und den Landleuten diesseits des Sees viel Wiesland verderbt worden, sondern und vor allem seien die ehemals so sehr geschätzten Alböckfische

[wohl Blaufelchen] faſt gänzlich aus dem See verſchwanden. Kein Wunder, wenn beim Landvolk die Mißſtimmung über alles das ſich über den das Korrektionswerk leitenden Ingenieur, Samuel Bodmer, entladen habe, der ſich in aller Eile habe ſalvieren müſſen.

Von Thun aus ſuchten unſere Reiſenden den ihnen wohl vertrauten Pfarrer Samuel Lutz in Amſoldingen auf, hörten ihn predigen und wurden Zeugen ſeiner über die ganze Umgegend ausgebreiteten, überaus ſegensreichen Seelſorgetätigkeit. Sie genoſſen ein paar Tage ſeinen geiſtlichen Umgang als eines „rechtſchaffenen Jeſusjüngers und Mannes Gottes“. Dann fuhren ſie zu Schiff nach Bern. Gar viel gab es hier zu ſehen. Von der Leichenfeier des Schultheißen von Steiger waren ſie allerdings mäßig erbaut, „der Pomp war gering, und das Getümmel des zulaufenden Pöbels machte der Prozeſſion ein ſchlechtes Ausſehen“. Im Inſelſpital ſahen ſie zu, wie „nach vorhergegangenem gemeinſchaftlichem Gebet“ einem Patienten der Arm amputiert wurde. Dann kommen Rat- und Zeughaus an die Reihe, letzteres das reichſte in der Schweiz, vom Münſterturm wird die weite Ausſicht gerühmt, ein Spaziergang gilt den „altmodiſchen“ Schanzen und nach einem Beſuch der Stadtbibliothek und der Erledigung diverſer Staatsviſiten wird am 23. Auguſt die Reiſe fortgeſetzt.

In der Wegmühle bei Bolligen wird die Badbekanntſchaft mit dem Ehepaar Willading aufgefriſcht, beim Paſſieren von Schloß und Armenherberge Thorberg wird von einer merkwürdigen Inſaſſin, dem Stineli Krazer, berichtet; es habe ſich für inſpiriert ausgegeben, „auch ohne Speis und Trank einige Jahre zugebracht und ſeit weniger Zeit wieder zu eſſen und zu trinken angefangen“. In Burgdorf raſteten unſere Wanderer im Bären und fühlten ſich von dem Ratsherrn Kupferſchmied durch die Spende von vier Flaſchen La Côte und Neuenburger geehrt. Die dortigen Steinbrüche riefen Annonis Intereſſe für Foſſilien wach.

Nun ging's in das durch ſeine Vieh- und Pferdezucht berühmte Emmental nach Huttwil und über Zell und Surſee auf das Sempacher Schlachtfeld. Aus dem im Chor der Kapelle aufbewahrten Bildnis Herzog Leopolds zu ſchließen, müſſe der hohe Herr blond und gutmütig geweſen ſein. Der dortige Mesner hatte die Gefälligkeit, den Reiſenden aus dem Beinhäuslein zwei Hirnſchalen mitzugeben. Am 25. Auguſt trafen ſie in Luzern ein und ſtiegen im Rößli ab. Die Hofkirche mit ihrer gewaltigen Orgel wird gebührend bewundert; dem Kirchenſchatz hätte Annoni gern eine paſſende Verwendung gewünſcht „zum geiſt- und leiblichen Heil der lebendigen Kirchglieder". Eingehend und keineswegs kritiklos werden die Malereien der Reußbrücken betrachtet und am Hertenſteinſchen Haus Hans Holbeins Kunſt gewürdigt. Mit gemiſchten Gefühlen wird im Zeughaus von Zwinglis Waffen und Sturmhaube Notiz genommen.

Am 28. Auguſt fuhren unſere Drei den Alpnacherſee hinauf; der Pilatus ſah recht verlockend aus, doch wurde er „wegen ſeiner Höhe und unſerer Zärtlichkeit und des Wetters ſtetem Abwechſeln nicht beſtiegen". Dafür beſuchten ſie die Pfarrkirche von Sachſeln mit Bruder Klauſens Grab. Aber das den frommen Einſiedler darſtellende Gemälde roch ihnen allzuſehr nach Bigotterie, und von ſeiner in Verſe gebrachten Lebensbeſchreibung urteilt Annoni, daß ſie „vera mixta falsis" [Wahrheit und Dichtung] enthalte. Nach einem Abſtecher auf den Landenberg ſchlugen ſie den Weg nach Stans und Buochs ein, von wo ſie zu Schiff Beckenried erreichten. An der Treib erquickten ſie ſich an Fiſchen und italieniſchem Wein. Von den Schiffleuten erfuhren ſie einiges über die Wohlhabenheit der Nidwaldner, und wie ſie „kommlich leben könnten, wo ſie nicht wegen des unnötigen Tabakrauchens und unmäßigen Weinſaufens ſich ſelbſt um ihren Überfluß brächten und auch dem Leibe nach abſchwächeten und unanſehnlicher machten". Weiter fuhren ſie ſodann am

„Weiten"-[Mythen-] Stein und am „Greutlein oder Reutlein" vorbei an die Tellskapelle. In Altdorf ſuchen ſie das Kapuzinerkloſter auf und wandern nach Bürgeln. „Hier", heißt es, „auf dem Kirchhof ſoll Wilhelm Tell genötigt worden ſein, nach dem Apfel auf ſeines Kindes Haupt zu ſchießen."

Als neues Ziel winkt unſern Reiſenden der „Gotthardsberg". Am 1. September reiten ſie von Altdorf ab; ſie konſtatieren in Andermatt, daß das Urſerntal „keine Bäume mehr hat" und moraſtig iſt. Seine Bewohner leben vom Vieh- und Käshandel, wenn ſie nicht den Söldnerdienſt vorziehen. Von Hoſpental reiten ſie zur „plaine" des Gotthardhoſpizes hinauf, welche, „wie etlich Gelehrte wollen, als das höchſte Ort der Welt anzuſehen". Die luſtigen Kapuziner dort oben gewährten ihnen in der geheizten Stube freundliche Aufnahme, und es entſpann ſich eine kurzweilige Unterhaltung, je nach Bedürfnis deutſch oder italieniſch, wobei dem roten Italiener tapfer zugeſprochen wurde. Manche ſchweizeriſchen Kaufleute ſteuerten Beiträge zur Vergrößerung des Hoſpizes. Wohl zog es unſere Reiſenden ſüdwärts, doch ließen ſie es bei einem ſehnſüchtigen Blick ins Teſſintal bewenden und kehrten, unterwegs von den „ſchüchternen Murmeltieren angepfiffen" nach Hoſpental zurück. Wo ſich Gelegenheit bot, ſammelte oder kaufte Annoni Bergkriſtalle. Am 2. September waren ſie wieder in Altdorf und trafen am folgenden Tag in Schwyz ein. Hier gefiel es ihnen nicht ſo gut wie in Stans und Altdorf. Den daſelbſt vorhandenen Wohlſtand ſetzt Annoni auf Rechnung der fremden Militärdienſte. „Ohne ſolches würde man in dergleichen Gegend gewißlich weder ſteinerne Paläſte noch bordirte Kleider antreffen, vielleicht aber deſto mehr alte Redlichkeit und Tugendeinfalt, als welche beide Stücke auch hier wie anderwärts die Schwindſucht kriegen." Er taxiert die Bewohner von Schwyz für eingebildet und großmaulig und findet, im Gaſthaus zum Rößli gehe es ziemlich bäuriſch zu. Nicht

wenig stößt er sich an der Bigotterie der Landleute und ihrem übertriebenen Bilderkultus.

Man kann wiederholt beobachten, daß Annoni in katholischen Gegenden seinen protestantischen Standpunkt nicht ohne Schroffheit zum Ausdruck bringt; es mag dies in der damals scharfen Parteistellung der Konfessionen seine Erklärung finden, bei denen der Ausgang des Zwölferkrieges noch lange nachzitterte. Von Brunnen fuhren unsere Reisegenossen nach Gersau und Küsnacht, wanderten dem Fuß Montis Regii [des Rigi] entlang durch die hohle Gasse nach Immensee und ließen sich nach Zug rudern. Einer ihrer ersten Gänge führte sie in das „liederliche", d. h. verwahrloste, Kapuzinerkloster. Sie fanden hier „die schon vor vielen Jahren abgemahlete Lugen-Historie des Stammvaters von dieser gebarteten Bruderschaft". Auf den folgenden Gängen gerieten sie auch in das Zeughaus. „Es wäre", meint Annoni, „von außen nicht minder gravitätisch [als das Rathaus], woferne nur dessen Eingeweide besser bestellet wäre. Aber wenige schlechte Ware ist vorhanden, und das mehrere und beste hat in letzterem [dem Villmerger-]Kriege den Heimweg vergessen." „Im Nonnenkloster", tönt es spöttisch weiter, „ist es nobis praesentibus [in unserer Gegenwart] mit Schwätzen und Rumpeln und Rufen mehr wild als klösterlich hergegangen." Auch der damaligen Parteiung in Harte und Linde, d. h. in Oppositionelle und Regierungstreue, die nicht selten zu blutigen Schlägereien führte, wird gedacht. Über Sihlbrugg und Schindellegi gelangten sie nach Einsiedeln, dessen Klostergebäulichkeiten nach dem großen Brand am Anfang des Jahrhunderts nahezu wiedererstanden waren. Annoni ist froh, der Kirche, „in welcher das arme und einfältige Volk mit Knien, Beten, Singen, Wand- und Bodenküssen seine unbegründete Andacht bezeugete", bald zu entrinnen und sich mit seinen Gefährten in die landschaftliche Stille zurückzuziehen.

Am 7. September kamen sie nach Lachen und ritten

weiter ins Glarnerland. In „Glaris“ finden ſie beim Landſchreiber Blumer gaſtfreie Aufnahme; ein Freund führt ſie „in die von S. Fridolino auferbaute, alte und ſchlechte, beiderlei Religionsverwandten zur gottesdienſtlichen Verſammlung dienende Kirch, die mit vielen in der Näfelſer Schlacht eroberten Fähnen behänget und auch mit dem Bildnus Fridolini und der von ihme auferweckten Toten verſehen iſt“. Solchen Mirakeln gegenüber verhielt ſich Annoni ſehr ſkeptiſch. Ein Beſuch beim regierenden Landammann Martin gab Anlaß zu einem Diskurs über die Zuger Händel zwiſchen Harten und Linden ſowie über die neue Allianz mit Frankreich, wobei die Gäſte mit Tee und Hallauer bewirtet wurden. Auf einem Ausflug an den Plattenberg im Sernftal, „der ganz Europam mit den bekannten Schreib- oder Schiefertafeln verſiehet“, kam Annoni auch mit ſeiner Vorliebe für Foſſilien auf ſeine Rechnung. Es folgte noch ein kurzer Beſuch des Freulerpalaſtes in Näfels, und weiter gings nach Weſen und in einem Güterſchiff den Walenſee hinauf. Von Walenſtadt aus folgte ein Abſtecher in die Stachel- und Eiſenſchmiede von Flums, welcher der Gonzen das „fürtreffliche“ Erz lieferte, und hierauf ritten ſie ſelbdritt über Ragaz nach Chur, wo ſie im Weißen Kreuz abſtiegen. Hier mußte eine Reihe von Beſuchen abſolviert werden; der erſte galt dem jungen Zunftmeiſter Bavier zur Glocke, bei dem ſie Briefe von daheim in Empfang nehmen. Dann ſuchen ſie den Herrn Envoyé à Salis auf, „der uns zu Staats- und Religionsdiskurſen veranlaſſete, mit Kaffee aufwarten und ſein neu und ſchön erbautes Haus aufweiſen laſſen“. Bei ihm trafen ſie den in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Gardehauptmann Bavier, ferner den Bundeslandammann De Scandolera, die Frau Obriſtin von Salis und Mme l'Envoyère[!] „die übel redt und hört und auch tacite zu verſtehen gibt, daß Mr l'Envoyé, ein anſehnlicher Cholericus und Esprit fort, ſie um des Geldes willen geheiratet habe“. Den biſchöflichen Hof belegt Annoni, um deſſen unanſehnliches und wohl auch

delabriertes Aussehen zu kennzeichnen, mit seinem Lieblingsprädikat „liederlich". Der romanischen Kathedrale vollends vermag er nicht den mindesten Geschmack abzugewinnen, sie sieht „altmodisch" aus, stammt sie doch aus „barbarischen saeculis".

Weitere Besuche erhalten Bürgermeister Tscharner, Frau Oberst Salis, die ihre Gäste mit Schokolade bewirtet, während Zunftmeister Bavier sie zum Mittagessen in sein Rebhäuslein einlädt, Dekan Bavier ihnen Tee aufwartet und Bürgermeister Tscharner ihnen „3 Bouteillen aromatischen Veltliner und Landwein von trefflicher Qualität" spendet, die ihnen auf dem Ritt nach Davos gute Dienste leisteten. Denn auf die Teilnahme am Bündner Bundestag in Davos war es abgesehen. Am 13. September durchritten sie das Prättigau und hielten in Klosters Mittagsrast. Dieser Tag der drei Bünde wurde abwechselnd in Chur, Ilanz und Davos abgehalten und diente der Behandlung aller Angelegenheiten, welche sowohl die Bündner als ihre Untertanen betrafen. Und wer wäre eher als die Bündner Edelleute dazu berufen gewesen, „das Interesse ihrer Gemeinden zu befördern, publique Geschäfte zu führen und denen erwählenden freien Landleuten die Gurgel anzufeuchten, desgleichen die Reiskösten auszuhalten und eine feine Figur zu machen"? meint unser Berichterstatter. Die Verhandlungen in Davos-Platz wurden mit einem obligaten Gottesdienst eröffnet; ihnen beizuwohnen, durften sich die drei Reisenden zur besonderen Ehre anrechnen. Den Heimweg nach Chur schlugen sie durch die sogen. Züge ein, nahmen aber vorsichtshalber einen Burschen mit, der mit dem Pickel allfällige Hindernisse aus dem Weg räumte, doch fügt Annoni beschwichtigend bei: „Es kam uns jedoch solche Reise nicht so förchterlich für, sintemalen die Walliser Gebirge weit erschröcklicher sind." Über Wiesen gelangten sie nach Tiefenkastel, „in welchem ungehobelten Flecken, durch den ein starker Paß nach Cleve [Chiavenna] geht, wir zu Mittag gespeist und mit denen nichts

als die Punter- oder Pompaluſerſprach [romaniſch] redenden Wirtsleuten unſere liebe Plage gehabt, weilen ſogar auch unſer ganzer Deutſch-, Latein- und Franzöſiſcher Wörtervorrat nicht ſufficient geweſen, das miſerable Welſchziſchen zu verſtehen oder uns verſtändlich zu machen". Unter dem Spitznamen Pompaluſer (etwa ſoviel wie Brotklauber) verſteht man noch heute die romaniſch redenden Oberländer.

Die Unkenntnis dieſer Pompaluſerſprache, wohl auch der Mangel einer brauchbaren Landkarte hinderten unſere Reiſenden daran, die Namen der durchwanderten oder von ferne geſehenen Ortſchaften zu erfahren. Ihre Pferde mußten ſie den Schynpaß hinab bis nach Scharans führen laſſen. Endlich in Thuſis fühlten ſie ſich der ziviliſierten Welt einen Schritt näher; ſie kehrten bei Herrn Willi im Pfarrhaus ein, und bald entſpannen ſich theologiſche Geſpräche. Willi ſprach über ſeine während einer Krankheit erlebten Empfindungen vom ewigen Leben und erklärte: „Ich kann weder mit Worten noch mit Gedanken ausſprechen, wie ſehr ekelhaft und jämmerlich mir vorkam, als ich wiederum in den Leib dieſes Todes hineinkehren muß." Zur Seltenheit traf Annoni unterwegs den oder jenen Bündner an, den er vor Jahren in Baſel als Studenten geſehen hatte. Raſch ging es nun das Domleſchg hinab; beim Anblick der Burg Rhazüns geriet ihr patriotiſches Blut in einige Wallung, hauſte doch immer noch ein öſterreichiſcher Statthalter dort oben, den die Bündner als Pfahl im Fleiſch verſpürten, da er ſich allenthalben in ihre Angelegenheiten miſchte und überall herumſchnüffelte. Am 18. September waren ſie wieder in Chur, wo ſie die Abſchiedsbeſuche erledigten und allen Ernſtes die Heimreiſe ins Auge faßten. Von Maienfeld aus ſandten ſie die Pferde nach Chur zurück, überſchritten den Luzienſteig und betraten Lichtenſteiniſches Gebiet, das ſich ihnen durch grobe Geſellſchaft und ſchmutzige Wege einprägte, ſo daß ſie froh waren, bald wieder auf Schweizerboden zu ſtehen und das Rheintal hinab nach Altſtätten reiten zu können.

Nun war aber noch dem Appenzellerland ein Beſuch zugedacht; drum wanderten ſie den Stoß hinauf nach Gais, wo ihnen Hans Konrad Zellweger Quartier anbot. Es folgt ein Abſtecher nach Appenzell. Die dortige Kirche machte ihrer Dunkelheit wegen auf Annoni einen unfreundlichen Eindruck, und Kapuziner- und Nonnenkloſter riefen ebenſowenig eine gehobene Stimmung hervor. Dagegen erregte ein ſchloßartiges Gebäude ihre Aufmerkſamkeit, und ſie erfuhren, an ſeiner Stelle habe vor Alters die durch ihre hartherzigen Vögte berüchtigte Burg Clanx geſtanden. Im weißen Kreuz genoſſen ſie „ein gutes und wohlfeiles, aber, weil eben Jahrmarkt ware, ziemlich wildes Mittageſſen, bei welchem uns auch ein junger Kerl durch Singung des Kuhreihens, der in frömden Länderen denen jungen Kuhmelcheren das Heimweh cauſieren kann, und eben deswegen auch in Frankreich und Holland nicht darf angeſtimmt werden, eine kurioſe Tafelmuſik machte, die zugleich von der wunderbaren Art dieſes von anderen Nationen in vielen Stücken ziemlich verſchiedenen Bergvolkes zeuget, und welche auch nicht ehender vonſtatten gehen wollte, bis ſich ein anderer Bauer an die Gaß ſtellete und bei einem Tirolerſtand mit einer großen Kuhſchelle den Baß anſtimmete“. Am 25. September begleitete Zellweger ſeine Gäſte nach Trogen zu Dr. Zellweger, ſeinem Verwandten. Der machte ihnen eine eingehende Schilderung des von ihm ſchon öfter beſtiegenen Alpſteingebirges und erzählte bei dieſem Anlaß eine wunderbare Geſchichte von einem S. Galler Arzt, den ein Senn über die Schneehänge des Alpſteins führte, indem er ihm mit ſeinen genagelten Schuhen Tritte in den Schnee trat; trotzdem glitt der Arzt aus und riß auch den Sennen mit ſich in die Tiefe. Unfehlbar wären beide zerſchmettert unten angekommen, „wenn nicht des Bauren großer Hund den Meiſter bei dem Rock gefaßt und ſamt dem Chirurgo dergeſtalten einem ebenen Platz zugeriſſen hätte, daß ſie ſich wieder halten und aufrichten mögen. Der Alpbauer, dem dies widerfahren, hat

die faſt unglaubliche Geſchicht, die der Chirurgus ebenfalls hin und wieder bekannt gemacht, gegen Herrn Dr. Zellweger ſelbſten beſtätigt und noch dieſes Speciale beigefügt, daß von ſolcher Zeit an der Chirurgus alljährlich einige Kleider für des Bauren Kinder und ein Stuck Fleiſch für den Hund aus S. Gallen zur Recompens eingeſandt habe."

Über Speicher, wo Annoni mit Dekan Zähner ſich in religiöſe Geſpräche vertiefte, kamen unſere Reiſenden nach S. Gallen. Auf der dortigen Stadtbibliothek erregte neben ſonſtigen Raritäten vornehmlich der handſchriftliche Nachlaß Vadians das Intereſſe Annonis. Von der Kloſterbibliothek erklärt er ſich enttäuſcht: „die Anzahl der Bücher iſt hier nicht groß, weilen in letzterm [dem Zwölfer-]Krieg viele das Reißaus genommen". Bei Pfarrer Zollikofer war von allerhand Nöten des kirchlichen Lebens die Rede, wobei dieſer betonte, „wie er mit andern ſeiner Amtsbrüderen befliſſen ſeie, dem todkranken Chriſtentum durch gottſelige Privatverſammlungen — gewiß im Sinn Annonis — aufzuhelfen, wie man ſich denenſelben erſt kürzlich von Seiten der Oberkeit und Burgerſchaft widerſetzt habe, wie aber der liebe Gott dannoch zum Sieg geholfen und die Antagoniſten beſchämet habe". Am 29. September wurde der Weg zu Pferd über Herisau und Schwellbrunn ins Toggenburg fortgeſetzt. So kamen ſie über Petersʒell nach Wattwil, lauter Landſchaften, deren freundliche Umgebung es Annoni antat, und endlich zu dem damals vielgenannten Hummelwald; durch ihn hatte der Abt von S. Gallen eine Straße zur Verbindung mit Schwyz wollen erſtellen laſſen; aber die Bauern beider Konfeſſionen weigerten ſich ſtandhaft, die hiezu erforderlichen Fronarbeiten auszuführen, und ſo kam es ſchließlich zum Ausbruch des zweiten Vilmerger- oder Zwölferkrieges (1712). Der Bau der Straße war ein Werk, „welches eben ſo unnötig nicht geweſen und ſonderlich denen häufig durchziehenden Einſiedlerpilgrimen ſehr wohl bekommen wäre, wann nur die Pfaffen diesfalls auch gerne den eigenen Seckel angegriffen

oder mit Hand angelegt und Pferde angespannet, nicht aber das Volk nach und nach gänzlich zu unterjochen getrachtet hätten".

Und nun stiegen sie das Gasterland hinab, setzten sich in Schmerikon in ein Schiff und erreichten am 30. September Rapperswil. „In dieser feinen und lustig situierten Stadt landeten wir in einem mit Tor und Mauern verwahreten Seehafen." Dann fuhren sie dem lachenden Gestade des Zürchersees entlang nach Zürich. Die Fahrt kam ihnen gar kurzweilig vor: „Wir remarquirten zugleich an diesem Gestad, welches wegen kontinuierlich auf einander folgenden Dorfschaften, Land- und Rebhäusern einer Gassen oder einem fortwährenden Flecken gleich siehet, ein durchgehends prächtig gekleidetes und wildlustiges Landvolk, dem man die guten Friedenstage und das in der Hauptstadt florierende und auf das benachbarte Landvolk ausfließende Kommerzium ansehen und anhören konnte." Abends um 9 Uhr landeten sie in Zürich und stiegen im Schwert ab. Und nun folgen die gewohnten obligaten Visiten: bei Verwandten, bei der Familie Ziegler im Talacker, bei Herrn Escher im Seidenhof. Letzterer weist sein Raritätenkabinett. Folgt ein Nachtessen bei Zieglers im Pellikan. Noch länger hier zu bleiben, litt ihre Ungeduld nicht mehr. Es zog sie mit Gewalt nach Hause, und so ritten sie am 5. Oktober nach Winterthur, wo der junge Hegner bei den Seinigen zurückblieb, und weiter nach Schloß Giersperg. Hier wurde ihnen von Seiten der Mutter und der Schwester des Junkers Georg Friedrich ein freudiger Empfang zuteil, und die glücklich Heimgekehrten vergessen nicht, Gott für das Gelingen ihrer Reise inbrünstig zu danken. Und da geteilte Freude doppelte Freude ist, so verfehlte man nicht, so bald wie möglich nach Schaffhausen zu fahren, um Verwandten und Bekannten über die Reiseerlebnisse zu rapportieren. Wieder ging's nach Giersperg und dann noch nach Burg und Stein zum Besuch des Amtmanns Heidegger, dessen Sohn in Lausanne des Junkers Tisch-

genoſſe geweſen war. Der Herr Amtmann bewirtete ſie „in einem altmodiſchen, von dem berühmten [Tobias] Stimmer künſtlich gemahleten Saal“ mit einem Kaffee. Ein weiterer Beſuch mit der Frau Obriſtin [Im Thurn] wurde dem „neuen und galanten“ Landvogt in Andelfingen zuteil. Nur ungern verließen ſie mit Anbruch der kalten Jahreszeit ihr geliebtes Giersperg, um in Schaffhauſen das gewohnte Winterquartier zu beziehen.

Daß Annoni ſeine Aufgabe eines Mentors der ihm anvertrauten Jünglinge zur Zufriedenheit ſeiner Patronin und des Vaters Hegner gelöſt hatte, dürfen wir wohl aus dem Umſtande ſchließen, daß er einige Jahre ſpäter mit dem Auftrag beehrt wurde, zuſammen mit Joh. Ulrich Hegner und Junker Bernhardin Im Thurn, einem Vetter des Georg Friedrich, eine weit größere Reiſe nach den Niederlanden und an den Sitz des Pietismus, nach Herrnhut, zu unternehmen.

Der Grundbesitz des Klosters Lützel in Basel.

Von Paul Siegfried.

Von dem Grundbesitz, den im Mittelalter auswärtige Klöster — im wesentlichen nur St. Blasien, Wettingen und Lützel — in Basel ihr eigen nannten, war derjenige Lützels weitaus der bedeutendste. Lützel stand aber auch durch die Jahrhunderte seines Bestehens hindurch von allen Klöstern Basel stets am nächsten. Die verschiedensten Beziehungen gingen von der Stadt zu diesem Kloster und umgekehrt hin und her.

Der Basler Bischof Berthold von Neuenburg hatte 1123 ganz hinten im heute noch weltverlorenen Lützeltal den Grundstein zum Kloster gelegt und ein Jahr darauf dessen Kirche geweiht. 1133 zog er sich als einfacher Mönch nach Lützel zurück und wurde 1136 dort begraben. Ein weiterer Bischof von Basel, Kaspar ze Rhein, fand 1502 in Lützel die letzte Ruhestätte. Hinwiederum verließ der Lützeler Mönch Heinrich v. Horburg im Jahre 1180 die Stille des Klosters, um den Basler Bischofsstuhl zu besteigen; später starb er im Heiligen Land als Kreuzfahrer. Solange Basel katholisch war, zählte Lützel manchen Sohn der Stadt zu seinen Brüdern. Basel hat sogar dem Kloster Lützel von seinen im ganzen 46 Äbten drei gestellt: Konrad III., genannt Prudentia, 1268—1286, dann Konrad IV. Holzacher, patrizius basiliensis, wie der Lützeler Chronist Buchinger*)

*) Buchinger, Epitome fastorum Lucellensium, 1666.

ihn nennt. Dieſer Holzacher wurde 1408 Abt von Lützel und ſtarb 1443 in ſeiner Vaterſtadt. Schließlich Niklaus III. Amberg, der direkt auf Holzacher folgte; er brachte es außerdem zur Würde eines Vizekanzlers Kaiſer Friedrichs III.

Für das politiſche Leben Baſels hatte Lützel keine geringe Bedeutung. Über ein Jahrhundert lang (1425—1536) war der Abt von Lützel vom Deutſchen Kaiſer befugt und verpflichtet, auf Verlangen der Stadt Baſel deren Freiheitsbriefe zu vidimieren, d. h. zu beglaubigen durch die Beſcheinigung, daß die Abſchrift mit dem Original übereinſtimme.

Wie hohes Anſehen der Abt von Lützel bei der Stadt Baſel genoß, das beweiſt der Vertrag, den dieſe 1510 mit dem Fürſtbiſchof Chriſtoph abſchloß wegen des Weihers, den der Biſchof kurz zuvor im Banne Oberwil hatte anlegen laſſen. Dieſer Weiher beſteht heute nicht mehr; an ihn erinnert nur noch der Name des Weiherhofes, jenes einſamen Hauſes an der Hohen Straße von Binningen nach Biel-Benken. Die Parteien verpflichteten ſich, allfällige Streitigkeiten wegen des Abwaſſers dieſes Weihers, das in die Stadt ging, durch ein Schiedsgericht entſcheiden zu laſſen, zu dem der Biſchof und Baſel je zwei Richter ſtellten. Gelangen dieſe zu keinem Urteil, ſo wird „ein Abt des Gottshauſes Lützel von uns beiden Teilen für ein Obmann dargeſetzt und genommen".

Bis zur Reformation wird immer wieder der Abt von Lützel vom Papſt als ſein Vertreter beſtimmt, wenn Streitigkeiten zwiſchen kirchlichen Körperſchaften in Baſel zu ſchlichten ſind. Und 1512 ernannte gar Papſt Julius II. den Abt von Lützel nebſt zwei andern Prälaten zu Konſervatoren oder päpſtlichen Schirmrichtern für die Stadt Baſel. Dieſes Gericht hatte in Tätigkeit zu treten, wenn der Biſchof von Konſtanz, in deſſen Sprengel Kleinbaſel lag, bei Schuldforderungen an ihm unterſtellte kirchliche Körperſchaften die Rechtſprechung verweigerte. Papſt Leo X. beſtätigte 1520 dieſe Verfügung.

Sehr mannigfaltig waren die kaufmänniſchen Beziehungen zwiſchen dem Kloſter Lützel und Baſel. Die mancherlei Geldgeſchäfte, die der Rat von Baſel mit Lützel abſchloß und wofür er dann etwa eine Hypothek auf des Kloſters Grundbeſitz in der Stadt erhielt, können im einzelnen nicht aufgezählt werden. Wichtig war Lützel mit ſeinem mächtigen Waldbeſitz für Baſel von jeher als Holzlieferant. Der Rat ließ ſich ſogar verſchiedentlich zu namhaften Darlehen an das Kloſter herbei, um die erſehnte Zufuhr, oft für mehrere Jahre, ſicherzuſtellen. Bemerkenswert iſt, daß das Holz von Lützel nach Baſel auf dem natürlichen Wege kam: es wurde die Lützel, die Birs und den St. Albanteich hinunter geflößt und landete in der Stadt beim Schindelhof im St. Albantal.

Seit unvordenklicher Zeit ſtand Lützel auch mit Baſel in einem Bürgerrechts- und Schirmvertrag. Der Grundbeſitz des Kloſters in Baſel hatte nach der mittelalterlichen, bis zur Revolution geltenden Rechtsanſchauung notwendig das basleriſche Bürgerrecht Lützels zur Folge. Wohl war das Kloſter eigentlich Ausburger, weil ſeine Angehörigen nicht in der Stadt wohnten und deshalb, ganz abgeſehen von ihrem geiſtlichen Stand, verſchiedene bürgerliche Pflichten nicht erfüllen konnten, vor allem den Kriegs- und Wachtdienſt nicht. Doch eben ſeines Grundbeſitzes wegen wurde es trotzdem als rechter Bürger betrachtet. In ihren Schreiben reden Rat und Abt ſich immer als „Mitbürger“ an. An dieſem Bürgerrecht änderte die Reformation nichts. Im Gegenteil wurden wenig ſpäter, im Jahre 1539, die alten Vereinbarungen in einem neuen Bürgerrechts- und Schirmvertrag zuſammengefaßt, der bis zum Ende Lützels im Jahre 1790 in Geltung blieb und elfmal, zuletzt noch 1785, erneuert worden iſt. In der Hauptſache beſtimmte er folgendes:

Die Stadt Baſel nimmt das Kloſter Lützel und ſein Haus in Baſel mit allen dazu gehörenden Zinſen, Renten, Gülten, Zehnten, Nutzungen und andern Gefällen in ihren Schutz, Schirm und Burgrecht auf. Sie ſchützt deshalb das

Kloſter und ſein Haus in Baſel bei allen ſeinen Nutzungen, Rechten, Gerechtigkeiten, Gütern, Zinſen, Renten und Gülten und hält Lützel auch in Bezug auf die Zölle nicht ungünſtiger als jeden andern Basler Bürger. Dafür zahlt Lützel der Stadt Baſel jährlich zu rechtem Schirmgeld zehn Gulden. Baſel verpflichtet ſich, dieſes Schirmgeld niemals zu erhöhen, ſowie dem Kloſter Lützel in Bezug auf Religion, Ordens- und andere Angelegenheiten vollkommene Freiheit zu laſſen. Während vor der Reformation ein Konvers- oder Laienbruder, d. h. ein dem Orden aggregierter Mann, den Grundbeſitz Lützels in Baſel verwaltete, erwählt das Kloſter jetzt zu einem Verweſer oder Schaffner ſeines Hauſes in Baſel einen redlichen Burger der Stadt, deſſen Wahl dem Rate genehm ſein muß. Dieſer Schaffner zieht Zinſe, Zehnten und Einkommen des Hauſes für Lützel ein. Dem Rat iſt er den Eid und den Gehorſam wie jeder andere Bürger ſchuldig und hat ſich zur reformierten Basler Staatsreligion zu bekennen. Wenn Baſel in Krieg gerät, ſo hat der Schaffner gleich allen andern Bürgern ſeine Militärpflicht zu erfüllen, ſich auch mit allem des Lützelhofes Vermögen gegen die Stadt gehorſam und treu zu erzeigen und ihr behilflich zu ſein. Von 1715 an wohnte allerdings nur noch ein Titularſchaffner gegen einen Jahreszins im Hauſe des Kloſters zu Baſel. Die Zinsrechte Lützels in und um Baſel nämlich waren damals gegen ſolche umgetauſcht worden, die näher am Kloſter eingezogen werden konnten. Der Abt und die Mönche von Lützel können auf Reiſen in ihrem Hauſe zu Baſel abſteigen; doch andere Gäſte darf der Schaffner nicht halten. Das Kloſter Lützel verzichtet der Stadt Baſel gegenüber für immer darauf, die Beſtimmungen dieſes Schirmbriefes je irgendwie durch Einreden aus geiſtlicher Immunität oder aus irgend einer Reſtitutionspflicht der Proteſtanten gegenüber den Klöſtern anzufechten.

Als dieſer Vertrag geſchloſſen wurde, beſtand der geſamte Grundbeſitz des Kloſters Lützel in Baſel bereits nur noch in dem Hauſe an der Spalenvorſtadt, das heute die

Nummer 11 trägt. Früher war er viel ausgedehnter gewesen, dem Kloster meist zugefallen durch den Drang des Mittelalters, mit Vergabungen an Klöster für das Heil der Seele zu sorgen. Schon kaum ein halbes Jahrhundert nach Lützels Gründung ist ein ihm gehörendes Haus in Basel bezeugt, etwa 50 Jahre später sind es bereits sieben, und dann hören wir das ganze Mittelalter hindurch von Häusern, Gärten, Rebgeländen, die Lützel bald da, bald dort in Basel besitzt und gelegentlich auch wieder veräußert. Nur von zwei Liegenschaften wissen wir, daß sie jahrhundertelang beständig Eigentum Lützels waren, der Mittelpunkt seines Grundbesitzes in Basel. Sie gehörten nicht mit-, sondern nacheinander dem Kloster; wir wollen sie deshalb der größeren Klarheit halber den alten und den neuen Lützelhof nennen.

Der alte Lützelhof an der Stelle des jetzigen Hauses zum Wilden Mann, Freie Straße 35, wird schon in der Urkunde von 1224 erwähnt, durch welche der römische König Heinrich VII. den Liegenschaftsbesitz Lützels in Basel bestätigt. Denn mit „dem Hause", in welchem, wie die Urkunde sich ausdrückt, „die Kapelle ist", kann nichts anderes als jener alte Lützelhof gemeint sein. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß Lützel von Anfang an in einem seiner Häuser in Basel, und zwar nur in einem, eine Kapelle errichtet hat, natürlich in dem größten und schönsten, was auf die Liegenschaft an der Freien Straße zutrifft. Und ebenso sicher ist, daß das Haus vom Kloster nicht mehr veräußert wurde, seitdem das Heiligtum darin war.

Eine Kapelle im alten Lützelhof an der Freien Straße ist nun urkundlich schon früh und mehrfach bezeugt. Sie war dem heiligen Bernhard von Clairvaux geweiht, dem Schutzpatron des Zisterzienserordens, welchem Lützel angehörte. Daß diese Bernhardskapelle jahrhundertelang bis zur Reformation in der heutigen Liegenschaft Freie Straße 35 bestanden hat, das wird jetzt zur völligen Gewißheit durch eine Angabe, die ich 1923 in einem Buche gefunden habe, das mir

deſſen Eigentümer Herr Abbé Daucourt in Delsberg freundlichſt zur Verfügung geſtellt hat. Es iſt ein im Jahre 1781 durch den Lützeler Mönch Johann Baptiſt Etienne handſchriftlich zuſammengeſtelltes Repertorium der Privilegien Lützels. Dort wird geſagt, das Haus, in dem ſich jene Kapelle befunden, ſei heute, alſo 1781, eine Wirtſchaft: hodiedum est caupona, communiter dicta Le Sauvage. Das iſt der Gaſthof zum Wilden Mann an der Freien Straße, der an der Stelle der heutigen Magazine gleichen Namens ſtand.

Dieſe Bernhardskapelle wird wieder im Jahre 1412 erwähnt. Damals ſtarb, wie der eben angeführte Etienne berichtet, am 12. Januar im alten Lützelhofe zu Baſel, in antiqua curia lucellensi, der Mönch Heinrich Stockhelm. Ein anderer Lützeler Chroniſt*) berichtet in deutſcher Sprache über ihn: „Heinrich I., der fünfundzwanzigſte Abt von Lützel, Stockhelm genannt, von Sennheim aus dem Elſaß. Er erhandelte die Abtswürde, und, weil er nicht zur rechten Türen eingegangen, hat er auch gar ſchlecht und unnützlich regieret, deſſetwegen er anno 1408 ſeines Amtes entſetzt worden, aber hernach noch viel Händel angeſtellt. Iſt anno 1412 zu Baſel im Lützelhof geſtorben und in ſelbiger Kapellen begraben worden."

Am Sonntag, den 15. Oktober 1495, wurde in dieſer Bernhardskapelle zu Baſel der Mönch Theobald Hyllweg aus dem elſäſſiſchen Städtchen Thann zum 30. Abte von Lützel erwählt und ihm vom Basler Weihbiſchof die Abtsweihe erteilt. Als Abt Theobald II. war er einer der bedeutendſten und tatkräftigſten Vorſteher des Gotteshauſes Lützel. Seiner raſtloſen Tätigkeit hat es die katholiſche Kirche zum guten Teil zu verdanken, daß in der Reformationszeit der Sundgau nicht von ihr abfiel. Er baute das zum drittenmal zerſtörte Kloſter wieder auf und erwarb ihm die Herr-

*) Buchinger, Summariſcher ... Bericht von Urſprung ... des Gotteshauſes Lützel, 1662.

ſchaft Löwenburg im Lützeltal, weshalb noch heute über dem Hauptportal des dortigen Schloſſes ſein Wappen, der ſpringende Hirſch, zu ſehen iſt. Am 9. Februar 1529, als der Bilderſturm durch Baſel brauſte und überall die Heiligenbilder zerſtört wurden, rettete derſelbe Abt Hyllweg, damals gerade zufällig in Baſel anweſend, aus derſelben Bernhardskapelle an der Freien Straße ein ſolches Bild nach Lützel. Es war eine Statua Deiparae, S. Bernardum lactantis, ein Standbild der Gottesmutter, wie ſie den heiligen Bernhard ſäugt. Dieſes Bild trug der Abt auf den eigenen Schultern unerſchrocken durch die Stadt, aus ihr hinweg und ließ es in Lützel aufſtellen. So der Bericht des Lützeler Geſchichtſchreibers Abt Bernhardin Buchinger. Ein Bild, das den eben erwähnten etwas eigentümlichen Vorgang zwiſchen den beiden Heiligengeſtalten darſtellt, und zwar nicht als Plaſtik, ſondern als Gemälde, iſt jetzt noch über einem Altar in der Kirche zu Volkensberg zu ſehen. Es ſtammt aus dem nahen St. Apollinaris, einer ehemaligen Lützler Propſtei....

Nach der Abſchaffung der katholiſchen Religion in Baſel wurde die Bernhardskapelle, wie die Lützeler Chroniſten mit Zorn und Betrübnis bemerken, in einen Pferdeſtall verwandelt. Es hing dies zweifellos damit zuſammen, daß um jene Zeit das Eigentum des Kloſters am alten Lützelhofe nach über dreihundertjährigem Beſtand erloſch. Ob durch Verkauf oder wie iſt uns nicht bekannt, da keinerlei Urkunde hierüber auf uns gekommen iſt. Jedenfalls iſt dies vor 1539 geſchehen; denn wie wir geſehen haben, iſt in dem Schirmbrief von jenem Jahre nur von einem Lützelerhauſe in Baſel die Rede: vom neuen Lützelhof in der Spalenvorſtadt. In jenen Jahren nach der Reformation muß die Liegenſchaft an der Freien Straße in den Gaſthof zum Wilden Mann umgewandelt und die Bernhardskapelle dem damit entſtehenden Bedürfnis nach Gaſtſtallungen zum Opfer gefallen ſein. Als Wilder Mann, lateiniſch homo sylvestris oder Satyrus genannt, begegnet uns das Haus im Jahre 1547 zum erſten Mal, und es iſt

unter diesen Namen einer der ersten Gasthöfe der Stadt geblieben bis in unsere Tage, wo es dann zuerst halb und schließlich ganz in ein Geschäftshaus umgewandelt worden ist. Nach den Spuren der Bernhardskapelle mit ihrem alten Abtgrabe heut noch zu suchen wäre aussichtslos, da schon vor dem letzten Umbau von 1879 die Liegenschaft von vorn bis hinten an den Schlüsselberg ein modernes Gebäude mit rechteckigen Seiten- und Hinterflügeln war.

Schon 1280 wird ohne nähere Ortsbezeichnung ein Haus in der Spalen als Eigentum Lützels erwähnt. Es stand vermutlich an Stelle des heutigen Gebäudes Nummer 7 der Spalenvorstadt, in dessen Erdgeschoß jetzt eine Bäckerei betrieben wird. Früher führte dieses Haus den seltsamen Namen „zum wilden Mülhausen". 1387 wird es „dem Abt zu Lützel zuständig" genannt und ist somit der am frühesten urkundlich bezeugte lützelische Besitz eines bestimmt bezeichneten Hauses in der Spalen. Es darf deshalb wohl als dessen ältester dortiger Grundbesitz und mit dem von 1280 identisch angesehen werden. 1421 in andern Händen, muß es später neuerdings in den Besitz des Klosters übergegangen sein, denn 1574 tauschte es Lützel gegen die jetzige Liegenschaft Nummer 9 um, die seither „zum Kleinen Lützelhof" heißt und in der sich heute eine Wirtschaft befindet. Dieses Haus stieß an die heutige Nummer 11, den neuen Lützelhof, wo jetzt die ständige Feuerwache untergebracht ist. Das ebengenannte Haus Nummer 11 wird 1526 zum ersten Mal als Eigentum des Abtes von Lützel erwähnt. Mit dem Umtausch im Jahre 1574 gab also das Kloster sein ältestes Haus in der Spalen, die Nummer 7, auf, und erhielt Nummer 9 dafür. Damit zog es seinen Grundbesitz in der Spalenvorstadt in einen Komplex zusammen, machte zu dessen Mittelpunkt seinen zweitältesten Besitz, Nummer 11, und rundete das Ganze gleichzeitig noch weiter ab, durch den Ankauf einer Liegenschaft auf der andern Seite hinter dem Gesellschaftshause zur Krähe, gegen die jetzige Schützenmattstraße gelegen.

Der alte Lützelhof an der Freien Straße war gleich allem andern Grundbesitz aufgegeben worden, und so beschränkte sich Lützel denn auf diese eine zusammenhängende Liegenschaft in Basel: das stattliche Haus mit großem Garten in der Spalenvorstadt, das es in jenem Jahre 1574 auch einheitlich um- und ausgebaut zu haben scheint, wie die Wappen von Citeaux — des Mutterklosters Lützels — und des Abtes Johannes VI. Kleiber von Lützel beweisen, die mit der Jahreszahl 1574 noch heute über dem altersgrauen Portal im Hofe hinten zu sehen sind. Eine Kapelle hatte allerdings dieser neue Lützelhof in dem reformiert gewordenen Basel nicht mehr. Abt Peter II. Tanner, der 1677—1702 regierte, der tüchtigsten einer, die Lützel je besessen, übte auch am Lützelhof in Basel sein bau- und prachtlustiges Regiment aus. Sein Wappen mit den Tannenzapfen schmückt hoch oben die gegen die Spalenvorstadt blickende Wand. Von ihm stammt auch ein schöner, ebenfalls sein Wappen darstellender Türaufsatz aus dem Lützelhofe her, der im Historischen Museum zu sehen ist. In dessen Schatzkammer steht ferner ein aus Birnenholz zierlich geschnitzter Mann, der eine funkelnde silberne Bütte auf seinem Rücken trägt. Derselbe Abt schenkte ihn 1690 der hiesigen Nachbarin Lützels, der Vorstadtgesellschaft zur Krähe.

Im wesentlichen ist dann der neue Lützelhof von 1574 bis zur französischen Revolution in seinen Besitzverhältnissen und seinem Umfange gleich geblieben. 1790 wurde er infolge der Klosteraufhebung in Frankreich französisches Nationaleigentum und ging vor ungefähr 100 Jahren in baslerischen Privatbesitz über; seine spätern Schicksale sind hier nicht mehr zu schildern.

Therwil und Ettingen in der Zeit der Reformation und Gegenreformation.

Von Karl Gauß.

Die Geſchichte der beiden Dörfer Therwil und Ettingen läßt ſich ziemlich weit zurückverfolgen. In Ettingen iſt eine römiſche Anſiedlung auf der Pfarrmatte im Malztal nachgewieſen. Seinen Namen hat es von einer alemanniſchen Sippe, welche ſich hier anſiedelte. Auch Therwil iſt eine alemanniſche Siedelung in der Nähe einer villa. Sehr frühe erhielt Therwil ſeine Kirche, die in Ehren des Stephanus geweiht wurde. Beide Dörfer gehörten urſprünglich mit hohen und niedern Gerichten, Zwing und Bann, Kirche und allen Zugehörden dem Reiche an. Später aber, wir wiſſen nicht wann und nicht auf welche Weiſe, ob durch den König ſelbſt oder einen Lehensträger, durch Schenkung oder durch Kauf, kamen beide Dörfer mit Zwing und Bann, der Kirche und den niedern Gerichten an das Kloſter Reichenau. Die hohe Gerichtsbarkeit ging mit der Herrſchaft Pfeffingen, zu welcher beide Dörfer gehörten, durch Schenkung des Kaiſers an den Biſchof von Baſel über. Eine alte Überlieferung bezeichnet Kaiſer Heinrich II. als Schenker. Der Biſchof von Baſel belehnte ſpäter die Grafen von Tierſtein mit der Herrſchaft Pfeffingen, infolgedeſſen kam die hohe Gerichtsbarkeit von Therwil und Ettingen in ihren Beſitz. Das Kloſter Reichenau aber gab ebenfalls den Tierſteinern die beiden Dörfer mit Zwing und Bann, Kirchen-

ſatz und niedern Gerichten als Lehen, ſo daß nun wieder alles in ihren Händen vereinigt war. Die Tierſteiner fühlten ſich auf Leben und Tod mit den beiden Dörfern verbunden. Darum ſtiftete der am 15. November 1351 als Domherr in Straßburg geſtorbene Graf Rudolf in Therwil eine Jahrzeit. Allein in dieſer Zeit macht ſich bereits der Niedergang des Grafenhauſes bemerkbar.

Schon im Jahre 1346 hatte Wernher Schaler das Dorf Ettingen als Lehen von den Tierſteinern beſeſſen. Durch Anna Schaler gelangte es als Heiratsgut an Henmann von Rotberg, dem es am 14. Februar 1438 von Hans von Tierſtein wieder geliehen wurde, fiel aber ſpäter an die Schaler zurück. 1496 beſaß es Franz Schaler. Aber auch Therwil mußten die Tierſteiner in ihrer Geldverlegenheit aus den Händen laſſen. Am 9. November 1359 nahm Walraf von Tierſtein vom Edelknecht Oswald von Zwingen eine Summe von 910 Gulden auf und trat ihm 70 Gulden jährlichen Zinſes von allen Gütern und Gülten zu Therwil ab,. ausgenommen den Kirchenſatz, die Leute, den Heuzehnten und die Matte genannt Brul. Baſel verfolgte ſchon früher die Abſicht, die Herrſchaft Pfeffingen an ſich zu bringen. Im Jahre 1468 wurden die Kaufbriefe bereits aufgeſetzt. Allein Solothurn wußte den Handel zu hintertreiben. Es ſuchte ſelbſt die Herrſchaft zu erwerben. Graf Heinrich war in beſtändiger Geldnot, welche Solothurn ausnützen wollte, um in den Beſitz der Herrſchaft zu gelangen. Der Biſchof lieh dem Grafen Geld, welches ihm von Baſel vorgeſtreckt worden war, damit er ſich Solothurns erwehren könne. Am 12. November 1518 übergab Graf Heinrich die Herrſchaft Pfeffingen dem Biſchof Chriſtoph von Utenheim. Als Graf Heinrich kinderlos geſtorben war, empfing Durs Marſchalk im Namen des Biſchofs von Abt Marx von Reichenau die beiden Dörfer Therwil und Ettingen zu Lehen. Solothurn erhob Einſprache; Bern vermittelte, und Solothurn mußte ſich ſchließlich dem Spruche Berns unterwerfen. Die Dörfer

blieben im Besitz des Bischofs, der nun wieder alle Rechte in seiner Hand vereinigte; sie wurden in die Vogtei Birseck einbezogen.

So lagen die Verhältnisse, als die Zeit der Reformation anbrach.

Wir wissen nicht, wann die evangelische Bewegung in Therwil und Ettingen ihren Anfang genommen hat. Es mag aber auch hier ähnlich ausgesehen haben, wie der Bischof von Basel schon am 1. April 1524 sich, von seinem Standpunkt aus schildernd, vernehmen läßt: „Schon seit einigen Jahren werde viele neue Lehre ins Land gebracht, deren das einfältig gemein Volk nicht wenig anhängig geworden und von Tag zu Tag anhängig werde, welches darum geschehe, weil diese Lehre die Abwerfung der Obrigkeit gestatte und erlaube, die Freiheit menschlichen Mutwillens in allen Dingen zu gebrauchen. Ein jeder tue, was ihn gelüste, vorab zu predigen auf den Kanzeln und in Winkeln; jeder lege das Evangelium aus, wie es ihm passe. Daraus erfolge die Zerstörung aller geistlichen Ordnung, Vernichtung alles Gottesdienstes, Verkleinerung Gottes und der Maria, Verspottung der lieben Heiligen und Vergeß der armen leidenden Seelen. Mit dem Ungehorsam gegen die geistliche Obrigkeit fange es an, später treffe er auch die weltliche."

Die nächste Zeit mochte wohl dem Bischof schmerzliche Bestätigung gegeben haben, daß er richtig gesehen habe. Die Bauernbewegung in Deutschland vom Frühjahr 1525 ließ sichtbar werden, was bis dahin die Leute in sich bewegt, aber noch für sich behalten hatten. Wie mit einem Schlage war die Bewegung da. Zuerst erhoben sich die Bauern im Baselbiet, am 2. Mai die von Laufen; am 5. Mai waren schon etwa 1500 Bauern aus dem Bistum, den solothurnischen Ämtern Tierstein, Gilgenberg und Dornach auf dem Felde zwischen Reinach und Dornach versammelt; auch Leute aus Therwil und Ettingen hatten sich ihnen angeschlossen. Auch sie stellten, wie die anderen,

ihre Beſchwerden und Forderungen auf. Sie verlangten Aufhebung der Steuern, Abſchaffung des Zehntens, das Recht zu fiſchen und zu jagen, freie Benützung von Wald und Allmend, Erlaß des Umgelds und anderes. Auch in bezug auf die Wahl des Prieſters hatten ſie ihre Wünſche. Während vier Stunden verhandelten die Geſandten Solothurns und der Biſchof mit ihnen. Der geiſtliche Fürſt gab ſchließlich nach, nur um ſie zur Heimkehr zu bewegen. Nach acht Tagen brachten die Bauern ihre Artikel in Schrift verfaßt. Eine Unterhandlung an der Brücke von Dornach am 16. Mai verlief ohne Ergebnis. Eine zweite auf dem Schloſſe Birseck erzielte das Verſprechen des Biſchofs, die Koſten des Aufruhrs zu übernehmen, und die Zuſage der Bauern, ſich nicht mehr gegen den Fürſten zu erheben, ſondern den Austrag der ſtrittigen Artikel abzuwarten. Es ging lange genug, bis es zu einem Vergleiche kam.

Der Bauernkrieg hatte alles in Bewegung gebracht. Die Bauern zahlten keine Steuern mehr, lieferten die Zehnten nicht mehr ab, hielten kein Gericht mehr. Noch im Jahre 1529 ſchreibt ein Beamter des Biſchofs über Reinach, Oberwil und Therwil, wo er den Zehnten einſammeln ſollte, in heller Verzweiflung: „Es godt zu, als es mag; wan ich kum, ſo haben es ander genumen.“ Baſel glaubte, die Zeit ſei gekommen, die Hand auf die Herrſchaften des Bistums zu ſchlagen. Chriſtoph von Utenheim war ſchon alt und hatte einen Coadjutor zur Seite. Dieſem machte nun Baſel den Vorſchlag, ſich gegenſeitig mit Land und Leuten in ein Burgrecht auf ewige Zeiten oder doch 100 oder 70 Jahre einzulaſſen. Der Coadjutor wollte davon nichts wiſſen, ſondern verlangte, daß erſt die Streitpunkte zwiſchen dem Biſchof und der Stadt erledigt würden. Um Baſel gefügig zu machen, trat er mit Solothurn in Unterhandlung, das ebenfalls auf die beiden Herrſchaften Pfeffingen und Birseck ſpekulierte. Der Rat von Baſel erkannte den Ernſt der Lage; nachdem er wiederholt vergeblich gemahnt hatte, ließ er am 24. Sep-

tember durch seinen Bürgermeister Meltinger die Dörfer des Birsecks warnen, noch spät in der Nacht den Vogt auf Pfeffingen zur Wachsamkeit auffordern und, da bereits der Vogt von Dorneck mit einer Anzahl Knechte erschienen war, das Schloß besetzen. Auch Birseck erhielt einen baslerischen Zusatz. Solothurn mußte sich zurückziehen. Unter dem Schutze dieser Besatzung, ohne die Zustimmung des Bischofs, schworen am 27. September 1525 Therwil und Ettingen, wie auch die Dörfer des Birsecks und das Amt Laufen dem Rat von Basel, der Stadt treu und hold zu sein und keinen anderen Herrn anzunehmen; der Rat hinwiederum nahm sie in seinen Schutz und Schirm auf. Der Coadjutor verlangte sofort den Rückzug der baslerischen Besatzung und die Aufhebung des Schirmvertrags. Da Basel nicht entsprach, beklagte er sich bei den Eidgenossen, welche am 3. November den Basler Boten empfahlen, die Forderung des Bischofs zu erfüllen. Basel gab zur Antwort, daß die Schlösser mit Wissen und Willen des Stifts und in seinem Namen besetzt worden seien und daß die Besatzungen den bischöflichen Vögten geschworen hätten. Solothurn gegenüber gab Basel die Erklärung ab, es werde nicht dulden, daß ein Flecken, er sei klein oder groß, dem Stifte entfremdet werde. Die Tagsatzung faßte keinen Beschluß. Die Verhandlungen zwischen der Stadt und dem Bischof zogen sich in die Länge, da beide Teile auf ihrem Standpunkt beharrten. Bevor der Streit zu einem Abschlusse kam, starb der Bischof.

Die reformatorische Bewegung hatte unterdessen in Therwil mächtig eingesetzt. Schon 1525 trat der Pfarrer von Therwil entschieden für den neuen Glauben ein. Das Feuer war angegangen und der Pfarrer schürte mächtig. Er griff die Priester heftig an, die sich der Neuerung nicht anschlossen. „Die Pfaffenhund haben gut feist zu sin; denn die pfaffen fressen in der Meß das fleisch und geben den hunden die bein.“ Seine Worte wurden lebhaft verhandelt und auch in andere Gemeinden hinausgetragen. So begab sich der

Therwiler Jerg Gschwind ins Wirtshaus zu Witterswil, um mit den Nachbarn in guter Gesellschaft sein Schöpplein zu trinken. Der Witterswiler Meyer stellte ihn wegen der Äußerung des Therwiler Pfarrers zur Rede. Ein Wort gab das andere, einige Witterswiler mischten sich in den Streit, und das Ende war, daß Jerg Gschwind verhaftet nach Hofstetten geführt und nachher in Dornach gefangen gelegt wurde. Noch mehr. Seit dem Frühjahr 1526 zeigten sich in Therwil und den umliegenden Orten täuferische Missionsprediger, Fremde, „die sich des Predigens und dergleichen Lesens unterzogen", unter ihnen auch der bedeutendste der Aargauer Täufer, „der Täufer Prinzipal", und wie der Berner Chronist Valerius Anshelm berichtet, „ein geschickter gotzförchtiger Mann genampt" Hans Pfistermeyer von Aarau, eine liebenswürdige Persönlichkeit von edler Art, feiner Form und tiefdringendem Verständnis der Schrift, der in Therwil predigte, bis er wieder vertrieben wurde, gelegentlich wohl auch der aus Zürich verbannte und bereits als Märtyrer verehrte Felix Manz, der, in Basel sich aufhaltend, den zersprengten Gemeindegenossen auf freiem Felde, in den Wäldern oder auf einer Matte predigte, nachdem er, begleitet von Männern und Frauen, unerkannt durch das Stadttor hinausgeeilt war, um am verabredeten einsamen Orte die „Gottesfreunde" zu treffen. Der alte Pfarrer von Therwil aber gewährte den Täuferlehrern freie Herberge. Schon am 17. Mai 1526 forderte der Rat die Leute von Therwil auf, diese Fremden fortzuschicken, verlangte tags darauf vom Coadjutor, daß er verschiedene Täuferprediger und Täufer in Oberwil, Reinach und Allschwil gefangen nehme und der Stadt zuführe. Am 24. Juli erließ er ein strenges Verbot aller Winkelpredigten, wie sie bisher in Therwil, Oberwil, St. Margarethen und Holee gehalten worden seien. Therwil war der eigentliche Mittelpunkt der Bewegung. Man wird gleichwohl nicht alles glauben müssen, was damals von Altgläubigen über die Vorgänge und Zu-

stände in Therwil berichtet wurde: „Zuo Tärwiler vor der statt Basel sind sie zamen kon in ein keller vß viel dörferen, und da einandren gepredyet, die verzwyfleten abtrünnigen, und darnach jeglicher sich vermischt mit welch frowen er hat wellen. Es sind der widertäuffer da one zal, vil frytäuffer, die ir kind land sterben untoufft und hand alle täuff zerrissen. Sie sprechend ouch, es sig kein sünd, die pfaffen habends uffgebracht, was der mensch tüg, guots oder böß, sig alls von Gott, niemand werd durch laster, die man nempt sünd, verdampt, wir syend alle erlöst. Alle heiligentag sind abton als XII boten (Apostelteage) unser lieben frowentag und andere." Wenn schon der Berichterstatter, der an seinen guten Freund unter den Altgläubigen sich in dieser Weise geäußert hat, als ein „from guot erenman" bezeichnet wird, so läßt sich gleichwohl die tendenziöse Färbung seiner Schilderung nicht abstreiten. Dasselbe gilt auch von der Behauptung einer zeitgenössischen Chronik, daß in Therwil nächtliche Versammlungen mit Predigen und Werken der Finsternis abgehalten würden, oder von der Geschichte „vom aufgefressenen Bauern" in Therwil, dem die Wiedertäufer sich ins Haus gelegt und bei ihm so lange gegessen und getrunken hätten, bis Küche und Keller leer waren, um dann das tolle Treiben von neuem bei einem andern zu beginnen.

Der alte Pfarrer von Therwil starb noch im selben Jahre. Die Gemeinde war entschlossen, einen evangelischen Pfarrer anzustellen. „Die knaben von Terwiler", so berichtete Jerg Gschwind, „wendt ietz ein priester dingen, der wirt nit meß han, denn sy sehend, die meß sy nit nutz. Aber das Gotzwort sye uber alle ding, das werde er inen truwlich verkünden und das Nachtmal des Herren, wie Christus das selbs eingesetzt hat, werde er inen mit theylen." Tatsächlich war der Nachfolger, Simon Wäber, ein entschieden evangelisch gesinnter Mann. Nachdem am 28. Februar 1527 Philipp von Gundelsheim zum Bischof gewählt worden war, verlangte der Rat von Solothurn mit aller Bestimmtheit die

Absetzung des Priesters, „der so ganz ungeschickt nit allein seine undertanen", sondern auch Zugehörige Solothurns verführe, ja drohte, der Bischof sollte es nicht wagen, dem freundnachbarlichen Begehren sich zu widersetzen; „denn sunst werden min herren witer darzuo tuon." Allein der Bischof hütete sich wohl, der Forderung stattzugeben; denn es konnte ihm nicht verborgen sein, daß Solothurn auf diese Weise nur wieder alte Ansprüche an die Gemeinde geltend mache. Er ließ den angeklagten Priester ruhig in seiner Stellung.

Basel suchte seinerseits den Bischof in seinen berechtigten Forderungen zu unterstützen. Therwil und Ettingen hatten wie die andern Gemeinden seit dem Bauernkriege es unterlassen, wie vor Altem Gericht zu halten, sie hatten auch dem neuen Bischof ihre Begehren vorgelegt, allein es war bis dahin nicht zu einer Einigung gekommen. Auf Wunsch des Bischofs forderte nun am 4. Juni 1527 Basel die Gemeinden auf, das Gericht von neuem zu besetzen, mit der Erklärung, daß solches dem Bürgereid, den sie Basel geschworen hätten, nicht zuwider sei, und der Mahnung, es zu tun: „daß man sehen mag, das wir üch nit der vrsachen zuo bürgern angenommen, das ir niemanden rechtens gehörig sin sollten, sondern üch vor gewaldt zu schirmen." Gerne hätte der Bischof das Burgrecht mit Basel aufgehoben. Die Stadt erklärte sich bereit, in Unterhandlung zu treten. Man einigte sich schließlich in Pruntrut, von beiden Seiten zwei Schiedsrichter zu erwählen; allein die Verhandlungen blieben liegen.

Noch von anderer Seite erhielt der neue Bischof Unterstützung in seinem Bestreben, sein Bistum nach den Ordnungen der Kirche zu verwalten. Der Erzherzog Ferdinand, als regierender Fürst der vordern Lande, befahl dem Bischof am 28. Mai, daß er sechs Wochen nach Empfang des Schreibens in seinem Gebiet ehrsame, verständige, wohlgelehrte Prediger verordne, oder wo er sie nicht habe, kommen lasse, damit sie von einem Ort oder Pfarre zum andern reisen, daß er an allen Pfarreien Seelsorger und Priester anstelle,

die das gemeine Volk lehren und das böse Unkraut ausreuten, besonders an den Orten, wo die Sekten eingerissen seien, daß er auch darauf achte, daß nicht etwa solche Prediger noch die Sekten ausbreiten helfen. Wieweit der Bischof dieser Aufforderung nachgekommen ist, wissen wir nicht. Auch wenn er es getan hat, hat er doch keinen Erfolg gehabt. Die evangelische Bewegung nahm ihren Fortgang.

Am 17. November 1527 lud Bern den Bischof in sehr energischer Weise zur Disputation ein, die im Januar des folgenden Jahres in Bern stattfinden sollte, indem er ihm drohte, wenn er säumig sei, würde Bern gegen den Bischof handeln, wie die Notdurft es erheische und das Ansehen Berns es „heiter zugibt", und schließlich zu bedenken gab, daß dem Bischof als Hirten der Schäflein Christi zustehe, „nit allein die zu schären, sonders vil mer zu weiden". Kaiser Karl V. verbot dem Bischof die Teilnahme an der Disputation und gebot ihm, mit allem Fleiß zu verhindern, daß sie zustande komme, forderte auch den Rat von Bern auf, mit der Disputation stillzustehen und gegen die Bischöfe, wenn sie nicht erschienen, nichts vorzunehmen. Philipp von Gundelsheim sagte ab. Freilich die Abhaltung des Gesprächs konnte er nicht verhindern, nicht einmal, daß verschiedene seiner Priester nach Bern reisten. Simon Wäber von Therwil, Georg Gattenheimer von Laufen, begleitet von zwei Abgeordneten der Gemeinde, und Jodocus Himmelkron zu Bärschwil fanden sich zur Disputation ein. Durch ihre Unterschrift bezeugten sie ihre Zustimmung zu sämtlichen Artikeln, wie sie von den evangelischen Berner Pfarrern Berchtold Haller und Franz Kolb aufgestellt worden waren. In Bern wurden darauf die Bilder und die Messe abgeschafft.

Simon Wäber war nicht vergeblich an der Disputation gewesen; es war ein deutlicher Widerhall jener Verhandlungen, wenn er in der nächsten Zeit offener und energischer gegen die Bilder redete. Nachdem in den Ostertagen 1528 zuerst zu St. Martin, dann zu Augustinern in Basel kleine

Bilderstürme unternommen worden waren, erließ der Rat ein Mandat auf das Land, daß keine Bilder oder Kirchenzierden aus den Kirchen entfernt werden dürften. Allein, das verhinderte nicht, daß bald darauf Laufen seinen Bildersturm erlebte, und auch Therwil und Ettingen Bilder und Messe abschafften. Simon Wäber hatte „clärlich und gründlich" gezeigt, daß solche Bilder „ein abgotteri von Gott" seien, und war nicht müde geworden, immer wieder zu erklären, daß die Bilder wider Gott seien, daß man durch die Bilder Gott die Ehre nehme, denn Gott wolle allein geehrt sein; auch habe Gott gesagt, man solle den Wald und die Hölzer, daraus man die Bildnisse mache, abhauen und verbrennen. Die Wirkung blieb nicht aus. In Therwil und Ettingen wurden Messe und Bilder abgeschafft.

Das Vorgehen der Therwiler erweckte auch in Benken den Wunsch, sich von Bezahlung der Zehnten, dem Kirchgang, dem Messehören und anderer Ordnung frei zu machen, kurz „haushalten zu können wie die Therwiler". Ja die Predigt, die Wäber am Pfingstmontag über die rechte Anbetung Gottes hielt, riß einige Frauen mit fort, daß sie entgegen der Mahnung, sie sollten noch warten, bis Basel selbst die Bilder entferne, oder es ihnen gestatte, sie hinweg zu tun, durch das Versprechen von Wein und Küchli einige Burschen gewannen und anstellten, welche bei Nacht die Kirche erbrachen, die Bilder herunterholten und sie auf dem Kirchhofe verbrannten. Es war nicht unbegründet, wenn man Simon Wäber für alle diese Vorgänge verantwortlich machte. Er mußte bald darauf Therwil verlassen, fand aber in Aeschi ein neues Wirkungsfeld, wo er bis zum Jahre 1555 geblieben ist.

Die evangelische Bewegung wurde aber durch den Wegzug dieses entschiedenen Mannes nicht unterbrochen, denn an seine Stelle trat nun Johannes Rot, an den Oekolampad im November 1528 auch seinen Brief sandte, den er an die das Evangelium predigenden Pfarrer des Baselbiets richtete.

Rot blieb in Therwil bis zum Jahre 1531; er ſchaute die Durchführung der Reformation in Baſel, nahm auch an den Synoden in Baſel teil und erlebte auch die Genugtuung, daß ihm vom Biſchof ſelbſt die Verkündigung des Evangeliums zugeſtanden wurde. Denn am 22. Februar 1530 kam durch die Vermittlung des Abtes Niklaus von Bellelay, Adelberg Meyers und Wolfgang Harnaſchs ein Vertrag zwiſchen dem Biſchof und den beiden Gemeinden Therwil und Ettingen zuſtande, der die alten Streitfragen einmal erledigte. Darnach hatten die beiden Gemeinden die Steuern, welche ſie dem Biſchof ſeit dem Bauernkrieg vorenthalten hatten, zu bezahlen, wobei ihnen eine Steuer erlaſſen wurde; es wurde ihnen geſtattet, ſich untereinander zu verheiraten. Der Biſchof ſetzte wie von alters her den Meyer im Dorfe. Am Zehnten wurde feſtgehalten, der kleine Zehnten ihnen erlaſſen. In Zukunft durften ſie mit Bären, mit der Angelſchnur und freier Hand fiſchen; Füchſe, Haſen und Vögel wie vor Alters jagen und fangen; das Umgeld mußte in Zukunft wieder bezahlt werden. Dagegen konnte ſich der Biſchof nicht entſchließen, bei Mißwachs einen Erlaß des Zehntens zuzuſagen. Die Bauern mußten auch auf Wiedererſtattung der Kriegskoſten verzichten. Der Biſchof geſtattete, daß Jahrzeiten oder ewige Vergebungen „um der Seelen Heil willen geſchehen", abgelöſt würden, für je einen Schilling mit je einem Pfund, d. h. dem zwanzigfachen Betrage des Zinſes, doch daß das erlöſte Geld wieder zu Nutz der Kirchen verwendet werde. Der wichtigſte Punkt war die freie Verkündigung des göttlichen Wortes. Es wurde feſtgeſetzt, daß den Untertanen „das Gotzwort getreulich gepredigt werde, alſo daß ihre Predicanten nichts anderes denn die heilige Schrift des alten und neuen Teſtaments predigen, aber auf den Kanzeln niemand nennen oder ſchmähen. Auch ſollen die Untertanen und ihre Predicanten von wegen desſelben frei wandeln im Bistum und ihnen niemand etwas args von des Gotteswort wegen, daß ſie demſelben anhängig ſind,

zufügen, doch sollen sie sich unter andern Leuten des Bischofs unverweislich halten." Damit war tatsächlich die Reformation durchgeführt.

Die Erledigung der Burgrechtsfrage wurde auf spätere Zeit verschoben, da der eine der Schiedsrichter, der Freiherr von Mörsberg, Landvogt im untern Elsaß, nicht zugegen war. Daß dieser provisorische Zustand immer zu neuen Konflikten führen mußte, ist begreiflich und darum gar nicht zu verwundern, wenn auf der Herbstsynode 1531 die Therwiler und Oberwiler sich die Rüge mußten gefallen lassen, sie hielten die Basler Reformationsordnung nicht; wenn man ihnen die vorzeige, dann seien sie bischöflich; aber wenn sie dem Bischof gehorsam sein sollten, dann wollten sie Basler Bürger sein. Es kam so weit, daß die Prädikanten im Bistum samt ihren Vögten, Meyern und Geschworenen eine Zeitlang von der Synode ausgeschlossen wurden (1535). Als Grund wird angegeben, daß ihnen an Verkündigung des göttlichen Worts kein Eingriff geschehe und aus der Einladung viel Unwillens erwachsen möge. Immerhin sollte ihnen, was jederzeit in der Synode gehandelt werde, mitgeteilt werden. Die Pfarrer des Bistums dachten freilich anders. Obwohl nicht eingeladen, stellten sie sich 1536 selbst wieder ein, in der klaren Erkenntnis, daß sie nur innerhalb der größeren Gemeinschaft der Basler Kirche sicher ihres Glaubens leben könnten. Daß sie richtig gesehen hatten, konnten sie in der Folgezeit noch zur Genüge erfahren.

Der Bischof und sein Vogt waren bemüht, die Leute von Therwil und Ettingen nicht vergessen zu lassen, in wessen Gewalt und Obrigkeit sie ständen; das wird uns an einem Falle recht anschaulich. Hinter dem Dorfe Ettingen gegen den Berg entspringt ein gewaltiger mächtiger Brunnen, der die Mühle zu Ettingen treibt. Etwa sechs bis acht Schritte unterhalb kam „von unten herauf aus dem Erdreich nicht aus dem Berg" eine Quelle, deren Wasser als heilkräftig galt. Damals schon wollten die ältesten Leute in Ettingen

von ihren Eltern gehört haben, daß man vor langen Zeiten das Badwasser zu Flühen und das Badwasser zu Ettingen besichtigt und das von Ettingen für besser geachtet habe, ebenso bezeugten diese Leute, daß, so weit sie denken könnten, viele Leute hier bei dem Badwasser in „Bütten" gebadet hätten und es ihnen niemand gewehrt hätte, und daß ihnen das Bad „recht wol" getan habe, sonderlich denen, die Gesüchte in den Gliedern hatten oder Löcher im Leib von den Franzosen, d. h. die an der französischen Krankheit litten, wie man damals die Syphilis nannte. Der alte Meyer, Heini Thüring, ein hablicher und unternehmender Mann, der bei der Quelle wohnte, kam auf den Gedanken, ein Badhaus zu bauen. Er führte, ohne erst um die Erlaubnis einzukommen, „einen großen und schweren" Bau auf. Der Vogt von Birseck trat dazwischen. Thüring wandte sich hierauf an den Bischof. Bischof Philipp hatte etwelche Bedenken, weil er fürchtete, die Solothurner zu erzürnen, die im Ettinger Bad ein Konkurrenzunternehmen gegen das alte Bad in Flühen erblicken könnten. Der Vogt von Birseck aber zerstreute diese Bedenken. Ettingen gehöre mit Grund und Boden, mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit dem Bischof; die Errichtung des Bades in Ettingen schade dem in Flühen nicht, die Solothurner würden sich auch nicht lange besinnen, zuzugreifen, wenn sich ihnen eine solche Gelegenheit böte. Er empfahl dem Bischof, unter gewissen Bedingungen die Erlaubnis zum Bau zu erteilen. Thüring hatte auch gebeten, der Bischof möge ihm einen Zins an seinen Bau schenken; der Vogt winkte ab, der Bauer habe so freventlich ohne Wissen und Willen der Obrigkeit den Bau aufrichten wollen, da sei es nicht am Platze, daß der Bischof ihm etwas am Zins ablasse, dagegen möge er dem neuen Badmeister ein oder zwei Fenster schenken, d. h. Glasfenster mit dem bischöflichen Wappen, die den Badegästen stets vor Augen halten mußten, in wessen Gebiet sie sich befanden. Der Bischof gab am 8. April 1534 die Baubewilligung unter der Bedingung, daß das Bad-

waſſer oben und unten frei gehalten werde, ſo daß die Leute nach wie vor baden könnten, daß dem Biſchof das Vorkaufsrecht geſichert würde. Thüring hatte jährlich als Rekognitionsgebühr drei Kapaunen (gemäſtete Hähne) dem Biſchof zu liefern. So hatte der Biſchof dem Dorfmagnaten vordemonſtriert, wer ſein Herr ſei, und die übrigen Ettinger werden wohl ohne weiteres aus dem Vorgehen des Biſchofs die Mahnung herausgeleſen haben: Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Solothurn hatte ſchon lange darauf gewartet, die beiden Dörfer an ſich zu bringen, die bis dahin die beiden Herrſchaften Dorneck und Rotberg getrennt hatten. Es bot ſich ihm Gelegenheit, der Ausführung ſeines Planes näher zu kommen.

In Reichenau war der letzte Abt Marx 1542 geſtorben. Das Kloſter fiel an das Bistum Konſtanz. Sofort wandte ſich Solothurn an den Biſchof Johann mit der Bitte, die Stadt Solothurn, „in Anſehung ihres geneigten Willens und Gemüts, die ſie ihm ſamt den andern lieben Eidgenoſſen der alten chriſtlichen Religion anhängig Reichenau halben bewieſen hätten, mit den beiden Dörfern zu belehnen“. Der Biſchof, aus Furcht vor den Eidgenoſſen, die manches Lehen des Bistums in Händen hatten, entſprach der Bitte, unter der Bedingung einer Wiederlöſung auf beſtimmte Zeit. Er machte zugleich Mitteilung an den Biſchof von Baſel (16. Mai 1543), daß er in Zukunft das Lehen von Solothurn empfangen müſſe. Der Biſchof von Baſel widerſetzte ſich der Pfandſchaft, ſchickte ſeinen Kanzler Forſter und Amtmann Römerſtal nach Konſtanz und begehrte, wie von Alters her das Lehen von Konſtanz zu empfangen (16. Juni). Der Biſchof war abweſend. Der Statthalter konnte in Abweſenheit des Biſchofs keine Antwort geben, verſprach indeſſen (22. Juni), an den Biſchof zu ſchreiben. Bald darauf ging beim Biſchof von Baſel ein kaiſerliches Schreiben vom 21. Juni ein, das ihm befahl, das Lehen von Solothurn zu empfangen. Der

Kaiſer hatte arglos die Lehensänderung beſtätigt. Der Biſchof von Baſel weigerte ſich aber gleichwohl, dem Befehle nachzukommen. Solothurn beſchwerte ſich beim Kaiſer, der nun merkte, daß er vorſchnell entſchieden hatte. Er antwortete darum, daß er ohne vorhergehende Einwilligung derer, welche ein Intereſſe an den beiden Dörfern hätten, dem Geſuche Solothurns nicht entſprechen könnte, und wies Solothurn an, die Einwilligung der beiden Biſchöfe einzuholen. Auf erneutes Drängen Solothurns ließ der Kaiſer ſich vernehmen, daß die Einwilligung des Biſchofs von Baſel noch ausſtehe und daß der Fürſt von Konſtanz nicht ohne Zuſtimmung ſeines Kapitels handeln wolle; er wies Solothurn an, weitere Verhandlung zu pflegen. Der Biſchof von Baſel wandte ſich aber am 14. September an den Kanzler des Oberelſaſſes, Claudius Cantziuncula, und an den Landvogt und die Räte des Oberelſaſſes mit der Bitte, beim Kaiſer ſich für ihn zu verwenden. In Augsburg erhielt der Kanzler den Brief des Biſchofs, ſowie einen der Räte und die Kopie des biſchöflichen Schreibens an die Räte; er legte die Angelegenheit dem Kaiſer vor, der ihn erſuchte, die Sache dem Herrn von Arras anzuzeigen. Vom Herrn von Arras erfuhr der Kanzler, daß die Geſandten von Solothurn in Augsburg geweſen ſeien und wie ſie gehandelt hätten, daß ſie nämlich verlangt, ja emſiglich gebeten hätten, den Vertrag nicht auf fünf, ſondern auf hundert Jahre, ja in perpetuum zu beſtätigen. Der Kaiſer aber habe den Geſandten den Beſcheid gegeben, wenn ſie von beiden Herren Biſchöfen eine Bewilligung beibringen könnten, dann wolle der Kaiſer ſich entſchließen. Die ſolothurniſchen Geſandten hätten ſich zum Biſchof von Konſtanz begeben, der ihnen zur Antwort gegeben habe, er könne ſich ohne Wiſſen des Kapitels nicht weiter einlaſſen. Darauf ſeien die Solothurner Geſandten verritten, wohl in der Abſicht, die verlangte Einwilligung zu erlangen und dann wieder zu kommen. Der Herr von Arras erklärte weiter, daß über die Angelegenheit nähere Information eingezogen

werden sollte, damit man den Solothurnern, wenn sie wiederkämen, mit stattlicher Antwort begegnen könne. Der Kanzler aber entgegnete, es sei unmöglich, eine richtige Antwort zu geben, man hätte denn zuvor eine Abschrift der kaiserlichen Bestätigung, welche den Solothurnern gegeben worden sei, und bat um eine Abschrift. Herr von Arras schrieb sofort in diesem Sinne an den kaiserlichen Sekretär Joh. Obernburger, las dem Kanzler den Brief vor und siegelte ihn vor seinen Augen. Der Kanzler begab sich sofort zum Sekretär. Dieser versprach alle Schriften zusammenzusuchen und sie dem Kanzler zu schicken. Ohne die Erledigung der Sache abzuwarten, forderte Solothurn am 7. November 1543 Bischof Philipp auf, das Lehen in Empfang zu nehmen.

Am 22. Januar 1544 schickte der Bischof von Basel einen Gesandten nach Konstanz, um beim Bischof um Leihung der beiden Dörfer anzuhalten. Er wurde wiederum abgewiesen. Solothurn wurde auch ungeduldig. Es sandte wieder einen Boten mit einem Schreiben an den Kaiser, der sich in Speyer am Reichstage aufhielt. Es sei Zeit zum Aufsehen. Es werde vieles und mancherlei geredet in diesen seltsamen zwiespältigen Läufen der christlichen Religion halb; wenn Bischof Philipp mit Tod abgehe, dann werde kein anderer mehr an seine Stelle gesetzt; es hätten etliche andere die Absicht, das Bistum zu beherrschen. Täglich könne man sehen, wie unruhig die Untertanen seien. Solothurn hätte nur um die Dörfer geworben, damit sie nicht in reformierte Hände fielen. Der Kaiser gab seine Einwilligung vorerst nicht; ließ aber den Solothurner Boten noch längere Zeit warten. Unterdessen hatte sich auch der Bischof von Basel entschlossen, eine Botschaft zum Kaiser nach Speyer zu schicken. Am 21. April wurden die Gesandten des Bischofs vom Kaiser empfangen. Sie bestritten zunächst das Recht des Bischofs von Konstanz, ohne Bewilligung des Kaisers als obersten Lehensherrn und des Bischofs von Basel als Vasallen das Lehen auf Solothurn zu übertragen. Aus der Bestätigung

durch den Kaiſer würde „großer Unrat, Schaden und Nachteil“ entſpringen. Denn dann würden die von Solothurn anhalten, daß der Biſchof von ihnen das Lehen empfange, welches er als ein Fürſt des heiligen Reichs nicht tun könnte oder möchte; wenn er ſich aber weigere, ſo würden die von Solothurn die beiden Dörfer mit Gewalt einzunehmen verſuchen, wie ſie ſich bereits in dieſem Sinne hätten vernehmen laſſen; dadurch würde der Biſchof von Baſel ſein Lehen, das Kloſter Reichenau und das heilige römiſche Reich ihr Eigentum verlieren. Weiterhin ſprach er die Befürchtung aus, es möchte, wenn die beiden Dörfer, die zwiſchen den Häuſern Burgund und Öſterreich als ein Markſtein lägen, oder andere Flecken und Herrſchaften des Stifts an die Solothurner oder andere ihrer Bundesgenoſſen gelangten, den beiden Häuſern Öſterreich und Burgund deſto leichter Drang und Zwang zugefügt werden, wie jeder, der die Landesart der Eidgenoſſen kenne, wohl ermeſſen könne. Darum ſprachen ſie die Bitte aus, der Kaiſer möge die Beſtätigung verſagen. Der Kaiſer gab zur Antwort, die Übertragung der beiden Dörfer an Solothurn ſolle fünf Jahre in Kräften bleiben, doch dem Biſchof von Baſel an ſeinem Beſitz auch Rechten und Gerechtigkeiten ohne Schaden. Der Kaiſer hatte aber die Abſicht, nach Ablauf der fünf Jahre den Vertrag nicht wieder zu beſtätigen. Darum ließ er am 24. April mit dem Biſchof von Konſtanz verhandeln. Dieſer erklärte ſich bereit, nach fünf Jahren das Lehen zu löſen. Biſchof Philipp glaubte die Sache gewonnen zu haben. Er meldete dem Rat der XIII in Baſel, daß der Kaiſer dem Boten Solothurns die Bitte der Stadt abgeſchlagen habe. Allein dem war nicht ſo. Nach langem Warten, das der Kaiſer mit den vielen Geſchäften entſchuldigte, erhielt der Bote am 29. April die Antwort des Kaiſers. Der Kaiſer zeigte ſich beſonders gnädig. Denn er erklärte denen von Solothurn, wiewohl die Pfandſchaft ihm und dem Reiche und vielleicht andern mehr beſchwerlich ſei, ſo wolle er doch um ihres Wohlverhaltens und Feſthaltens

an der alten Religion willen, in der Zuversicht, daß sie die zwei Dörfer bei der alten wahren Religion erhalten würden, die Pfandschaft auf fünf Jahre bewilligen, unter der Bedingung freilich, daß Solothurn den Bischof von Basel an seinen und des Stifts Gerechtigkeit ungeirrt bleiben lasse.

Solothurn forderte nun den Bischof neuerdings und mit größerer Entschiedenheit auf, die beiden Dörfer von ihm zu empfangen. Bischof Philipp hatte indessen keine Eile; mehr als ein Jahr lang wartete er ruhig zu. Erst am 28. November 1545 schickte er seine Gesandten nach Solothurn und ließ dem Rate auseinandersetzen, daß es ihm beschwerlich sei, der Aufforderung nachzukommen. Solothurn beharrte auf seiner Forderung. In seiner Bedrängnis wandte sich der Bischof an die Regierung im Oberelsaß und ersuchte sie, die Sache an König Ferdinand gelangen zu lassen. Es geschah. Am 5. Januar 1546 berichtete König Ferdinand seinem Bruder, Kaiser Karl, es sei ihm mitgeteilt worden, daß Solothurn vom Bischof von Basel die Empfahung des Lehens fordere, nachdem der Kaiser die Übergabe an Solothurn auf fünf Jahre durch briefliche Bewilligung bestätigt habe. Er wies erneut auf die Gefahr hin, daß nicht allein das Stift in Abfall komme, sondern auch die Grafschaft Pfirt, zu welcher fast der ganze Sundgau gehöre, dazu der Mehrteil vom Adel in den vordern Landen, die von dem Stift Basel belehnt seien, unter das beschwerliche, unerträgliche Joch der Eidgenossen geraten oder aber ihr Grab, Güter und alles Vermögen verlassen müßten, desgleichen auch die Grafschaft Burgund in größter Gefahr stehe. Er bat darum den Kaiser, den Bischof von Konstanz anzuhalten, daß er den Solothurnern den Pfandschilling zurückgebe, und ihm zu erklären, daß er die fünfjährige Bewilligung nicht so verstanden habe, als ob der Bischof von Basel das Lehen von neuem empfangen müsse. Wenn der Bischof von Konstanz die Pfandschaft nicht aufhebe, möchte er auf den Reichstag gefordert werden. Den Solothurnern aber möchte er schreiben,

daß die Bestätigung des Kaisers nur eine Versicherung ihres ausgeliehenen Geldes sei. Den Bischof von Basel habe er ersucht, seine Gesandten auf den Reichstag zu schicken und Solothurn davon in Kenntnis zu setzen, um auf diese Weise mit gutem Fug die Lehensempfahung hinauszuschieben. Denn wenn Bischof Philipp sich einfach weigerte, der Aufforderung Solothurns nachzukommen, so wäre zu besorgen, daß Solothurn mit Gewalt sich in den Besitz der beiden Dörfer setze, und dann die von Basel und auch vielleicht von Bern, „nachdem inen dieselben Dörffre auch gelegen", sich der Sache annehmen und also ein jeder, dem Bischof und Stift zu Verderben, etwas davonzubringen versuchen würde. Kaiser Karl folgte dem Rat seines Bruders, forderte den Bischof von Konstanz auf, Solothurn die erlegte Summe zurückzuerstatten, zitierte ihn auf den nächsten Reichstag zu Regensburg, erklärte auch dem Rat von Solothurn, daß die Bestätigung nicht den Sinn einer Eigentumserklärung habe und befahl ernstlich, den Bischof von Basel in Zukunft mit der Forderung der Lehensempfahung unangefochten zu lassen.

In der nächstfolgenden Zeit waren die Gedanken aller durch die Ereignisse des schmalkaldischen Krieges in Anspruch genommen; als im Frühjahr 1547 die Entscheidung unmittelbar bevorstand, forderte Solothurn den Bischof von neuem auf, das Lehen endlich in Empfang zu nehmen, drohte, wenn er nicht willfahre, die beiden Dörfer als ein verwirkt Lehen einzunehmen, und verlangte vom Bischof die Unterzeichnung eines Reverses. Der Bischof sah ein, daß er es in dieser gefährlichen Zeit nicht zum Äußersten kommen lassen dürfe; er brachte noch Änderungen am Reverse an, aber ließ ihn von seinem Vogt in Pruntrut, Erasmus Sygelmann, am 19. April 1547 unterzeichnen. Sygelmann urkundete in dem Briefe, daß das Eigentum der beiden Dörfer Therwil und Ettingen, in der Herrschaft Pfeffingen gelegen, vom Kloster Reichenau in dem Jahre 1543 in Pfandschaftsweise der Stadt Solothurn übergeben worden und die Übergabe vom

Kaiſer beſtätigt worden ſei; fügte dann aber hinzu: „Und aber ſoliche Dörfer der alten hochloblichen Geſtifte Baſel und deren jeder Zeit regierenden Herren Lehen ſind", und erklärte ſich bereit, die beiden Dörfer als Lehen zu empfangen. So oft die Hand des Lehenträgers ſich ändere, ſolle das Pfand von neuem empfangen werden.

Wenige Tage nachher, am 24. April, trug der Kaiſer in der Schlacht bei Mühlberg den entſcheidenden Sieg über den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen davon, bald darauf ergab ſich auch Landgraf Philipp von Heſſen auf Gnade und Ungnade dem Kaiſer. Solothurn rechnete darauf, daß das Sicherheitsgefühl und der Wagemut des katholiſchen Kaiſers dadurch geſtärkt worden ſei, und hoffte jetzt ein Mehreres von ihm zu erhalten. Es ſchrieb dem Kaiſer, wie er ſich im Jahre 1543 um die beiden Dörfer bemüht habe, wie „an dem ortte ſich die neuwe Religion gemehret vnnd alſo in ſchwancke khomen, das es daruff geſtanden, wo Biſchof Philipp hiezwiſchen mit thode verſchinnen were, das velicht ander, die nit der wahren Chriſtenlichen Religion ſeint, gemelt Biſtumb vnderſtanden hettenn", um die übrigen ihnen gleichförmig zu machen. Aus chriſtlicher Wohlmeinenheit hätten ſie, die bei der heiligen Kirche geblieben ſeien und auch gerne geſehen hätten, daß männiglich ſich ſo gehalten hätte, das Lehen von Reichenau begehrt. Der Biſchof von Baſel habe das Lehen empfangen. Solothurn bat untertänig, der Kaiſer wolle das Lehen ihm gänzlich zu Handen ſtellen, oder es doch auf fünfzig Jahre beſtätigen (17. Juli 1547). Der Kaiſer fragte den Biſchof von Konſtanz wieder, wie er ſich dazu ſtelle, der Biſchof aber verſchanzte ſich wieder hinter das Kapitel. Der Kanzler der oberelſäſſiſchen Regierung, Claudius Cantziuncula, forderte daher den Biſchof von Baſel auf, mit dem Kapitel von Konſtanz direkt zu verhandeln, der Kaiſer aber ſchlug die Forderung Solothurns ab, und befahl endlich am 5. Juni 1550 dem Biſchof von Konſtanz, die beiden Dörfer wiederum an ſich zu löſen, da

der Vertrag abgelaufen sei. Allein der Bischof hüllte sich einfach in Schweigen.

Im Herbst 1552 lagen Reinach und Therwil miteinander im Streit wegen Trieb, Wald, Wunn und Weide. Der Bischof entschied den Streit durch seine Amtleute. Therwil aber fühlte sich benachteiligt. Darüber beschwerte sich Solothurn beim Bischof, daß ohne sein Wissen die Angelegenheit behandelt worden sei. In Therwil selbst aber versammelte sich die Gemeinde und beschloß, die Sache nicht ruhen zu lassen, sondern die Solothurner als Lehenherren anzurufen und ordneten den Meyer von Therwil mit einigen anderen Leuten nach Solothurn ab. Der Meyer aber, dem die Sache nicht geheuer erschien, holte sich in Basel beim Bürgermeister Rat. Bürgermeister Brand legte ihm nahe, dem Bischof Mitteilung zu machen, und nicht ohne des Bischofs Vorwissen den Beschluß der Gemeinde auszuführen, schrieb auch in der Sache dem Bischof, damit er, wenn der Meyer komme, sich um so besser gegen ihn verhalten und das Vorhaben der Therwiler Gemeinde hintertreiben könne (2. Februar 1553).

Die ganze Situation war so verwirrt wie nur je. Dazu kam nun noch, daß am 3. November 1553 Bischof Philipp starb. Solothurn suchte nun die Sedisvakanz zu benützen, um das bischöfliche Gebiet zu besetzen. Der Vogt von Dornach überfiel mit Landleuten der Umgebung nächtlicher Weile die drei Dörfer Arlesheim, Therwil und Ettingen, holte aus Arlesheim 8, aus Ettingen 3, aus Therwil gegen 60 Mann aus ihren Betten, nahm sie gefangen und führte sie nach Dorneck ab. Die Dörfer sollten ihre Eide aufgeben und Solothurn huldigen. Basel schlug das Recht vor, allein Solothurn wollte es nicht annehmen. Die Basler zogen aus und befreiten die Gefangenen. Da vorläufig das Bistum durch einen Administrator verwaltet wurde, nahm das Kapitel die alte Streitfrage in die Hand und suchte den Bischof von Konstanz zu bewegen, das Lehen von Solothurn zurückzunehmen. Aber ohne Erfolg. Bischof Melchior von Lichten-

fels beſchäftigte ſich ernſtlich und eingehend mit der Angelegenheit; aber auch er vermochte ſie nicht zu einem endgültigen Abſchluß zu bringen. Noch länger als ein Jahrhundert dauerte das im Grunde unhaltbare Lehensverhältnis weiter. Erſt am 25. September 1669 wurden von Solothurn dem Biſchof Johann Konrad von Roggenbach die beiden Dörfer Therwil und Ettingen eigentümlich abgetreten, auch eine Summe von 20000 Gl., welche ſeinen Vorfahren während der Kriegszeiten geliehen worden waren, nachgelaſſen, wogegen der Biſchof die Landgrafſchaft im Buchsgau Solothurn als Eigentum überließ.

So war endlich die politiſche Lage der beiden Dörfer völlig abgeklärt. Sie blieben nun unangefochtener Beſtandteil des Fürſtbistums Baſel bis zu deſſen Aufhebung.

* * *

Biſchof Melchior von Lichtenfels hatte die Rückführung ſeiner Untertanen zur katholiſchen Kirche nie aus den Augen verloren. Er hatte zwar durch den Abſchluß des Vertrages vom 1. Mai 1559 mit Baſel ſich zu der Beſtimmung herbeigelaſſen, daß ein Teil den andern bis zu einem General- oder Nationalkonzil bei ſeinem Glauben bleiben laſſen ſolle. Konnte alſo der Biſchof vorerſt nicht daran denken, in Therwil und Ettingen wieder die katholiſche Religion einzuführen, ſo konnte er doch zum mindeſten ſich hüten, die Evangeliſchen in ihrer Stellung zu befeſtigen.

Da die Beſoldung des Pfarrers eine ungenügende war, war es gar nicht möglich, daß die Pfarrer in Therwil ſelbſt wohnten. Sie bedienten die Gemeinde im Nebenamt und hatten ſonſt ihren Wohnſitz in Baſel. Es war darum auch ein beſtändiges Kommen und Gehen. Wir brauchen uns nur die Schar von Pfarrern, die uns bekannt ſind, zu vergegenwärtigen, welche von 1539 bis 1559 in Therwil ihres Amtes gewaltet haben. Da begegnen wir zuerſt Hans Wick, der vorher Pfarrer in Rümlingen geweſen war, dann einem

ehemaligen Drucker Westemer, dann Hans Goppelt, von welchem wir nichts als den Namen wissen. Der Nachfolger Johannes Brandmüller von Biberach wurde später Pfarrer zu St. Theodor und spielte in der Geschichte der Basler Kirche keine unbedeutende Rolle. Es folgten noch Hans Ludwig Hummel, später Pfarrer in Münchenstein und Rothenfluh, Ludwig Leopadius, der Sohn des Konstanzer Schulmeisters, Lucas Justus, der Sohn des Siegristen an St. Leonhard in Basel und später Pfarrer zu St. Peter, und für kurze Zeit noch ein Bündner Johannes Andertina. Die Gemeinde war des ewigen Wechsels müde. Sie wandte sich darum mit der Bitte an Basel, beim Bischof sich dafür zu verwenden, daß der Pfarrer seinen geordneten Sitz in Therwil haben könne. Sie machte geltend, daß zwar die Pfarrer bisher an Sonn- und gewöhnlichen Tagen ihr Amt recht versehen hätten, daß aber doch in sterbenden Läuften Kranke ohne Nachtmahl oder Kinder ohne Taufe gestorben seien, daß sie aber auch täglichen Trostes bedürften, den ein jeder Pfarrgenosse, wenn der Pfarrherr immer zugegen sei, wohl zu finden wüßte. Basel unterstützte das Gesuch am 6. Januar 1558. Es war von Erfolg begleitet; denn vom folgenden Jahre ab versah Peter Stöcklin von Ettingen, der bis dahin im Markgrafenland Pfarrer gewesen war, aber seine einträglichere Stellung aufgegeben hatte, das Predigtamt in Therwil. Mit ihm war der Mann auf den Plan getreten, der in der nachfolgenden Tragödie die Hauptrolle spielte. Stöcklin wurde bei seinem Amtsantritt das Gwidemgut zur Nutzung übergeben; im Jahre 1573 wurde auch noch am Pfarrhaus gebaut und zwei Jahre später sogar der Pfarrhof erneuert, Haus und Scheune aufgerichtet. Dagegen wollte im Jahre 1574 der Vogt im Namen des Bischofs das Gwidemgut wieder an sich ziehen, wodurch der Pfarrer in seinem Einkommen so geschädigt worden wäre, daß er nicht mehr hätte bleiben können und die beiden Gemeinden „als schaff ohne Hirten" hätten stehen müssen. Peter Stöcklin

fand Unterſtützung beim Meyer der Gemeinde, Hans Gſchwind, der ſchon früher ſeine aufrechte Geſinnung dadurch bewieſen hatte, daß er nicht ohne weiteres den Verfügungen des Biſchofs ſich fügte, dafür aber auch einige Zeit im Gefängnis gelegen war. Dieſer Mann richtete am 12. Mai 1572 mit ſeiner Frau Apollonia Stöcklin, einer Verwandten des Pfarrers, ein Teſtament auf, gemäß welchem nach Abſterben der beiden Ehegatten ihr ganzes Vermögen, beſtehend in Haus, Hof, Scheune, Trotte, Garten in Therwil, 37½ Jucharten Acker, 6½ Mannwerk Matten, einer Juchart Reben und einem Gartenſtück, der Gemeinde zur Stiftung und Aufrichtung einer Schule und zur Anſtellung eines Lehrers der Gemeinde zufiel, „damit die Jugend in der Furcht Gottes, ihres Schöpfers und Erlöſers auch zu Zucht, Ehrbarkeit, guten Sitten und Lehre auferzogen und erhalten werde“. Der Schulmeiſter ſollte auf Vorſchlag der politiſchen und kirchlichen Behörden mit Hilfe des Pfarrers durch den Obervogt auf Birseck gewählt werden. Die Kinder von Therwil und Ettingen, ſowie Brüder- und Schweſterskinder der beiden Teſtatoren waren vom Schulgeld befreit, während fremde Kinder etwas zu leiſten hatten. Auf die Schulmeiſterſtelle beſaßen Glieder der Familie Stöcklin ein Vorrecht. Bevor aber das Teſtament in Kraft erwuchs, änderte ſich die ganze Lage der beiden Gemeinden.

Nachdem am 17. Mai 1575 Biſchof Melchior das Zeitliche geſegnet hatte, wurde an ſeine Stelle, erſt 33 Jahre alt, Jakob Chriſtoph Blarer von Wartenſee zum Biſchof erwählt, ein Mann, der von den Gedanken der Gegenreformation erfaßt, vom erſten Augenblick an ſeines Zieles ſich bewußt war, die verlorenen Gemeinden für die katholiſche Kirche zurückzugewinnen. Als ſicherſten Weg erkannte er auch ſofort die Aufhebung des Burgrechts. Er eröffnete dem Domkapitel ſeine Abſicht, „ſolch Burgrecht ganz und gar abzuſchaffen und zu kaſſieren“. Er fand jedoch nicht die gewünſchte Unterſtützung. Bei Baſel, von welchem er die Herausgabe des

Burgrechtsvertrags, der ohne Wiſſen des Domkapitels abgeſchloſſen worden ſei, verlangte, ſtieß er auf kräftigen Widerſtand. Er mußte zuwarten; benützte indeſſen die Zwiſchenzeit, um alles aufs beſte vorzubereiten. An Stelle des bisherigen Vogtes auf Birseck, Joſt Loriti, des Sohnes des bekannten Humaniſten Glarean, ſetzte er ſeinen Bruder Wolf Dietrich Blarer; als Schreiber nahm er Abraham Keller von Konſtanz an, der über 18 Jahre lang ein deutſcher Lehr- und Rechenmeiſter geweſen war, und der ſich in der Folge in allem als ein gehorſamer Diener ſeines geiſtlichen Herrn erwies. Das Wichtigſte aber war das Bündnis, das Blarer mit den katholiſchen Orten am 29. September 1579 ſchloß und das am 12. Januar 1580 feierlich in der Kirche von Pruntrut beſchworen wurde. Nicht vergebens wurde das Ereignis mit dem Geläute aller Glocken und mit Freudenſchüſſen gefeiert. Denn Blarer hatte richtig erkannt, daß er nur mit Hilfe und unter Rückendeckung der katholiſchen Orte ſeinen Plan durchführen könne.

Blarer machte mit Arlesheim den Anfang, indem er hier am 29. Oktober 1581 in höchſt eigener Perſon die Meſſe einführte. Es ging hier um ſo leichter, als das Dorf in keinem Burgrecht mit Baſel ſtand. Schon im November war er feſt entſchloſſen, in Pfeffingen fortzufahren; er war ſeiner Sache ſicher und ließ ſich nicht durch die Tatſache ſchrecken, daß Baſel in der Arlesheimer Angelegenheit großen Rat gehalten hatte, noch durch die Mitteilung, daß Baſel und die evangeliſchen Stände „ein treffenlich Unwillen“ gefaßt hätten und bereit ſeien, deutſche und franzöſiſche Reiter ins Bistum zu ſchicken, um die Leute zu plagen. Aber bald gab ihm die Gemeinde Ettingen doch allerlei zu denken. In Therwil und Ettingen war es über dem Vorgehen des Biſchofs unruhig geworden. Der Meyer von Ettingen, Hans Thüring, ließ ſcharfe Worte fallen. Der Vogt von Birseck nahm ihn gefangen; auf Bitten des Prieſters Dr. Jakob Meyer von Arlesheim ließ er ihn jedoch wieder frei, büßte

ihn mit 20 Pfund und entsetzte ihn seines Meyeramtes. An seine Stelle setzte er einen Katholiken, Hans Häner von Dornach. Auch das Gericht in Therwil wurde vom Vogte neu bestellt.

Die Gemeinde Ettingen wehrte sich für ihren Vorgesetzten, so daß der Vogt bei ihr „allen Ungehorsam und Halsstarrigkeit" vorfand. Sie wandte sich an den Bischof mit der Entschuldigung, daß der Meyer die Untertanen nicht habe zum Ungehorsam reizen wollen, und mit der Bitte, der Bischof möge die Strafe mindern und Thüring in seinem Amte lassen. Der Vogt machte dagegen den Meyer für alle Unruhe verantwortlich, wies auf den großen Anhang und die ausgedehnte Freundschaft hin und bat den Bischof, Thüring nicht wieder in sein Amt kommen zu lassen. Der Bischof erließ Thüring die Hälfte der Strafe, bestätigte jedoch Häner als Meyer. Basel wurde über das Vorgefallene benachrichtigt. Es wandte sich an die evangelischen Orte (6. Dezember) und beleuchtete das Vorgehen des Bischofs. Ja, es ging eine Gesandtschaft nach Pruntrut, um den Bischof zu bitten, mit der Rekatholisierung des Bistums nicht fortzufahren. Die Gesandten wurden freundlich bewirtet, so daß sie nicht genug rühmen konnten. Aber Basel war keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß der Bischof „ungeachtet süßer Worte, so er gibt, mit seinem Vorsatze fortdrückt".

Tatsächlich unternahm der Bischof weitere Schritte. Am 2. Februar 1582 las der Bischof in Pfeffingen wieder die Messe; am 18. tat er dasselbe in Laufen. Die Erregung über diese Vorgänge teilte sich auch Ettingen und Therwil mit und wurde auch von Basler Prädikanten, die nach Therwil hinauswanderten, bestärkt. Basel erhob neuerdings Einsprache beim Bischof, erreichte jedoch nichts. Dagegen erstarkte nun der Widerstand in Pfeffingen, so daß der Bischof für gut fand, den Kampf vorläufig abzubrechen.

Der abgesetzte Meyer von Ettingen hatte, unterstützt von seiner Verwandtschaft, wiederholt angehalten, der Bischof

möchte ihn wieder zu seinem Amte zulassen. Im Januar 1582 vertröstete ihn der Bischof, daß, wenn er sich recht halte, ihm wegen des Meyeramts zur Zeit noch nichts abgeschlagen noch zugesagt sei. Als aber der Widerstand in Pfeffingen sich gesteigert hatte, ließ der Bischof den bisherigen Verweser zum Meyer bestätigen. Die Gemeinde leistete Widerstand. Der Vogt ließ die Geschworenen und eine Anzahl Ettinger vor sich kommen und hielt ihnen ihren Trotz vor. Die Ettinger holten sich Rat in Basel. Daraufhin wählten die Gemeinden Therwil und Ettingen, denen sich aber auch Oberwil und Reinach anschlossen, Vertreter und schickten sie unter Führung des Pfarrers Stöcklin zum Vogte. Sie baten, der Bischof möge Thüring wieder in sein Amt einsetzen oder doch einen Mitbürger zum Meyer machen. Sie wiesen auf die äußerst erregte Stimmung hin, die Blutvergießen nicht ausschließe. Der Vogt riet dem Bischof, fest zu bleiben. Eine Zeitlang blieb es stille. Einzelne Vorfälle aber ließen deutlich genug die Stimmung erkennen. An der Therwiler Kirchweihe wurde der Meyer Häner von Jörghans Thüring bedroht, hinter dem etwa acht andere Männer aus dem Thüringgeschlecht standen. An der Reinacher Kilbe wurden dem Schreiber Keller, als er im Bett lag, die Fenster gröblicher Weise eingeschlagen. Ettingen verharrte bei seinem Widerstand. Der Vogtschreiber knirschte: es sei nicht mehr die Zeit, da die Herren tun müssen, was die Ettinger wollen, sondern sie werden tun müssen, was die Herren wollen. Wie zum Hohn auf dieses Wort hob die Gemeinde im November 1582 die Steuer ohne den Meyer auf. Häner wurde der Sache müde. Willi Stöcklin, der sich zu ihm stellte, wurde der Bart ausgerauft, seine Frau als Hure und Hexe verschrieen. Häner verkaufte seine Sache, trotzdem seine Frau nicht einwilligte. Der Vogt befahl dem alten Meyer, sich des Meyeramtes gänzlich zu entschlagen, erinnerte den neuen an seinen Amtseid und drohte der Gemeinde bei fortgesetztem Widerstande mit Strafe. Tags darauf ermutigte er den Meyer

noch einmal, unerſchrocken zu ſein, mit der Begründung, er habe der Gemeinde geſchrieben: „Jetzt will ich loſen, der ernſt würdt angehn.“ Die Ettinger ließen ſich aber auch durch Drohungen nicht einſchüchtern. Sie hielten Gemeinde. Am andern Morgen ging Peter Stöcklin, begleitet von Peter Kron, Hans Stöcklin, Peter und Jakob Thüring, nach Baſel und brachte den Brief des Vogtes dem Bürgermeiſter. Sie erhielten den Beſcheid, daß Baſel ihnen jetzt nicht helfen könne; ſie ſollten ſich leiden, bis es beſſer werde. Wieder wurde in Ettingen Gemeinde gehalten. Peter Kron brachte den Beſcheid des Bürgermeiſters vor. Die Unzufriedenheit war groß. Beſonders unwillig zeigte ſich Walter Thüring, der aber bald darauf ſtarb. Der Vogtsſchreiber erfuhr nichts über die Verhandlungen. Die ungemütliche Stimmung wurde noch erhöht durch den Ausbruch der Peſt, an der am 12. November nicht weniger als zwölf Perſonen darniederlagen, während ſchon drei geſtorben waren.

Am Neujahrsmorgen 1583 hielten die Ettinger wieder Gemeinde, tags darauf wiederum, aber ohne den Meyer. Der Pfarrer wurde mit Peter Thüring zum Meyer abgefertigt, um ihn zur Abdankung aufzufordern und ihm die Steuer zu übergeben. Sie kamen, richteten ihren Auftrag aus und legten das Geld auf den Tiſch. Die Frau redete dem Meyer zu, zurückzutreten, aber die Annahme des Geldes zu verweigern; wenn er es nicht tue, wolle ſie weggehen. Als Peter Stöcklin das hörte, nahm er das Geld wieder an ſich mit der Bemerkung, er wolle keine Ehe trennen. Keller war ärgerlich über den Meyer, daß er den Fuchs nicht beißen wolle, hatte aber ſelbſt keine Luſt nach Ettingen zu gehen, indem er ſich im Blick auf die Peſt damit entſchuldigte, daß die Luft in Ettingen nicht rein ſei.

Die Erregung kam in dieſen Tagen wieder einmal zum Ausbruch. Jörghans Thüring fuhr in einer Weinfeuchte dem Meyer Häner in den Bart und zerrte ihn in der Stube hin und her, ſtellte ſich auch trotzig gegen den Vogt von Birseck.

Er wurde sofort verhaftet und aufs Schloß Birseck abgeführt. Nach Verlauf von fünf Wochen wurden Clushans und Stephan Thüring verhaftet, die von den Gefangenen als Unruhestifter angegeben worden waren. Zwei andere, Jakob Thüring und Jakob Stöcklin, stellten, nachdem sie, um zu supplizieren, in Delsberg gewesen waren, um drei Uhr sich selbst beim Vogt. Sie baten der Kälte wegen, sie noch nicht einzulegen. Der Bitte wurde entsprochen. Allein am 5. Februar wollte der Vogt auch Jakob Thüring von Ettingen verhaften. Der Meyer von Therwil beschwerte sich dagegen. Mit Peter Thüring, Hans Thüring dem alten Meyer, Claus Schmidt und der schwangeren Frau des Gefangenen bat er zugleich für Jörghans Thüring um Milderung des Gefängnisses bei der kalten Zeit. Aber weder ihre noch des Gefangenen Bitte hatte Erfolg. Der Vogtsschreiber gab dem Unglücklichen zu verstehen, man wolle die andern, die von ihm genannt worden seien, durch sein langes Gefängnis schrecken und gefügig machen. Der Bischof befahl, Thüring wegen der großen Kälte im Backhause an die Eisen zu schlagen und ihn zu weiteren Aussagen über den Verlauf der Gemeinde vom Jahresanfang zu veranlassen.

Der Bischof war entschlossen, mit allen Mitteln die Halsstarrigkeit der Ettinger zu brechen. Er eröffnete dem Hofmeister seine Absicht, Ettingen durch etwa 100 Mann von Allschwil, Oberwil, Therwil, Reinach und Arlesheim umstellen und die Rädelsführer verhaften zu lassen. Von Basel glaubte er nichts befürchten zu müssen, da die ganze Angelegenheit mit der Religion nichts zu tun hätte. Der Bischof kam aber von seinem ursprünglichen Gedanken ab und gab am folgenden Tage Keller Befehl, etwa acht Leute von Therwil und Oberwil nach Ettingen zu schicken und die Vornehmsten zu verhaften. Er verbot ihnen, wenn die Ettinger sich wehren wollten, Gewalt zu gebrauchen, sondern wies sie an, sich die Widerständischen zu merken und an die Obrigkeit zu berichten.

Unterdessen hatten auch Jakob Thüring und Jakob Stöcklin ihre Haft angetreten. Der eine von ihnen wurde in den Turm gelegt, da er im „Kefi“ ohne Nachteil nicht wohl hätte bleiben können. Die lange Gefangenschaft machte Jörghans Thüring nachgerade mürbe. Er fing an, über den Pfarrer Stöcklin sich zu beschweren. Er erhob gegen ihn den Vorwurf, daß er die Ettinger nicht verwarnt oder zum Gehorsam ermahnt habe, während er doch von den Häuptern in Basel aufgefordert worden war, die Gemeinde zum Gehorsam gegen den Meyer anzuhalten. Wenn der das getan hätte, „sollt es wohl besser ston“. Am folgenden Tage ließ er sich zu neuen Anklagen herbei. Der Prädikant mische sich in alle Sachen, es sei Gericht, Gemeinde, Teilungen. Er werde jedermann Bürge, wie auch der alte Meyer ihm einmal nahegelegt habe, ihm gebühre nicht, sich in alle weltlichen Händel zu legen. Der Bischof hoffte, durch vermehrten Druck noch weitere Geständnisse herauszupressen. Er ließ ihm darum neuerdings sein Vergehen vorstellen unter Hinweis darauf, daß er befugt wäre, ihn vor das Malefizgericht zu stellen, aber geneigt sei, gegen Wegnahme von Ehr und Wehr und eine Strafe von 200 Gulden ihn loszulassen. Auf eine Bittschrift des Gefangenen und seiner Verwandten ließ sich der Bischof herbei, das Wörtlein „ehrloß“ aus Gnaden fallen zu lassen.

Am 5. März 1583 wurden die übrigen Gefangenen verhört. Sie mußten Auskunft geben, warum sie den neuen Meyer nicht annehmen wollten, ob sie und sonderlich Jakob Thüring gestänben, den Meyer zu der Erklärung aufgefordert zu haben, ob er vom Meyeramte zurücktreten wolle, und ihm gedroht zu haben, daß, wenn er es nicht gütlich tue und einer seinethalben in Strafe verfalle, sie es an seinem Leben ahnden wollten. Weiter wurden sie gefragt, wer den Antrag gestellt habe, die Sache vor die Gemeinde zu bringen, wer den Rat gegeben habe, sich an Basel zu wenden, und ob es in der Gemeinde geschehen sei, und was für Bescheid sie erhalten hätten; warum sie den Meyer nicht auch zum Steuereinzug

aufgefordert und warum sie ihn in die Steuer gelegt hätten; warum sie die Hintersäßen unerlaubter Weise zur Strafe aus dem Dorfe wiesen, und wer dem Vogte die Fenster eingeschlagen hätte. Durch das ganze Verhör kam der Vogt zu der Überzeugung, daß zwar die ganze Gemeinde schuld sei, daß aber viele Einfältige von anderen verführt worden seien, daß andere sich aber besonders hervorgetan hätten, unter denen besonders der Müller Peter Trostberger und Peter Kron genannt wurden. Der Bischof verlangte, daß Jakob Thüring noch einmal verhört werde, namentlich über die Aussagen Peter Trostbergers und über die alten Leute, welche geraten hätten, Basel um Rat zu fragen. Jakob Thüring gab zu, daß man etwa einmal zusammengekommen sei und sich dahin geäußert habe, daß man den neuen Meyer gerne los wäre; schob dann aber die Schuld zum Teil auf Trostberger, der oft sich geäußert hätte: „Ihr Geschworenen seid selbst daran schuld, weil ihr gleich erstmals zu Gericht gegangen seid", zum Teil auf den Prädikanten. Dagegen bekannte er, daß er mit Peter Kron und Peter Thüring nach Basel gegangen sei. Auch Clushans, der Schwager des Pfarrers, stimmte dem Urteil über den Prädikanten zu, er sei an vielem schuld; er mache viel Wirrwarr unter der Freundschaft und in der Gemeinde. Es seien schon früher Stimmen laut geworden, man hätte besser einen fremden Prädikanten. Jakob Thüring tat Abbitte und versprach für die Zukunft Gehorsam. Er wurde aus der Haft entlassen. Dagegen wurden Peter Kron und Peter Trostberger verhaftet. Über Trostberger wurde gelegentlich geäußert: „er ist sonst ein volls weingänßli", „nit groß witz hinter im, gilt auch nichts". Er bestritt, die Worte, die man ihm zur Last gelegt hatte, geredet zu haben; er habe im Gegenteil geäußert: „Ir nachpuren, ir gond mit dem Junker umb glich als wan die metzger die schaf und kelber mit hunden vß dem Dorf jagen", worauf ihm Heini Brodmann zugerufen habe: er solle schweigen. Nach Ostern wurden noch Heini Brodmann

und Max Thüring eingelegt, welche der Vogt auch nicht für ganz unschuldig hielt. Im August 1583 erfolgte das Urteil: Jörghans und Jakob Thüring wurden zu Ablegung der Wehr und zu einer Strafe von je 200 Gulden (250 Pfund), Jakob Stöcklin und Peter Kron, ein wohlhabender Mann, der 100 Gulden wohl verleiden könne, zu je 100 Gulden (125 Pfund), die Brüder Hans, genannt Clushans und Stephan Thüring zu je 50 Gulden (zusammen 125 Pfund), Peter Trostberger zu 30 Gulden (37 Pfund 10 Schilling) und Max Thüring und Heini Brodmann zu je 20 Gulden (25 Pfund) verurteilt. Ein Bittgesuch der Untertanen der fünf Dörfer und Arlesheims an den Bischof, er möge den armen Leuten von Ettingen die begangene und erkannte Torheit verzeihen, fand keine Gnade, ja, als ob der Himmel selbst über das Verhalten der Ettinger ungehalten sei, zerstörte Anfangs September 1583 eine Feuersbrunst beinahe das ganze Dorf Ettingen. Sämtliche Vorräte, viel Vieh, auch etliche Menschen wurden ein Raub der Flammen. Im selben Jahre 1583 war Wolf Dietrich Blarer als Vogt nach Pfeffingen versetzt worden. An seine Stelle auf Birseck trat Heinrich von Oftringen.

Man fragt sich wohl, warum der Bischof mit solcher Schärfe gegen die Gemeinde Ettingen vorgegangen ist. Blarer stellte die Angelegenheit nach außen so dar, als ob es sich um eine politische Sache handle, in welche sich einzumischen die Basler kein Recht hätten. Äußerlich betrachtet war dies tatsächlich der Fall. Allein genauer gesehen handelte es sich um eine konfessionelle Frage. Der Bischof ersetzte den protestantischen Meyer durch einen katholischen, weil er klar sah, daß er im Dorfe jemand haben müsse, auf den er zählen könne, wenn er seinen Plan durchführen wolle. Die Absetzung des alten Meyers war nichts anderes als ein Glied in der langen Reihe von Vorbereitungen, eine Kraftprobe zugleich, was er wagen dürfe. Darum hat auch der Bischof mit solcher Entschiedenheit zugegriffen.

Blarer hatte übrigens schon vorher, wie bereits betont worden ist, die Überzeugung gewonnen, daß er die Rekatholisierung seiner Untertanen nur dann durchführen könne, wenn er die Aufhebung des Burgrechts mit Basel erreicht habe. Schon längere Zeit fanden Verhandlungen eines von Basel und vom Bischof ernannten Schiedsgerichtes statt, das aber erst am 11. April 1585 im sogenannten badischen Vertrage zu einem Urteil gelangte. Basel mußte das Burgrecht, das es mit Therwil und Ettingen, wie mit den übrigen Dörfern des Birsecks abgeschlossen hatte, aufgeben. Immerhin sicherte der Bischof zu, die Dörfer bei der evangelischen Religion verbleiben zu lassen, niemanden davon zu drängen, dagegen sollte ihm unbenommen sein, die katholische Religion aufzurichten, und denen, welche dazu Lust hätten, den Besuch des katholischen Gottesdienstes zu gestatten. Mit diesem Vertrage war die Entscheidung über die beiden Dörfer in konfessioneller Hinsicht gefallen. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die Dörfer wieder katholisch würden.

Blarer gedachte sofort sich an die Ausführung seiner Absichten zu machen. Im Frühjahr 1586 führte er den gregorianischen Kalender, mit ihm aber auch verschiedene katholische Feiertage wie Fronleichnamstag, Marientage ein. Pfarrer Langhans in Pfeffingen, der entschiedener als früher gegen die Messe auftrat, wurde auf Johannis 1586 entlassen und die Bedienung seiner Gemeinde Peter Stöcklin übertragen. Stöcklin wurde in dieser Zeit, wie der Pfarrer von Reinach, von Basel ermahnt, seine Hörer zur Treue in der erkannten Wahrheit und zur Flucht vor dem Götzendienst anzuhalten. Allein es gab noch einmal einen Verzug. Blarer war wegen des Vertrags mit Basel vom Domkapitel in Rom verklagt worden, daß er das wahre Wohl seines Bistums nicht gewahrt hätte. Erst nach langen Untersuchungen und Verhandlungen in Rom gab der Papst nicht sowohl die Zustimmung zum Vertrage als die Erlaubnis, nach dem Vertrage zu handeln. Blarer machte sich nun ans Werk.

In Pfeffingen wurde ein katholischer Priester eingestellt, Peter Stöcklin dagegen entlassen. Stöcklin wurde bald darauf mit den noch übrigen evangelischen Pfarrern des Bistums vor den Kirchenrat in Basel eingeladen und aufgefordert, den Katechismusunterricht nicht zu unterlassen und nicht aufzuhören, die Zuhörer zum Ausharren im Glauben zu ermahnen. Um den Pfarrern das Rückgrat zu stärken, erbat sich der Kirchenrat die Erlaubnis, sie zur Basler Synode einzuladen, und beschloß, die Gemeinden zur Fürbitte aufzufordern, damit der Bischof nicht etwas gegen die Kirche vornehme.

Am Freitag, den 14. Juni 1588, wurde den beiden Gemeinden bei ihren Eiden geboten, auf dem Schlosse Birseck zu erscheinen. Im Beisein des Priesters Kaspar Schenk von Arlesheim eröffnete ihnen der Vogt, der Bischof sei willens die katholische Religion einzuführen und wolle, daß sie sie annehmen; wer es nicht tun wolle, möge das Seine verkaufen und ziehen, wohin ihm gefällig sei. Von den ruhigen Worten des Vogtes stachen die rauhen des Priesters unangenehm ab. Nachdem er in langer Rede die Messe hoch gepriesen hatte, wie dieselbe nützlich und gut sei, forderte er die, welche sie annehmen wollten, auf, in der Stube zu bleiben, die andern, sich zu entfernen. Die Meyer antworteten, sie hätten erwartet, daß der Bischof sein gegebenes Versprechen halten würde; weil das aber nicht der Fall sei, wollen sie es Gott anheimstellen. Sie verließen die Stube, alle folgten nach, kein einziger fiel ab. Tags darauf gab Blarer dem Vogte den Auftrag, die Altäre in Therwil und Ettingen aufzurichten.

Am folgenden Sonntag nach der Predigt in Therwil hießen die Meyer die Bauern zurückbleiben und schlugen eine Beratung vor, wie man sich verhalten wolle, wenn der Bischof mit neuen Forderungen an sie gelange. Einhellig wurde beschlossen, mit Gottes Hilfe bei ihrem Glauben zu bleiben. Wer nicht gedächte, dabei zu verharren, sollte draußen bleiben,

die anderen in die Kirche zurückkehren. Kein einziger blieb dahinten. Der Prädikant richtete noch ein ermunterndes Wort an sie, und nachdem sie Gott um Hilfe und Beistand angerufen und sich mit Hand und Mund das Versprechen, standhaft zu sein, gegeben hatten, gingen sie heim. Meyer und Geschworene beauftragten Peter Stöcklin, alles an Antistes Grynäus zu berichten. Schon am folgenden Tage versprach dieser in seiner Antwort die Fürbitte der Basler Kirche, lobte die Treue und Einigkeit im Glauben, wie sie die Gemeinden bewiesen hatten, und riet ihnen, daß sie sich nie trennen, sondern treulich zusammenhalten sollten, damit man ihnen desto weniger etwas abgewinnen könne. Durch Vermittlung der Deputaten wandte sich der Antistes auch an den Rat. Aber auch er wußte keinen andern Rat. Dagegen stellte er dem Antistes einen Auszug aus dem Vertrag des Bischofs zu, den er den 5 Dörfern zeigen, aber bei Hand behalten sollte.

Bald darauf eröffnete der Bischof der Stadt, daß er in Zukunft die Kirchen von Allschwil, Oberwil, Reinach und Therwil selbst mit Predigern versehen werde, und nicht mehr wünsche, daß von Basel jemand zum Predigen hinausgeschickt werde. Am 7. August forderte er noch einmal den Vogt auf, aufs förderlichste in Therwil alles für den katholischen Gottesdienst einzurichten, befahl ihm zugleich, alles, was ehemals den Untertanen vorgestreckt worden sei, aufzuzeichnen und ihre Schulden festzustellen, außerdem die alten Strafen und Bußen nach der Ernte mit den Untertanen zu vergleichen.

Die Vorbereitungen zur Rekatholisierung der Gemeinden wurden getroffen; der Müller von Therwil, Jerg Bernhart, von dem behauptet wurde, er sei ein Täufer, gab sich dazu her, den Altarstein in die Kirche zu führen. Am 9. Oktober 1588 wurde von Kaspar Schenk wieder die erste Messe in Therwil gelesen. Am folgenden Dienstag fand eine Gemeinde statt. Der Meyer forderte die, welche katholisch werden wollten, auf, vor der Kirche draußen zu bleiben, wer aber beim evangelischen

Glauben beharren wolle, ſolle in die Kirche gehen. Alle gingen hinein außer dem Müller, der aber nachher auch noch folgte. Peter Stöcklin hielt eine Predigt und ermahnte ſeine Zuhörer mit Nachdruck, daß ſie bei ihrem Glauben bleiben und leben und ſterben ſollten; „vnd ob man ſie ſchon gefencklich inziehen vnd thürmen wurde, ſo werde inen doch der allmächtig Gott väterlich beiſtohn vnd ir ſtandhafftigkeit in ander weg genedig vergelten". Alle verſprachen, beim Glauben zu bleiben. Dem Müller machte der Meyer nachher Vorwürfe, er ſei ſchuld, daß ſie wieder katholiſch werden müßten; viele ließen ihn ihren Zorn fühlen, indem ſie nicht mehr bei ihm mahlen ließen; es fielen ſogar Drohungen gegen die, welche die Meſſe beſuchen oder den Katholiſchen Hilfe leiſten wollten. Am Donnerstag fand eine zweite Gemeinde ſtatt; Peter Stöcklin zeigte an, daß er am folgenden Sonntag in Ettingen predigen werde. Die Gemeinde verpflichtete ſich, ihn zu begleiten und die Predigt zu beſuchen. Der junge Peter Stöcklin, der Schulmeiſter, den der Vogt in ſeinem Ärger einen jungen unverſtändigen Bachanten nannte, verbot ſeinen Schülern, zur Meſſe zu gehen, und drohte, welcher dazu gehen werde, den werde er mit der Rute ſtrafen.

Nicht anders als in Therwil war auch die Stimmung in Ettingen. Der Meyer Häner mußte abdanken. Der Müller, Fridolin Stöcklin, gab dem allgemeinen Urteil Ausdruck, wenn er erklärte, die Ettinger wollten nicht abfallen, wie die von Arlesheim getan hätten, und urteilte: „wan der Meyer zu Arleßheim nit ſo ein abgefallener verlogener nichtswertiger man vnd kalt Hanß wer, ſo were es dazu nimmer mer kommen".

Am folgenden Sonntag, den 16. Oktober, begleitete der Vogt von Birseck den Prieſter Schenk nach Therwil, um zu ſehen, wie die Untertanen gehorſam ſeien. Zu ſeinem nicht geringen Staunen und Verdruß fanden ſich jedoch nur vier Männer, die Bürger von Therwil waren und zu den Ärmſten des Dorfes zählten, ein, dazu ſechs Bürgersweiber, und hörten die katholiſche Predigt und das nachfolgende Amt.

Die andern waren alle dem Prädikanten nach Ettingen zugelaufen. Der Prieſter machte ſeinem Ärger Luft. Er habe keine Luſt, weiter in Therwil zu predigen, da er doch keine Zuhörer habe; er habe ſelbſt noch räudige Schafe genug in Pfeffingen. Der Vogt mußte ſich alſo nach jemand anders umſehen. Er meldete dem Biſchof, er werde Konrad Möſcht nach Therwil ſchicken, ſprach aber ſeine Überzeugung aus, es werde in Therwil nicht vorwärts gehen, bis der Prädikant entlaſſen ſei, deſſen Jahr auf Martini ausgehe. Schon am 19. Oktober erhielt er vom Biſchof den Auftrag, mit dem Pfarrer von Oberwil oder Allſchwil zu reden, daß er jeden Sonntag und Freitag nach Therwil komme und predige. Wenn ſie nicht dazu bereit ſeien, ſollte er ihnen ſofort den Dienſt kündigen. Hätte ſich einer bereit erklärt, dann ſolle der Vogt ſofort Peter Stöcklin, Vater und Sohn, Predigt und Schuldienſt verbieten. Der Müller von Ettingen wurde verhaftet.

Am 23. Oktober fand ſich Konrad Möſcht zum erſten Male in Therwil ein, begleitet vom Schreiber Abraham Keller, um zu predigen und die Meſſe zu zelebrieren. Er ſchickte zum Bäcker, einem der Kirchenpfleger, und erſuchte um die Schlüſſel zur Triſtkammer, damit er ſich ankleiden könne. Die Frau erklärte, der Mann ſei nicht zu Hauſe; ſie wiſſe nicht, wo er die Schlüſſel habe. Der Prieſter beſchickte einen Zweiten, der verſprach, er wolle kommen und die Schlüſſel bringen. Der Prieſter wartete eine Viertelſtunde, aber es kam niemand. Indem ſah er den Bäcker mit einem andern auf den Platz und gegen das Haus des Prädikanten gehen. Aber die Schlüſſel brachten ſie nicht. Nachdem er die Schlüſſel endlich erhalten hatte, erlebte er neuen Verdruß. Als er in die Kirche kam, war ſchier niemand da, Fremde und Einheimiſche zuſammen nur 18 Perſonen. Als der Prieſter die Predigt und Meſſe vollendet hatte und eben das Weihwaſſer gab, kam der Prädikant und ſein Sohn mit den Schülern und der Meyer mit den Bauern und

drangen haufenweiſe in die Kirche. Der Schulmeiſter ſtürmte ſo eilends an die Glocke, daß ihm der Rock entfiel, um zuſammenzuläuten, bevor der Prieſter ſich ausgezogen oder die Ornaten abgelegt und S. Johanns Evangelium ausgeſprochen hatte. Der Prädikant winkte dem Sohne, daß er noch warte; er hörte auf, fing wieder an, hörte noch einmal auf und begann zum dritten Male zu läuten, ehe der Prieſter fertig war. Der Schreiber blieb mit dem Prieſter zurück und hörte die Predigt des Prädikanten. Er berichtete darüber: „Der macht ſin weiß auf den leiſt, da ſie all gezogen ſind, namlich: nur gnad, gnad, der Herr iſt freundlich, gnedig, verzeiht allein die ſündt vnd ſunſt niemand; keiner Penitentz vnd Buß wirt nit gedacht. Saget auch, Chriſtus ſei alſo demütig geweſt, daz er nit gwolt, das man im diene ſondern er welle dienen. Item es ſeyen Heuchler, die leren, daz für die abgeſtorbenen zu bitten ſei vnd inen ze helffen, daz ſei nit, bewart es mit dem reichen mann, welches zwar Ich als ein vngelart im welt widerlegt haben.“ Abraham Keller glaubte auch bemerkt zu haben, daß es dem Prädikanten ſchwer gefallen ſei, mit Schmähungen zurückzuhalten, daß er nur durch ihre Anweſenheit ſich zur Mäßigung bequemt hätte. Er verſicherte dem Biſchof, wenn Konrad Möſcht in Therwil als Prieſter aufzöge und man ihm einen katholiſchen Schulmeiſter an die Seite ſtellte, ſo würde man viel Nutzen ſchaffen. Keller verſtand es aber, die Gottſeligkeit mit dem eigenen Vorteil zu verbinden, darum wandte er ſich tags darauf noch einmal an den Biſchof. Daß der Mehrteil der Untertanen ſich gegenüber der Einführung der alten Religion ablehnend verhalte, „das“, ſo äußerte er ſich, „iſt leider mer denn genug zu erbarmen, vnd aber es iſt wie unſer Herr vnd Heylandt geſprochen, verborgen vor iren ougen“. Er belehrte den Biſchof, daß es keinen beſſeren Weg gebe, als bei der Jugend anzufangen und chriſtliche katholiſche Schulen aufzurichten. Er anerbot ſich, da er jetzt zwei Jahre unbedienſtet in Aeſch verlegen habe, „vorderſt zur fürderung der Eer

Gottes" sich brauchen zu lassen, wenn der Bischof in Therwil eine Schule „teutscher Art" errichten wolle.

Der Bischof war gewillt, die erforderlichen Schritte zu tun. Zu allererst schien ihm nötig, einen stärkeren Druck auszuüben. Er wies darum den Vogt an, von den Ettingern um ihrer Halsstarrigkeit willen die Früchte, die ihnen vor vier Jahren nach der Feuersbrunst vorgestreckt worden waren, ohne irgendwelchen Nachlaß zurückzufordern, denen aber, die katholisch geworden seien, die Schuld zu erlassen. Als Peter Stöcklin in jener Zeit vom Bischof seine noch ausstehende Besoldung vom Jahre 1587/88 einforderte, wurde er an die Leute von Ettingen verwiesen, denen bei der Feuersbrunst alles verbrannt war, damit er bei ihnen sein Guthaben einziehe. Zwei bezahlten, die andern erklärten, da sie katholisch geworden seien, habe der Bischof ihnen die Schuld geschenkt. Am Allerheiligentage sprach der Vogt den Pfarrer Brandmüller von Oberwil an, ob er nicht gegen eine gebührende Verehrung auch die Predigt in Therwil an Stelle Stöcklins übernehmen wolle. Brandmüller erklärte, daß es ihm nicht möglich sei, weil er am Morgen auch zu St. Clara in Basel zu predigen habe. Am folgenden Sonntag trat der Vogt mit demselben Ansinnen an Pfarrer Bartholomäus Cellarius in Reinach. Dieser gab zur Antwort: Was zu Gutem der Kirche diene, wolle er gerne tun, doch wolle er erst in Basel Bescheid holen. Nachdem er vom Antistes Antwort erhalten hatte, eröffnete er dem Vogt, daß es ihm zur Winterszeit nicht möglich sei, in Reinach und Therwil zu predigen, daß ihm aufgetragen worden sei, schon Samstags hinauszugehen und den Vogt um die Erlaubnis zu bitten, von Zeit zu Zeit einem andern die Predigt in Reinach zu übertragen.

Peter Stöcklin blieb vorerst noch in Therwil. Auf den Rat des Kirchenrates verlangte er vom Bischof Auskunft über die Gründe seiner Entlassung und Vollmacht, weiter predigen zu dürfen. Der Bischof sah sich immer wieder auf-

gehalten. Er klagte am 9. Dezember dem Nuntius Oktavio Paravicini, daß er in der Herrschaft Birseck bis dahin noch täglich große Schwierigkeiten erlebe. Ebenso begreiflich aber ist es, wenn ein junger Schwager Stöcklins, der, ein Theologe, als Korrektor in Genf weilte und von Dr. Bauhin über die Vorgänge in Therwil und Ettingen Nachricht erhalten hatte, gestehen mußte: „das es mir die augen vbertrieben vnd mich zu weinen bewegt hat. Gott erbarm sich des armen volcks, welches, wie es sich ansehen läßt, von den Baslern wenig hilff gespirt."

Die Bemühungen des Bischofs in Therwil und Ettingen waren immerhin soweit von Erfolg begleitet, daß Anfangs Februar der Nuntius in Luzern dem Priester Konrad Möscht die Vollmacht erteilte, die Ketzer zu absolvieren. Wie weit er davon Gebrauch machte, ist nicht bekannt. Das Verhalten des Pfarrers Cellarius von Reinach war für die Evangelischen nicht günstig. Cellarius hatte bisher in bezug auf die Person Christi und das Abendmahl die lutherische Auffassung vertreten. Vor den Kirchenrat gerufen, gab er zu, Luthers Auffassung gelernt zu haben und die Schriften lutherischer Theologen, wie Brentz und Chemnitz, zu lesen. Es wurde ihm vorgehalten, er möge doch nicht durch solche die Erkenntnis verwirrende Ansichten sich selbst schaden, vielmehr ohne Vorurteil auch die Schriften der Reformierten lesen, dazu zu Gott beten und bedenken, daß auch andere große Männer ihre Meinung zum Bessern geändert hätten. Schließlich legte man ihm nahe, sich eine andere Stelle zu suchen. Bald darauf wurde noch einmal über Cellarius verhandelt, weil er kurz zuvor mit einem Gewehr zu einer Waffenübung ausgerückt war und dem Bischof Anlaß zu gerechten Klagen gegeben hatte. An seine Stelle trat Castalio. Predigt und Seelsorge in Therwil und Ettingen wurden Pfarrer Brandmüller in Oberwil übertragen. Am 25. Juni 1589 kam es vor, daß Brandmüller sich verspätete. Der katholische Gottesdienst war zu Ende, Brandmüller aber noch nicht erschienen.

Da trat Peter Stöcklin hervor — die Kanzel beſtieg er nicht — und verkündigte das Evangelium mit einem langen Sermon. Als der Pfarrer von Oberwil endlich eintraf, war er faſt zu Ende. Der Biſchof ließ Stöcklin verbieten, künftig wieder zu predigen, da er ſonſt gefänglich nach Birseck geführt und geſtraft würde. Der Biſchof aber hatte die Abſicht, die Zahl der evangeliſchen Pfarrer noch weiter zu beſchränken. Am 9. Auguſt nahm der Vogt einen gewiſſen Meygius als Prädikanten für Oberwil, Therwil und anderswo an und wies ihm die Wohnung in Therwil an, bis er in Oberwil untergebracht werden könne. In Oberwil trat ein katholiſcher Prieſter Simon Thorwürt ſein Amt an. Am gleichen 9. Auguſt ließ der Biſchof den drei evangeliſchen Pfarrern Brandmüller in Oberwil, Oleyer in Allſchwil und Caſtalio in Reinach den Dienſt aufkünden. Außerdem wurde als Pfarrer von Allſchwil Sebaſtian Schmid angeſtellt, der ehemalige Haltinger Schulmeiſter, der in Laufen eine recht zweideutige Rolle geſpielt hatte, indem er heimlich die katholiſche Sache unterſtützt hatte. Die beiden Pfarrer Meygius und Schmid benützten die markgräfiſche, d. h. lutheriſche Agende. Pfarrer Eſſig (Koch) wurde mit der Unterſuchung beauftragt, ob die beiden Pfarrer auf Geheiß des Biſchofs oder aus eigener Initiative die lutheriſche Reformation eingeführt hätten. Wenn das letztere der Fall ſei, möge er ſie freundlich ermahnen, mehr auf die Kirchen, welche bisher zur Basler Liturgie gehalten hätten, als auf ihre Gewohnheit Rückſicht zu nehmen.

Im Herbſt und Winter 1589 ging Blarer noch einen Schritt weiter. Die Wappen des Biſchofs, welche auf den Fahnen gemalt waren, waren verdunkelt, verwüſtet, abgetan oder ſonſt in Abgang geraten. Der Biſchof ließ ſie neu malen, damit jedermann ſehe, wem die Oberherrlichkeit und Gerechtigkeit zuſtehe. Bald ſollten es auch die Untertanen zu fühlen bekommen. Einige Therwiler, welche an den Feier-Apoſteltagen, auch an heiligen Sonntagen gearbeitet hatten,

wurden mit 3 und 20 Pfund beſtraft, andere, die in Baſel ſich Rat geholt hatten oder die Meſſe nicht beſuchen wollten, in den Kerker geworfen. Durch ſolche Maßregeln glaubte Blarer den Widerſtand gebrochen zu haben und trat um Oſtern 1590 an die Gemeinden von Ettingen und Therwil mit der Forderung heran, daß ſie ſich unterwerfen ſollten. Allein ſie verlangten Bedenkzeit. Der Biſchof faßte einen neuen Plan, zu deſſen Ausführung er freilich ſeinen Vogt auf Birseck, Heinrich von Oſtringen, nicht gebrauchen konnte. Er war zwar gut katholiſch und konnte darum gewiſſen Verdächtigungen gegenüber, er halte es mit den Baslern, dem Biſchof mit aller Offenheit erklären, daß, wenn er irgendwelche Bedenken gegen die katholiſche Religion hätte, er weder dem Biſchof noch andern geiſtlichen Herren dienen wollte, ſelbſt wenn man ihm dreimal ſo viel Amtsbeſoldung verſprochen hätte. Aber er war allerdings nicht fanatiſch. Das mochte auch davon herrühren, daß er viele Evangeliſche in ſeiner Verwandtſchaft hatte. Er war darum nicht mit allen Maßnahmen des Biſchofs einverſtanden; war auch nicht ſo hart im Strafen. Daher iſt es auch begreiflich, daß er bei der Einführung des katholiſchen Prieſters in Therwil nicht ſelbſt mitging, ſondern den ſervilen und handfeſt katholiſchen Abraham Keller ſchickte. Zu ſeinem neuen Plan konnte darum auch der Biſchof dieſen zarter beſaiteten Vogt nicht gebrauchen; er bediente ſich des überaus klugen, fanatiſchen, in den Mitteln auch rückſichtsloſen Dr. Jakob Zipper auf Schloß Angenſtein. Ihm befahl nun Blarer, an Sonn- und Feſttagen nach Therwil zu gehen und den Gottesdienſt zu beſuchen, und etwa zuvor einen oder zwei oder mehr an ſich zu ziehen und dieſelben zu beſprechen, kurz ſich zu befleißen, daß die Mehrheit katholiſch werde; ſobald eine ſolche vorhanden ſei, ſolle ſie an den Biſchof ein Bittſchreiben um Abſchaffung der Predigt abgehen laſſen. Die Pfarrer und Seelſorger wurden angewieſen, an Sonn- und Feiertagen nach Imbiß die Kinder im Katechismus zu unterweiſen. Die

Eltern wurden durch den Vogt verhalten, die Kinder in die Kirche zu ſchicken. Noch am ſelben Tage, 17. Mai 1590, wurde der Vogt vom Biſchof beauftragt, dem Prädikanten Meygius in Therwil auf Martini den Dienſt unweigerlich abzukünden und dafür zu ſorgen, daß er unfehlbar abziehe.

Peter Stöcklin hatte erſt mündlich, dann ſchriftlich nach Baſel Mitteilung über das Vorgehen des Biſchofs gemacht. Vor allem war man ungehalten darüber, daß Blarer nicht nur durch Überredung, ſondern auch durch Gewalt ſein Ziel zu erreichen ſuche. Nachdem im Kirchenrate über die traurige Verwüſtung der Kirchen im Bistum verhandelt worden war, wurde beſchloſſen, den Rat zu ernſtlichen Vorſtellungen beim Biſchof zu veranlaſſen und öffentliche Gebete für die verfolgten Schafe zu veranſtalten. Der Rat ließ eine Beſchwerde an den Biſchof abgehen. Allein es war ſchon zu ſpät.

An demſelben Tage, an dem die Beratung der kirchlichen Behörde in Baſel ſtattfand, entſchied ſich auch das Geſchick Therwils und Ettingens. Jakob Zipper hatte eine Mehrheit zuſammengebracht und wußte ſie nun zu einer Bittſchrift an den Biſchof zu bewegen. So bekannten Meyer, Geſchworene und ganze Gemeinde von Therwil, daß ſie mit Ungehorſam und Widerſpring in Religionsſachen unrecht getan hätten. Sie, in lutheriſchem Glauben erzogen und geboren und von den bisherigen Prädikanten von dem katholiſchen Glauben abgewieſen, hätten als unverſtändige Bauersleute ſich der katholiſchen Religion geweigert und bäten um Verzeihung. Sie hätten ſich gutwillig, ungezwungen und ungedrungen der katholiſchen Religion anzuhangen ergeben; wollten auch mit dem gegenwärtigen Prieſter Konrad Möſcht ſich begnügen laſſen und bedürften diesorts keinen Prädikanten. Im übrigen baten ſie, daß der Biſchof ſie bei ihren alten Bräuchen laſſe und ihnen wie bisher den kleinen Zehnten erlaſſe. Es läßt ſich ja denken, wie ſehr der Biſchof über dieſen Bericht ſich freute. Er entſprach dem Wunſche betreffend den Zehnten und verſprach obendrein mit der Rück-

forderung der noch ausstehenden Frucht zuzuwarten. Der Therwiler Prädikant Meygius mußte nun sofort die Gemeinde verlassen. Am 30. Mai berichtete der Suffragan an den Nuntius in Luzern, daß die beiden Dörfer, die sechs- oder achthundert Seelen zählen und von großer Bedeutung seien, sich zur katholischen Kirche bekehrt und darüber eine schriftliche Erklärung abgegeben hätten; das letztere sei geschehen, damit der Bischof sich um so besser Basel gegenüber rechtfertigen und die Angriffe der Ketzer abwehren könne; es sei sicher, daß der Rest in kurzem auch zur katholischen Kirche zurückgeführt werde.

So rasch, wie es sich der Bischof und seine Anhänger vorgestellt hatten, ging es mit der Rekatholisierung der Gemeinde gleichwohl nicht. Von Therwil und Ettingen wie auch von Oberwil besuchten in der nächsten Zeit die evangelisch Gesinnten „hauffen vnd rottenweiß" die Kirche in Benken und das um so lieber, als Peter Stöcklin dort den erkrankten Pfarrer Johannes Parcus zu vertreten hatte. Auf Verlangen des Bischofs schickte der Vogt ein Verzeichnis derer ein, welche nach Benken hinüberzogen, und der Bischof verbot daraufhin bei 10 Pfund Strafe den Besuch des Gottesdienstes in Benken. Auch gegen den Prädikanten wäre er gerne vorgegangen. Er ließ untersuchen, ob er in Benken angestellt worden sei, oder ob er von selbst hingehe und die evangelischen Mitbürger zum Besuche veranlasse. Er wollte auch wissen, was vorgenommen werden könne. Wie treu die Evangelischen an ihrem Glauben festhielten, davon redet der Notschrei der Dörfer im Birseck an Basel eine deutliche Sprache. Sie berichteten, wie ihnen seinerzeit nach Abschluß des badischen Vertrages mitgeteilt worden sei, sie dürften in Zukunft nicht mehr bei Basel Trost und Hilfe suchen. Sie haben es bisher Gott anheimgestellt; aber da es nicht besser werde, sähen sie sich nun doch veranlaßt, ihre alten Patrone anzurufen. Die Meyer hätten bekannt gemacht, daß die katholische Religion erlaubt sei, die Gemeinden hätten

es mit großer Betrübnis und Herzeleid vernommen und seien der Meinung, daß diese Bestimmung dem Vertrage zuwider sei, wie auch die Amtleute von ihm abgewichen seien. Die Kirchendiener seien alle entlassen, die Standhaften auf mannigfache Weise bestraft worden, so daß viele unter Beschwerung ihres Gewissens abgefallen seien. „Es ist auch endtlichen, damit wir gar ermüdet ..., in der ganzen Vogteien Birseck allein an einem Orte nemlich zu Almschwyler das h. Evangelium zepredigen bewilligt worden, wölichs dan nit alleinig sälbiger gemeind gantz beschwärlich, wyl wir in noch ziemlicher starcker anzal in ihrer kilchen vberlägen vnd etliche alters vnd beschwärden halb von Reinach, Oberwil vnd andern orts für dahin nimmer oder gar selten verreissen können." Die Gemeinden baten den Rat, ihre Not den Schiedsrichtern vorzulegen. Antistes Grynäus durfte bald darauf dem Konvente die Mitteilung machen, daß der Jammer der verwüsteten Kirchen dem Rate sehr am Herzen liege. Der Bischof sandte dem Rat eine Rechtfertigungsschrift auf die Beschwerde. Nachdem sie im Konvent verlesen worden war, wurde beschlossen, mit den Gebeten fortzufahren und Gott anzuflehen, er möge dieses wilde, seinen Weinberg verwüstende Schwein bändigen, seine zerstreute Herde wieder sammeln und dem Rate je mehr und mehr beistehen mit dem Geiste des Rats, des Eifers und der Stärke. Am 26. Oktober ging eine Antwort, welche sich auf ein Gutachten Dr. Basilius Amerbachs stützte, an den Bischof ab. Sie betonte, daß das Vorgehen des Bischofs gegen den badischen Vertrag verstoße. Basel verlangte, daß in Ettingen und Therwil die evangelische Religion wie zuvor wieder angestellt und die Gemeinde mit einem tauglichen Prädikanten versehen werde und daß die Evangelischen nicht mehr mit Drohungen von ihrem Glauben abgehalten werden. Allein alle Schreiben waren vergeblich.

Der Schulmeister von Therwil, Peter Stöcklin Sohn, hatte 1589 Therwil verlassen müssen. Er hatte in Muttenz Anstellung gefunden, wo er bis zum Jahre 1595 seines

Amtes waltete. Der Vater hatte sich damals um die freigewordene Lehrstelle in Therwil beworben, war aber begreiflicher Weise übergangen worden. Nachfolger war Benedikt Hürttlin geworden. Zwischen ihm und Peter Stöcklin kam es zu Reibereien, infolge deren sich beide im Jahre 1592 beschwerdeführend an den Bischof wandten. Noch im selben Jahre zog Hürttlin wieder ab und nun kam der ehemalige Vogtschreiber Abraham Keller ans Ziel seiner Wünsche. Er wurde Schulmeister in Therwil. Peter Stöcklin hatte böse Zeiten gehabt; etliche Jahre ohne Kirchendienst lebend, war er in so schwerer teurer Zeit und mit so viel Kindern beladen, genötigt gewesen, das Erbe seiner lieben Eltern zu verkaufen und zu vertun, seine drei Häuser in Abgang kommen zu lassen, zwei abzureißen und viel Holz davon nach Basel zu verkaufen. Auch um seine ausstehende Besoldung mußte er beim Bischof noch betteln gehen. Im Jahre 1592 fand er wieder eine Anstellung als Pfarrer in Großhüningen und drei Jahre später als Pfarrer in Arisdorf; aber schon ein Jahr später wurde er, der Verbannte aus dem Bistum, vom Tode übereilt.

Mit den Priestern in Therwil hatte freilich der Bischof kein Glück. Konrad Möscht, der den Ruhm hat, die Gemeinden katholisch gemacht zu haben, verstand nicht zu haushalten, machte viele Schulden, entfernte sich auch längere Zeit über seinen Urlaub aus der Gemeinde. Der Schaffner mußte auf sein Hab und Gut Arrest legen, und der Bischof sah sich schließlich veranlaßt, ihm abzukünden, da er durch seinen Wandel und seine Schulden manchen ehrlichen Mann in Schaden gebracht und großes Ärgernis angerichtet hatte. Noch schlimmere Erfahrungen machte der Bischof mit dem Nachfolger, Philipp Leringer, dem bisherigen Priester von Oberwil. Schon als er in Oberwil gewesen war, hatte er sich mit dem Gottesdienst an keine bestimmte Zeit gehalten. Ärger trieb er es in Therwil mit seinem üppigen, schändlichen Leben: „wie er denn lange Zeit eine in seinem Hause heim-

lich aufenthalten, folgends ohne Befriedigung ausgeſchlagen, die ihn hernach in der Kirche und auf der Gaſſe mit ſolchen üppigen, ſchändlichen läſterlichen Worten begoſſen", daß der Vogt dieſelbige einlegen laſſen und an den Landhofmeiſter berichten mußte. Eine andere, die Frau des Bäckers, wurde beſchuldigt, von ihm ein Kind geboren zu haben, was der Prieſter jedoch beſtritt. Es kam ſo weit, daß etliche Therwiler ihm weder beichten noch das hochwürdige Sakrament von ihm empfangen wollten. Der Vogt mußte wieder Ordnung ſchaffen.

Biſchof Blarer wollte nun, nachdem er einige Jahre zugeſehen hatte, endlich einmal Schluß machen. Im Frühjahr 1595 ließ er durch den Vogt an die Gemeinden Therwil und Ettingen, wie auch Oberwil und Reinach unter Androhung harter Strafen den Befehl ergehen, von ihrem evangeliſchen Glauben abzuſtehen. Bald darauf wurden zwei Oberwiler, Jakob Muspach und Cuni Wernli, um je 100 Pfund gebüßt. Baſel erhielt Mitteilung und legte beim Vogt Verwahrung gegen dieſes Vorgehen ein, das gegen den badiſchen Vertrag ſei, wünſchte auch zu erfahren, ob der Vogt von ſich aus oder auf Befehl des Biſchofs gehandelt habe. Der Vogt gab ausweichenden Beſcheid, ſchalt über die Untertanen, über unruhige, unwahrhaftige Leute aus den vier Dörfern, welche lieber Unruhe als Frieden ſtiften, und wünſchte die Namen der Kläger zu erfahren. Baſel erklärte darauf den Vogt für alles, was geſchehen war und geſchah, verantwortlich, für langwierige ſchwere Türmung und Gefangenſchaft, für Androhung drückender Geldſtrafen gegenüber denen, die ihre Kinder anderswo wollten taufen laſſen, oder für die Härte gegenüber den Alten, die keinen evangeliſchen Gottesdienſt mehr beſuchen können. Denn der Biſchof könne nicht in dieſer Weiſe gegen den aufgerichteten verſiegelten Vertrag handeln, der Vogt müſſe ohne Vorwiſſen ſeines Fürſten vorgegangen ſein. Baſel drohte, wenn nicht Wandel geſchaffen werde, „den Handel weiters zu bringen". Der Vogt war

in Verlegenheit, wie er antworten ſollte. Er war auch tatſächlich in einer verzweifelten Lage. Als Beamter des Biſchofs hätte er mit aller Rückſichtsloſigkeit die Rekatholiſierung betreiben ſollen, als Menſch, der mit vielen Evangeliſchen verwandtſchaftliche Beziehungen hatte, war ihm dieſes zuwider. Der Biſchof war nicht mit ihm zufrieden, weil er zu wenig unternehme, und dementſprechend lagen ihm die Prieſter von Therwil, Pfeffingen und Arlesheim in den Ohren, daß er ſeine Pflicht nicht erfülle In Baſel aber wurde er in den Zünften und auf den Kanzeln verſchrien, ſo daß er ſogar vom gemeinen Manne „etwas Schalkheit“ befürchtete. Der Vogt verteidigte ſich dem Biſchof gegenüber, er habe ſo viel als möglich getan, die katholiſche Religion im Birseck zu pflanzen, wies auch die Vorwürfe zurück, daß er den Ungehorſamen mehr Gehör ſchenke als den Gehorſamen und zu wenige und auch die wenigen zu milde beſtrafe. Dann aber hielt er gegen ſeine Verkläger ein vernichtendes Gericht, indem er dem Biſchof ihr Bild zeichnete, das den geiſtlichen Herrn ſelbſt nur mit Schmerz erfüllen konnte, und wehrte ſich zum Schluſſe gegen die Verdächtigung, als ob er nicht treu zur katholiſchen Kirche ſtehe. Heinrich von Oftringen trug ſich ſogar mit dem Gedanken, ſich eine Zeitlang in Oftringen aufzuhalten, bis das böſeſte Wetter vorüber ſei. Er verzichtete aber ſchließlich darauf, weil ihm die Abweſenheit während des Heuet nicht gelegen war.

Der Therwiler Schulmeiſter dagegen ſtellte ſich entſchloſſener als je dem Biſchof zur Verfügung. War's Dankbarkeit gegen den Fürſten, der gnädig ſeinen Wünſchen entſprochen, ihm eine Kornſchütte zum Schulhaus bewilligt, 2000 Ziegel geliefert hatte, ſo daß er ſein Haus von dem Scheunenſtrohdach abſondern konnte? Auch die übrigen Wünſche werden noch Berückſichtigung gefunden haben, es möchte oben im Schulhauſe eine Küche eingerichtet, im finſtern Gang ein „gſicht“ gemacht und in die Oberſtube ein Öfelein geſtellt werden, „damit er im winter ruwig eſſen vnd dann

auch die frow vnd magt nit vnder den ſchülern ſitzen vnd ſpinnen müſſen. Denn weiber gehören nit in die ſchul." Keller berichtete alles, was ging und was er hörte, dem Obervogt auf Pfeffingen.

Baſel hatte den bedrängten Gemeinden die Zuſicherung gegeben, etwas für ſie zu tun. Die Hoffnung, wieder evangeliſch zu werden, lebte ſofort auf. In Therwil verſicherte einer, in kurzem würden nach Therwil und Oberwil wieder Prädikanten kommen. Die Eidgenoſſen hätten den Biſchof um 2 Tonnen Gold geſtraft, weil er ihnen vorgegeben habe, die Untertanen hätten die Meſſe begehrt. In der Schule von Therwil meldete ſich des Becken Bube unaufgefordert zum Wort und berichtete: „Die von Laufen wollen wieder lutheriſch werden, ſie haben einen Pfaffen, der ſchilt ſie gar übel Ketzer und Mörder, und die von Oberwiler gehen über das Halb gen Allſchwil." Als bald darauf der Schweſterſohn des Therwiler Prieſters nach Baſel ging, traf er mit der Tochter Peter Stöcklins, die noch in Ettingen wohnte, in Begleitung von zwei Bürgern von Laufen zuſammen. Da äußerte ſich die Pfarrerstochter dem Pfaffenknecht gegenüber: „Ihre Hoffart wird bald ein Ende nehmen, es wird nicht lange anſtehen, der Biſchof wird die Pfaffen wiederum abſchaffen und andere Prädikanten anſtellen müſſen, oder es wird ein großes Blutvergießen daraus erwachſen. ... Ob ſie ſchon zu Ettingen wohne, ſo ſei ſie darum nicht katholiſch." Die Laufener ließen ſcharfe Worte fallen: Der katholiſche Glaube ſei eine lautere Schelmerei und Teufelsglaube. Wenn die Pfaffen ab der Kanzel kommen, ſo fallen ſie darnach vor dem Altare nieder und beten den Teufel am Kreuze an.

Freilich der Biſchof war nicht gewillt, nachzugeben. Der Pfarrer von Therwil mußte ihm über die Zahl der Reformierten in ſeinen Gemeinden Bericht erſtatten. Am größten war noch der Widerſtand in Oberwil; in Therwil machte er nur noch eine alte Frau namhaft, in Ettingen zählte er nur noch ſechs Ehen, darunter auch den Stiefſohn Peter Stöcklins.

Ob absichtlich oder unabsichtlich, der gute Mann hat sicherlich schlecht gezählt.

Am 30. Juli 1595 schickte der Bischof seinen Hofmeister und einen Hofrat in die vier Dörfer, um ihnen die Schreiben Basels an den Vogt von Birseck vorzulesen. Sie begannen in Oberwil. Sie stießen auf die feste Entschlossenheit der Evangelischen, bei ihrem Glauben zu bleiben. Die bischöflichen Beamten zogen weiter nach Therwil, Ettingen und Reinach. Überall bot sich ihnen dasselbe Bild dar. Auf den 3. August wurden die Evangelischen vor den Vogt von Birseck nach Reinach berufen. Der Vogt hatte ein Schreiben an den Rat von Basel mitgebracht. Er ließ nun von jedem Dorf den Meyer und den Geschworenen vor sich kommen und las ihnen das Schriftstück vor. Darin sollten die vier Dörfer erklären, sie wüßten nichts davon, wie das in den beiden Schreiben Basels an den Vogt behauptet wurde, daß der Vogt von Birseck sie vom evangelischen zum katholischen Glauben durch langwierige Türmung zwinge usw., daß er ihnen vielmehr bisher völlige Freiheit gelassen habe, entsprechend dem Mandate des Bischofs. Mehr hätten sie auch nie begehrt. Basel wolle doch nicht jedem friedhässigen Menschen Glauben schenken, sondern solche Flattierer und Hetzer abweisen. Andreas Spanndenknebel von Oberwil erklärte, er habe nicht von allen die Vollmacht. Der Vogt forderte aber Abraham Keller auf, im Namen der Katholischen zu unterzeichnen. Sebastian Schmid sollte es im Namen der Evangelischen tun. Keller unterzeichnete. Schmid weigerte sich zuerst, indem er verlangte, es müßten alle seine Konfessionsangehörigen von Oberwil da sein. Der Vogt schickte die beiden nach Oberwil und Ettingen, um die Evangelischen zu holen. Als sie erschienen waren, verlas ihnen der Vogt das Schreiben. Da meldeten sich die beiden Oberwiler Muspach und Werli zum Wort: Sie hätten doch die große Strafe erlegt, der Vogt könne doch nicht leugnen, daß er das Geld empfangen habe. Der Vogt wurde unwillig. Allein die

beiden tapferen Männer fuhren fort: Weil sie mit ihren Kindern die Strafe ihr Leben lang entgelten müßten, hätte ihr Kummer sie gedrungen, bei Basel zu klagen. Der Vogt wurde zornig und fragte: ob ihnen Unrecht geschehen sei? Sie gaben zur Antwort: Das sagen sie nicht, sondern daß er sie um großes Geld gestraft habe. Er habe ihnen allerdings das Geld wieder geben wollen, wenn sie katholisch würden, sie hätten aber das Geld liegen lassen und seien hinausgegangen. Der Vogt konnte nichts ausrichten. Er verbot ihnen, Hilfe und Rat bei Basel zu suchen. Dagegen gab Sebastian Schmid seinen Widerstand schließlich auf und unterzeichnete die Erklärung. Das Schreiben wurde dem Meyer von Therwil und Andreas Spanndenknebel übergeben, damit sie es im Rathause in Basel ablieferten. Sie kamen dem Auftrage nach. Allein nur Spanndenknebel wurde in die Ratsstube gelassen und blieb lange dort. Er hatte noch einen andern Auftrag erhalten. Die Evangelischen hatten beschlossen, im geheimen durch Vermittlung des Kirchenrates den Rat zu bitten, daß er an den Bischof gelange; es möge ihnen von Basel aus, wie es früher geschehen sei, ein rechtschaffener Prädikant vorgesetzt werden, der mit Bescheidenheit das Evangelium predige; denn der Bischof würde ihnen doch nur einen liederlichen Landläufer aufdringen, mit dem ihnen nicht geholfen wäre. Sie begehrten die Ordnung, wie sie in Stadt und Land gehalten werde. Spanndenknebel begab sich darum zu Antistes Grynäus und erstattete ihm ausführlich Bericht. Grynäus aber bat den Rat, sich der Glaubensgenossen im Bistum anzunehmen. Keller und Sebastian Schmid hatten unterdessen ein Schreiben an den Bischof abgehen lassen, welchem sie die unterzeichnete Erklärung beilegten und in welchem sie den Fürsten baten, die Katholischen bei ihrem Glauben zu handhaben und den Evangelischen wie bisher zu gestatten, zum Prädikanten nach Allschwil zu gehen.

In Basel war man sich über den Sachverhalt völlig klar:

„Was bedarf es viel Verklügelns, Spiels und comediſcher Weiſe, unter zweien Namen, die dem Brief unterſchrieben, den weder ſie noch ihre Mithaften geſchrieben oder angegeben haben, ſondern die, welche ſich ſelbſt entſchuldigen wollen und doch ſchuldig ſind? Es liegt am Tage, daß ja die armen Bauern in den vier Dörfern gezwungen werden und gedrungen mit Liſt und Gewalt von ihrem Glauben und deſſelbigen Exercitio."

Auch dem Biſchof war bei dem falſchen Spiel nicht wohl. Er mußte, nicht ohne Grund, befürchten, daß, wenn er das Schreiben Kellers und Schmids gelegentlich einmal vorzeigen müſſe, man Verdacht ſchöpfen könnte, daß es aus der biſchöflichen Kanzlei komme. Er beauftragte darum den Amtsſchreiber Jakob Zipper, das Schreiben ſowie die Erklärung an Baſel durch ſeinen Subſtituten oder irgend jemand anders abſchreiben und durch Keller und Schmid unterzeichnen und mit ihren Petſchaften verſiegeln zu laſſen. Erſt nachdem das alles geordnet war, kam das biſchöfliche Herz zur Ruhe.

Und doch ſchreckte ihn jede ſelbſtändige Regung der Gemeinde aus der Ruhe wieder auf. Anfangs September waren Meyer und Geſchworene nach Therwil berufen worden. Bei dieſer Gelegenheit ſteckten ſich die Wirte hinter ſie, um durch den Vogt und Amtsſchreiber beim Biſchof eine Ermäßigung des Ohmgeldes zu erwirken. Sie meinten, daß die Erhebung des Ohmgeldes im Widerſpruch mit dem Vertrage vom Jahre 1529 ſtehe. Sie rieten, dem Biſchof eine Bittſchrift zu überreichen. Später hielten ſie noch einmal an. Der Vogt ließ ſich etwas zu weit herbei, trat aber dann wieder den Rückzug an: „Ey, wir wollen darnach im trunckh druſſen reden." Die Bittſchrift wurde abgefaßt und durch Ausſchüſſe dem Biſchof überreicht. Blarer witterte hinter der Sache eine neue Bosheit der Evangeliſchen. Er wollte von Keller erfahren, wer die Rädelsführer ſeien. Es half nichts, daß er dem Biſchof verſicherte, es ſeien außer den Allſchwilern lauter Katholiſche, welche hinter der Supplikation ſtänden.

Der Biſchof beruhigte ſich nicht. Der Vogt erhielt Befehl, die Rädelsführer feſtzunehmen, damit ſie nach Verdienſt vor das Maleſizgericht geſtellt und mit ihnen als ehrvergeſſenen Untertanen verfahren werde, und andere ſich an ihnen ein Beiſpiel nähmen und nicht wieder nach Baſel ſich wendeten.

Dem Biſchof war allerdings klar geworden, daß, wenn er wirklich zum Ziele kommen wolle, er hauptſächlich ſich der Jugend annehmen müſſe. Aus ſolchen Erwägungen heraus hatte ſchon am 11. Auguſt 1595 der Landhofmeiſter die Bewilligung erteilt, Abraham Keller etliche Katechismen des Jeſuiten Caniſius nach Therwil hinauszuſchicken. Aus denſelben Erwägungen kam auch der Biſchof dazu, die Schule tatkräftig zu unterſtützen. Im Jahre 1597 wurde ein neues Schulhaus gebaut. Blarer bewilligte einen Beitrag von 100 Pfund, mußte aber ſpäter noch einmal einſpringen, als bei der Aufrichtung kein Wein mehr zur Verfügung ſtand und auch ſonſt noch allerlei fehlte. Damals machten auch die Verwandten der Teſtatoren den Verſuch, für ſich und ihre vielen Kinder den Schulfonds herauszubekommen. Sie erſuchten den Biſchof um die Erlaubnis, das Schulgut „vielen armen Kindern und Waiſen zu Troſt und alſo ad magis necessariam causam (für eine noch nötigere Sache) untereinander zu teilen. In ihrer Begründung machten ſie geltend: „So iſt doch dem hungrigen vndt dürfftigen vill beſſer mit notwendiger Speiß vnndt Narung gedient vndt geholfen denn mit dem arbeitenden Perſohnen ohnnötigen langwirigen vnderricht deß ſchreibens vndt läſens.“ Auch machten ſie die boshafte Bemerkung, es ſei eine Verteilung des Schulfonds um ſo mehr gerechtfertigt, „weil die Schulmeiſter lieber innämen den außgäben“, und hielten auch mit dem Vorwurf gegen Abraham Keller nicht zurück, daß er „doch durchs Jar khum denn vierten Theill der Zeit ſchull haltet“. Selbſtverſtändlich trat der Biſchof auf dieſes Geſuch nicht ein. Im Herbſt 1602 gab Keller „als armer bedrückter kranker Mann“ die Abſicht kund, ſich nach Konſtanz zurückzuziehen, blieb jedoch noch

auf seinem Posten bis zu seinem Tode im Jahre 1607, obwohl er in den letzten Jahren wegen hohen Alters und Kränklichkeit schlecht Schule hielt. Als Nachfolger meldete sich der Pfarrer von Oberwil und Neuwil, Thomas Gutwetter. Im Einverständnis mit dem Priester wehrte sich die Gemeinde gegen seine Bewerbung, weil sie dafür hielt, daß er mit seinen beiden Gemeinden schon genügend in Anspruch genommen sei. Sie wollte einen Lehrer haben, der die Jugend in der katholischen Religion mit Eifer, auch das gemeine Volk im Katechismus unterrichte; ja ihre Wünsche gingen noch höher, der die Jugend nicht nur in dem Deutschen, sondern ebensowohl in dem Lateinischen und in dem Kirchengesang etwas unterrichten und lehren könnte, „das man zu Zeitten ein gesungen Ampt haben könnte". Es half nichts, daß der gute Pfarrer, der in Therwil wohnte, auf seine Verdienste um die Gegenreformation in Oberwil hinwies, an das Versprechen erinnerte, das man ihm gegeben hatte, Nachfolger Kellers zu werden unter Beibehaltung des Pfarramtes in Oberwil, das „nicht weiter denn ungefährlich ein büchsenschutz" von Therwil gelegen sei, und seine Absicht bekundete, seine betagten Eltern zu sich zu nehmen.

Philipp Leringer verließ im Frühjahr 1600 Therwil. Der Bischof stellte ihm trotz allem, was vorgefallen war, das beste Zeugnis aus, er habe sich mit Predigen, Messelesen und andern dergleichen Schuldigkeiten, wie auch seines priesterlichen Wandels, Tuns und Verhaltens wohl erwiesen. Merkwürdig, nach wenigen Jahren taucht Leringer als protestantischer Pfarrer in Bümpliz auf und, da er sich offenbar bewährte, waltete er von 1604 bis 1610 als Pfarrer seines Amtes in Hilterfingen. Sein Nachfolger in Therwil, Diethelm Meglin, wurde im Jahre 1604 beschuldigt, den Zehntwein verfälscht und mit altem, schlechtem vermischt zu haben. Meglin war vielfach krank. Ende 1611 zog als neuer Pfarrer Gregorius Müller auf, der aber schon im folgenden Jahre Joseph Liechti Platz machte, einem Manne nicht ohne Kennt-

niſſe, wenn auch abergläubiſch, der das Vertrauen des Biſchofs genoß und ſpäter noch eine Rolle zu ſpielen hatte.

Joſeph Liechti war es vorbehalten, das Werk der Gegenreformation in Therwil und Ettingen mit der Durchführung des Neubaus der Kirche in Therwil zu krönen. Die alte Kirche war klein, konnte nicht mehr als 100 Perſonen faſſen. Zum erſtenmal traten die Gemeinden am 15. Juni 1618 an den Biſchof mit der Bitte heran, ſie bei ihrem Vorhaben, eine neue Kirche zu bauen, zu unterſtützen, da doch „einem Chriſten nichts mehr zuſtehe auch nützlicher ſei als die fleißig Anhörung ſowol des Wordts Gottes als des heiligen Opfers der Mäß". Drei Jahre ſpäter wiederholte ſie ihre Bitte mit dem Hinweis, daß ſie täglich an Volk und Gott Lob an Eifer des Gottesdienſtes zunähmen, daß an Feſttagen der halbe Teil oder mehr in Kälte, Schnee, Regen und Wind draußen bleiben müſſe. Wieder nach drei Jahren ließ ſich die Gemeinde zum drittenmal vernehmen. Sie konnte jetzt geltend machen, daß die Gemeinde um die Hälfte zugenommen habe, „durch den reichmilden ſägen Gottes", ſonderlich ſeit der Zeit, da Blarer die wahre und alleinſeligmachende Religion bei ihnen wieder auf und in Schwang gebracht habe. Aber es wurde wieder ſtille. In Therwil wurde eine Sammlung veranſtaltet, die 870 Pfund abwarf. Ettingen verpflichtete ſich ſeinerſeits den dritten Teil dieſer Summe zu leiſten. Nun wurde endlich mit dem Bau begonnen. Im Sommer 1628 war der Turm gebaut und die Kirche ſtand in den Mauern. Im Herbſt 1631 war die Kirche vollendet. Wegen „gar zu nahe an der thür liegenden Kriegsvolks" ſagte der Biſchof Heinrich von Oſtein ſeine Beteiligung an der Kirchweihe ab, ſchickte dafür ſeinen Generalvikar. Am 19. Oktober 1631 wurde die Kirchweihe vorgenommen. An den Bau der Kirche hatte außer dem Domſtift auch die Stadt Baſel 500 Pfund beigetragen. Baſel, d. h. das Predigerkloſter, war im Beſitz eines Teils des Zehntens in Therwil. Der Biſchof hatte geglaubt, auf Grund einer Beſtimmung

des Tridentiniſchen Konzils Baſel zu einer Beitragsleiſtung an den Kirchenbau verpflichten zu können. Baſel lehnte mit Entſchiedenheit die Pflicht ab, gab aber die Summe „lauter gratuito als ein honorarium wegen guter Nachbarſchaft". Daran änderte es nichts, daß Joſeph Liechti wetterte: „Da ſeht, wie die Ketzer denken. Je milder und furchtſamer ſie uns fühlen, deſto übermütiger und unverſchämter ſie werden."

Über die konfeſſionelle Zugehörigkeit der beiden Dörfer war nun endgültig entſchieden. Bis in die Gegenwart ſind ſie katholiſch geblieben. Politiſch waren die Gemeinden noch nicht ans Ziel gekommen. Dreihundert Jahre lebten die Gemeinden unter dem Krummſtabe des Biſchofs, ohne daß ihm noch irgend jemand den Beſitz hätte ſtreitig machen wollen.

Aber auch die Tage des Fürſtbistums waren gezählt. Der Sturm der franzöſiſchen Revolution räumte damit auf. Der Fürſtbiſchof wurde abgeſetzt. Das Bistum tat ſich erſt als rauracbiſche Republik auf und wurde bald darauf Frankreich einverleibt. Nach dem Wiener Vertrag wurde das Birseck Baſel zugeteilt, trennte ſich aber in den dreißiger Wirren von der Stadt. Einer der Vorkämpfer der Selbſtändigkeitsbewegung ſtammte aus Therwil: Stephan Gutzwiller.

Ein unbekanntes Gedicht Gottfried Kellers

Mitgeteilt von K. E. Hoffmann

Dr. Brenner.

Es iſt uns wahrlich ein luſtiger Spaß
Ganz friſch in die Ohren gekommen:
Dem Brenner in Baſel haben ſie das
Aktive Bürgerrecht genommen.

Warum? Weil er neulich zu Felde zog
Als gefährlicher Bundsrevolutzer,
Weil er den Luzernern zu Hülfe flog
Mit Pulverhorn und Stutzer.

Wir müſſen ihn wieder zu Ehren ziehn,
Anſonſten vergeht er vor Schande!
Er ſoll der aktiveſte Bürger ſyn
Im ganzen Schweizerlande.

Aktiv! Aktiv! Ja das iſt das Wort!
Das b r e n n t wie glühende Kohlen!
Wer nicht handelt und wandelt nun fort und fort,
Den ſoll der Guguk holen.

Es zieht ein Komet mit feurigem Schweif
Und will an der Sonne rütteln:
Ich merke, die Herren von Baſel ſind reif,
Man muß ſie nächſtens ſchütteln!

Gottfried Keller. (1844)

Dieſes politiſche Gedicht Gottfried Kellers, das hier nach einem in Wiener Privatbeſitz befindlichen Manuſkript wiedergegeben worden iſt, war an Dr. jur. Karl Brenner, das Oberhaupt der radikalen und demokratiſchen Partei in Baſel, gerichtet. Dr. Brenner hatte anfangs Dezember 1844 mit andern Basler Geſinnungsgenoſſen an dem Luzerner Freiſcharenzug teilgenommen, der ohne den von den Radikalen gewünſchten Erfolg blieb, und war auf Beſchluß des Kleinen Rates des Kantons Baſelſtadt mit den übrigen Teilnehmern an jenem Freiſcharenzug dem „Korrektionellen Gericht" überantwortet und am 28. Dezember zu vierwöchigem Gefängnis und zu einjährigem Verluſt der bürgerlichen Ehren verurteilt worden. Auf dieſe Verurteilung ſpielt das Gedicht Gottfried Kellers an. Dieſes Urteil war für Dr. Brenner inſofern beſonders hart, als er dadurch von allen öffentlichen Ämtern, die er als ausgezeichneter Juriſt und Politiker bekleidete, ausgeſchloſſen werden ſollte. Das Basler Appellationsgericht änderte aber ſchon am 30. Januar 1845 den früheren Gerichtsſpruch ab, indem es den Ausſchluß Dr. Brenners von den bürgerlichen Ehren aufhob. Damit war dem Gedicht Kellers ſeine aktuelle Bedeutung genommen, und dies war auch vermutlich der Grund, warum er es nicht mit andern politiſchen Gedichten drukken ließ.

Im Zürcher Gottfried Keller-Nachlaß (G. K. 9, 10) findet ſich dasſelbe politiſche Gedicht in einem Entwurf mit denſelben fünf Strophen, jedoch leicht korrigiert und mit mehreren Unterſtreichungen (Aktiv! Aktiv! ja das iſt das Wort!). Drei Strophen — Str. 1,3 und 4 — wurden von Dr. H. M. Kriesi in ſeiner Schrift über „Gottfried Keller als Politiker" (Frauenfeld 1918) nach der Zürcher Handſchrift veröffentlicht. — Aber gerade eine der Strophen, die bisher unveröffentlicht geblieben ſind, hat für uns Basler beſonderen Wert. Der feurige Zorn des jugendlichen Gottfried Keller hat ſich mit der Zeit in einen beglückenden Humor verwandelt, an dem wir uns heute noch erfreuen. Dies iſt es neben dem allgemeingültigen ethiſchen Gehalt des Gedichtes, was den Abdruck desſelben im Basler Jahrbuch als gerechtfertigt erſcheinen läßt.

Die Laſten der basleriſchen Untertanen im 18. Jahrhundert.

Von L. Freivogel.

(Fortſetzung.)

Der Zehnten[26].

Während den Bodenzinſen eine rechtliche Begründung nicht fehlt, muß der gewöhnliche Zehnten als willkürliche Reallaſt ohne innere Berechtigung aufgefaßt werden.

Im Altertum findet ſich ein ſtaatlicher Zehnten bei Griechen, Römern, in Karthago und im Perſerreich. Die Römer bezogen ihn beſonders in Sardinien und Sizilien, und zwar als eigentlichen Zins- oder Steuerzehnten, wie er hier ſchon früher beſtanden hatte. Später bildete er in den Agri Decumates, dem hauptſächlichſten Teil des heutigen Baden, die wichtigſte Steuer.

Der mittelalterliche Zehnten gründet ſich hauptſächlich auf die moſaiſche Geſetzgebung, die ihn nach 3. Moſ. 27, 30 und 4. Moſ. 18, 21 von den Samen des Landes und den Früchten der Bäume für den Stamm Levi verlangte. Beides forderten auch die chriſtlichen Prieſter, zuerſt als Geſchenk, dann als regelmäßige Abgabe, und die karolingiſchen Könige liehen ihnen dazu den weltlichen Arm[26].

Doch neben dieſem, im eigentlichen Sinne kirchlichen Zehnten, gab es auch einen ſtaatlichen oder Laienzehnten. Es war dies der ſogenannte Neubruch- oder Noval-, oder auch Hochwald- und Rütinzehnten[27]. In der

Gerichts- und Dorfordnung des oberen Birsecks vom 20. Juli 1627 nimmt ihn der Biſchof ausdrücklich als obrigkeitliches Recht für ſich in Anſpruch. Ebenſo bezog ihn der Markgraf von Baden in ſeinem ganzen Lande als ein Regale. Als deswegen im Jahre 1739 mit der Direktion der Schaffneien in Baſel ein Streit ausbrach, erklärten die badiſchen Behörden, der Novalzehnten werde bei ihnen überall vom neu gerodeten Lande genommen. Wo der Markgraf im Elſaß den Zehnten beſitze, habe er davon der königlichen Regierung den Novalzehnten abzuſtatten, und dasſelbe werde im Bistum Baſel praktiziert. In Lörrach und Hauingen hatte das Basler Kloſter St. Alban für die Nutznießung eines kleinen Novalzehntendiſtrikts eine Dinkel- und Roggengarbe an die Lörracher Burgvogtei zu entrichten, ein Recht, das Baſel in ſeinem Vertrag mit der Markgrafſchaft am 10. März 1754 beſtätigte. Im Jahre 1759 wurden noch beſondere Zehntenſteine beſchloſſen, die auf der einen Seite das Zeichen Z. S. A. (Zehnten St. Alban), auf der andern aber R. (Reutezehnten oder Rütinzehnten) tragen ſollten. Die basleriſche Anſicht, daß nur der Prieſterſchaft oder Geiſtlichkeit das Recht, Zehnten zu erheben, zugeſtanden habe, vermochte nicht durchzudringen.

In der Tat beſtand auch auf basleriſchem Boden dieſer Gegenſatz ſeit den älteſten Zeiten. Ungefähr 1150 ſtritten ſich um den Novalzehnten von Onoswiler der dortige Prieſter und das Kloſter Schöntal und 1276 um denjenigen von Hersberg der Rektor der Kirche zu Magden und das Kloſter Olsberg. Dieſes konnte durch eine Kundſchaft dartun, daß in dem dortigen Bezirk niemand vor ihnen Ackerbau getrieben habe. Im folgenden Jahre überließ der Rektor dem Kloſter auch die übrigen Zehnten gegen eine jährliche Abgabe von 11 Vzl. Spelz, 5 Vzl. Haber und 14 β (Geld- und Sackzehnten). Im allgemeinen dürfte in der Landſchaft Baſel rechtens geweſen ſein, was das große Boden-, Raub-, Gwidem- und Zehntenberein des Deputatenamts vom Jahre

1697 von Füllinsdorf mitteilt, der Pfarrer nehme von einem bestimmten Bezirke, wenn Matten aufgebrochen oder zu Reben gemacht würden, den Frucht- und Weinzehnten. Ähnlich äußert sich das Schloßberein Farnsburg über den Gelterkinder Hochwaldzehnten.

In Sissach bezog der Pfarrer davon $^3/_4$, von demjenigen in Zunzgen aber nur $^1/_4$. Dem Rümlinger Pfarrer gehörte er ganz, aber nur als Gnade der Gnädigen Herren. In Eptingen „liefen die Neubruchzehnten in den großen Zehnten"; die Hälfte davon aber war Einkommen des Pfarrers. Behielt ihn die weltliche Herrschaft, so hieß er auch etwa der Herrenzehnten[27].

Nicht wesentlich verschieden von dem obigen Zehnten war der Widum- oder Vorzehnten[28]. Über den Namen gibt folgendes Schreiben vom 21. Dezember 1763 an die Landvögte Auskunft: „Da wir zum Besten unserer Untertanen fast täglich bewilligen müssen, daß aus schlechtem Ackerland Matten gemacht werden, es aber auch öfters geschieht, daß der Landmann diese Matten wieder aufbricht und mit Kornfrüchten besät, so haben wir beobachtet, daß Geistliche und Weltliche, so die Gwidum- und andere gleiche Vorzehnten haben, sich unter allerhand Vorwand den Zehnten von diesen aufgebrochenen Einschlägen anmaßen, welcher doch mit Recht niemand anders als demjenigen Decimator gehört, der vorher den Zehnten genossen hat. Wir befehlen dir daher, auf solchen Mißbrauch wohl Achtung zu geben" usw.

Nach dem Kornamtsberein zu Liestal nahm der Prediger von Munzach (Frenkendorf) auf einem Stück Feld gegen Eich den Weinzehnten voraus, welcher der Eigenpfrundzehnten genannt wurde, und der Pfarrer in Rümlingen in seinem ganzen Kirchspiel den Zehnten von den Widemgütern, ebenso wenn neue Rütenen gemacht wurden, den Vorzehnten; nachher fiel er in den gewöhnlichen Zehnten zurück.

Öfters besaßen solche Widemgüter, die ja der Kirche

geweiht waren, nicht nur Zins-, sondern auch Zehntenfreiheit. Das letztere wird für das sogenannte Munzachmättlein in Liestal und das große Widumgut in Ziefen bezeugt. Zins- und zehntenfrei waren aber auch ein Bezirk im Rickenbacher Bann, 35 Tauen Matten hinter dem Schlosse zu Pratteln, die Schloß- und Weihermatten zu Wildenstein, wofür jährlich der Pfarrer in Bubendorf 12 β in Geld erhielt, alles Orte, wo einst obrigkeitliche Weiher bestanden haben. Doch war noch dem Pfarrer der Vorzehnten geblieben [28].

Über die Zehnten bestanden so wenig als über andere Abgaben einheitliche Bestimmungen oder Normen, die nach Zeit und Ort verschieden waren. Änderungen brachte namentlich der Bauernkrieg von 1525, nach welchem die Ämter der Landschaft Freibriefe erhielten, in denen ihnen die Abschaffung der sogenannten kleinen oder Etterzehnten[29] zugesichert wurde, die man auch 1534 nach Rückgabe dieser Urkunden nicht mehr forderte. Dagegen waren weiter der Frucht-, Wein- und Heuzehnten zu leisten.

Ebenso schenkte der Bischof von Basel am 4. September 1529 seinen Untertanen zu Reinach, Allschwil und Oberwil ein neues Recht, in dem er ihnen den Erlaß des kleinen Etterzehntens verhieß; doch müsse dieser Artikel, da er die rechten Kirch- und Zehntenherren berühre, noch ausgestellt werden.

Der kleine Zehnten oder Etterzehnten, der uns zunächst beschäftigen soll, ist nach Lexer der Zehnten, der innerhalb des Etters entrichtet wurde. Hier lagen die Hofstätten, Gärten und Beunden, wo Bohnen, Erbsen, Hirse, Mus, Wicken, Hanf, Obst u. a. dgl. gepflanzt wurde. Doch deckten sich die beiden Begriffe nicht, besonders seitdem man die Brach- und Sommerzelg mit Kartoffeln, Rüben, Mais und Klee zu bebauen begann.

Im Jahre 1755 erklärte der Pfarrer von Hauingen im Wiesental gegenüber der baslerischen Direktion der Schaff-

neien, der Etterzehnten des Dorfes gehöre ganz der Pfarrei. Beſtandteile des Etters ſeien der Rebacker, das Rebäckerlein, der Rappenklapf, die Mauermatten und der Mauergarten. Alte Leute könnten ſich noch ganz gut an den lebendigen, durch Lohbäume unterbrochenen Hag um den Rebacker erinnern; hierhin ſei man nur am Sonntag zur Weid gefahren, und hier empfange der Pfarrer den Zehnten, wenn das Land angeblümt werde. Vier Steine beim Rebacker und einer beim Löwen ſeien Etterſteine geweſen. Beim Rappenklapf befinde ſich noch ein Stück des alten Hags. Die Mauermatten und der Mauergarten hätten Gartenrecht beſeſſen.

Doch derſelbe Pfarrer beklagte ſich auch wieder, daß der Meier des Albänſtifts zu Baſel von einigen umgebrochenen Matten den Hanf-, Grundbirnen- und Welſchkornzehnten weggenommen habe, die doch wie alle Beunden- und Obſtzehnten der Pfarrei gehörten. Er müſſe den kleinen Zehnten ohne Ausnahme für ſich beanſpruchen.

Das Stift St. Alban erwiderte am 11. Mai 1756, im Fundationsbrief von 1476 heiße es nur, der kleine Zehnten inner- und außerhalb des Etters gehöre dem Markgrafen Rudolf und dem Pfarrer, und zwar Obſt, Zwiebeln, Kraut, ausgenommen was unter den Flegel falle; dieſes zähle zum großen Zehnten; auch ſei das Obſt auf den Brachfeldern und den angeblümten Matten dem großen Zehnten zuzuweiſen. Hier ſei alſo der Etter für den Zehnten von keiner Bedeutung.

Darauf verlangte der Pfarrer am 16. September 1756 in einer neuen Eingabe folgende Zehnten: 1. den kleinen Zehnten inner- und außerhalb des Etters, ausgenommen das Obſt auf den angeblümten Feldern; 2. den Etterzehnten ohne Ausnahme; 3. den Hanf-, Grundbirn-, Welſchkorn-, Erbſen-, Linſen-, Zwiebel-, Bohnen- und Rübenzehnten ohne Ausnahme; 4. den Zehnten auf den Brachfeldern ohne Ausnahme; 5. den Zehnten von allem, was in Beunden und Gärten geſät, geſetzt und gepflanzt werde; 6. den Lewat-

zehnten ohne Ausnahme; 7. den Hanf-, Obſt- und kleinen Zehnten auf den umgebrochenen Matten; 8. den Gartenheuzehnten; 9. den Obſtzehnten in beiden Rebbergen auf ſolchen Stücken, wo früher Reben geſtanden, ebenſo das Obſt auf allen Egerten im Hauinger Bann; 10. den Honig- und Wachszehnten; 11. den Spanferkelzehnten.

Am 12. Oktober 1756 bemerkte hierzu das Direktorium, wenn in den Korn- und Haberfeldern Bäume ſtänden, gehöre der Obſtzehnten in den beiden erſten Jahren zum großen, während des Brachens aber in den kleinen Zehnten. Unter den Flegel fielen Erbſen, Bohnen, Welſchkorn, Linſen, Lewat und bildeten alſo einen Beſtandteil des großen Zehntens.

Schließlich behielt im Vergleich vom 31. Dezember 1759 der Pfarrer den Zehnten in den Beunden, den kleinen Zehnten im ganzen Bann, auch den Lewat, mit Ausnahme alles übrigen, was nicht unter den Flegel falle, und des Obſtes auf den Flurfeldern.

Tatſache war, daß im 18. Jahrhundert infolge der neuen Bebauungsart die alte Flurordnung durchbrochen und der Etter beſeitigt und vergeſſen war. Es wurde alſo nur noch nach Früchten, vornehmlich aber nach den Produkten des angebauten Acker-, Matten-, Garten- und Brachlandes unterſchieden.

In der Landſchaft Baſel wurde ſeit der Reformation der kleine Zehnten nicht mehr erhoben, ſo daß hier nur noch Frucht-, Wein- und Heuzehnten beſtanden. Es wurden ſomit die Erträgniſſe der Gärten und Beunden nicht mehr beſteuert; auch ließ man die Untertanen gewähren, ſolange ſie ſich des Brachlandes bedienten. Benützten ſie aber das eigentliche Ackerland, ſo war man durch kein Geſetz mehr gebunden, und die alte Abgabe erſtand wieder unter neuer Form. Einige Beiſpiele mögen dies illuſtrieren.

Im Jahr 1643 hatte der Sternenwirt zu Münchenſtein ungefähr 12 Jucharten der Haberzelg mit Mus und Erbſen angeſät, weigerte ſich aber davon den Zehnten zu geben,

weil dieſe Früchte frei ſeien. Es wurde erkannt, daß in den Zelgen alles verzehntet werden müſſe.

Am 29. Auguſt 1655 wurde dies den Fremden mitgeteilt, die im Baſelbann Güter beſaßen.

Am 4. Mai 1739 verordneten die Gn. HH. und Oberen, daß von Mus und Wicken, die in die Brachfelder geſät würden, kein Zehnten abzuſtatten ſei, wohl aber von denjenigen in der Korn- und Haberzelg.

Doch ſchon am 22. Januar 1738 hatte man wegen des unvermeidlichen Schadens und der Ausnützung des Bodens das Anblümen des Brachfeldes verboten; alle Produkte, außer den Rüben, ſeien fortan zu verzehnten.

In dieſem Sinne wurde noch am 5. Juni 1797 beſchloſſen, es müſſe ab der Brach von Bohnen, Mus, Wicke und allem, was unter Band und Flegel falle, mit Ausnahme jedoch des Lewats, der Zehnten nach der Ordnung geſtellt werden. Zehntfrei waren nach einer Verordnung von 1791 Klee und Kartoffeln.

Im Jahre 1794 beklagten ſich die Beſtänder des Augſter und Giebenacher Zehntens, daß in den Fruchtzelgen Gemüſe und Kartoffeln gepflanzt würden, von denen man keinen Zehnten verabfolge. Darauf wurde erkannt, daß in Rückſicht auf den geringen Boden auch in der Fruchtzelg Gemüſe und Kartoffeln auf kleinen, nicht eine halbe Juchart überſteigenden Äckern zehntenfrei blieben; von größeren aber ſeien ſie nicht zu befreien.

Nach dem Kompetenzbuch von 1789 erhielt der Pfarrer von Oltingen von dem Oltinger und Wenslinger Zehnten 2 Viertel Gerſte, 2 Viertel Mus, 2 Viertel Bohnen, 155 Wellen Stroh, der Pfarrer zu Bretzwil von den Lauwilern 6 Becher Gerſte, 25 ℔ Werch und Hanf uſw.[29]

Der ſogenannte Geißzehnten des Homburger Amtes war kein Zehnten, ſondern eine Weidgebühr, von der ſpäter geſprochen werden wird.

Der wichtigste aller Zehnten war der Getreidezehnten[30], über den eingehend die Getreide-Zehnt-Ordnung vom 13. Februar 1762 handelt. Ihre Hauptbestimmungen sind folgende:

1. Es ist unser obrigkeitlicher Wille, daß der Zehnten gewissenhaft gestellt werde und weder die Zehntbestänber noch die Zehntherren zu Schaden kommen.

2. Das Bieten auf den großen und kleinen Zehnten ist sämtlichen Gemeindebürgern, Bauern und Taunern (Tagelöhnern) gestattet; doch sollen bei einem Zehntenertrag von 100 Vzl. nicht mehr als 4, bis auf 200 Vzl. nur 6 und von jedem folgenden Hundert je zwei weitere Teilhaber zugelassen werden, deren Namen dem Obervogt mitzuteilen sind.

3. Alle Zehntenbestänber sollen sichere Bürgschaft leisten; doch soll innert Jahresfrist die Schuld abgetragen sein.

4. Diejenigen, denen bei der Steigerung der Zehnten zugefallen ist, sollen die Zehntengarben rechtzeitig auf dem Felde abholen, in ihre Scheune führen und dreschen, dann die gesäuberte Frucht, Korn und Haber, auf die obrigkeitliche Kornkästen oder, wohin sie gehören, auf ihre eigenen Kosten bringen. Dabei sollen ihnen Bauern und Tauner gegen Bezahlung getreulich behilflich sein.

5. Ein Zehntennachlaß erfolgt nur nach einem größern Hagel- oder Wasserschaden, nach sorgfältiger Prüfung durch Sachverständige.

6. Die mit dem Einsammeln der Fruchtgarben Beauftragten sollen auf jeden Betrug acht geben, daneben aber jedermann mit Bescheidenheit begegnen.

7. Alle Garben sollen in gleicher Größe auf dem Felde selbst, ohne jeden Betrug, gebunden werden.

8. Sind die Garben gebunden und in Reihen gebracht, und zwar diejenigen jeder Fruchtart, Korn, Gerste, Roggen usw. besonders, so zählt sie der Hausherr, indem er jede zehnte aufstellt.

9. Die Bruchteile der Garben verschiedener Äcker werden mit einander ausgeglichen.

10. Auch dasjenige, was vor der Ernte an Gerste, Roggen oder Korn zur Mühle gebracht wird, soll gewissenhaft verzehntet werden.

11. Die Unterbeamten sollen dafür besorgt sein, daß solche Zehntengarben unter Dach gebracht und den Zehntenbeständen gegen eine angemessene Belohnung ausgeliefert werden.

12. Ährenlesende Arme sind mit christlicher Liebe zu behandeln.

13. So lange noch Garben auf einem Felde stehen, darf kein Vieh darauf getrieben werden.

14. Alle Vergehen gegen diese Verordnung sind von den Unterbeamten und Geschworenen den Oberbeamten anzuzeigen.

Diese Verordnung war alljährlich einige Zeit vor der Ernte nach der Morgenpredigt von den Kanzeln und bei jeder Zehntenverleihung öffentlich zu verlesen.

Der Zweck der obigen Verordnung war offenbar nicht, neue Verhältnisse zu schaffen, sondern die bisherigen zu wahren und die alten Bestimmungen wieder einzuschärfen oder zu ergänzen. Die Zehntenabgabe war dieselbe geblieben; jedes Produkt wurde mit dem Zehnten der gleichen Frucht, nicht einer andern besteuert, Dinkel mit Dinkel, Haber mit Haber, Gerste mit Gerste, Roggen mit Roggen, wie dies auch bei Heu, Wein und dem kleinen Zehnten der Fall war. Dagegen erhielt nach dem 4. Artikel der Zehntherr keine Garben, sondern gedroschenen und gesäuberten Dinkel oder Haber, und zwar von jenem in doppelter Menge.

Der direkte Bezug, das Ursprüngliche, wurde auch etwa noch im 18. Jahrhundert bei Betrug oder mangelhaftem Angebot vorgenommen, oder man überließ gegen eine Geldsumme den ganzen Zehnten einer Behörde.

Die Pfarrer mußten ihre Zehnten ursprünglich auf ihre Kosten beziehen; aber sie befanden sich nicht wohl dabei. Daher nahm die Obrigkeit diese Zehnten zu ihren Handen

und ersetzte sie durch ein Fixum, so 1760 in Bretzwil, 1779 in Tenniken, 1780 in Läufelfingen.

Kleinere genau fixierte Zehnten, wie der Eisenzehnten in Titterten, der Niklauszehnten in Wenslingen, der Gößgenzehnten in Anwil (s. unten), die man auch etwa Teil- oder Sackzehnten nannte, wurden gewöhnlich den Zehntherren von den Zehntenbeständern ausgewiesen.

Die Zehntenverleihungen waren für die Bevölkerung einer Ortschaft wichtige Ereignisse und wurden gebührend gefeiert. Der Landvogt und die Zehntherren waren anwesend, und man stellte jeweilen auf, was die Tafel faßte. Wohl wurde öfters bei Rechnungsabnahmen auf diesen Mißbrauch aufmerksam gemacht, da die Ausgaben für gewisse Kollegien bei 300 ℔ betrugen. Doch die Gn. Herren konnten diese seit Jahrhunderten bestehenden Mahlzeiten nicht aufheben. Man begnügte sich damit, sie einfacher zu gestalten. So beschloß am 24. Juli 1775 der Große Rat, die bisherigen Mahlzeiten zwar nicht zu verbieten, aber alle nicht beteiligten Personen auszuschließen und einem Herrn für Pferd, Wein und Brot nur zwei Gulden und seinem Diener einen Gulden anzurechnen. Im Jahre 1735 hatte man sich auf 14—15 Herren beschränken wollen. Von Ausgelassenheiten und Feuerwerk bei solchen Festen sprechen die Verhörprotokolle von Farnsburg im Jahre 1786.

Bei der oben beschriebenen Verpachtung der Zehntfrüchte gegen eine konventionelle Menge gedroschenen Dinkels und Habers und dem Fehlen einer Ernteststatistik sind wir über die angebauten Fruchtarten im Kanton Basel sehr ungenügend unterrichtet. Um so wertvoller sind daher einzelne Berichte. So erfahren wir unter H 8 Baden im Archiv Basel über den Bettinger Zehntenertrag der 1780er Jahre folgendes:

Dinkel	500	Garben	ergaben	von	100	G.	9—10 Garben	= 45 Stück (Vzl.)
Roggen	130	„	„	„	100	„	4 Garb.	= 4 ½ Stück
Gerste	60	„	„	„	100	„	4 „	= 1 „ 2⅖ Sester

Haber 30 Garben ergaben von 100 G. 4 Garb. = 1 Stück $1^3/_5$ Seſter
Bohnen, Linſen, Wicke, Erbſen . . . . . 1 Stück
Stroh von 10 Garben 5 Wellen . . 360 Stück zu 10 ₰ die Welle.

Es gingen in dieſen 10 Jahren 720 oder durchſchnittlich jährlich 72 Zehntengarben ein, die $5^1/_3$ Vzl. Getreide ergaben. Im Jahre 1798 waren es nur 67 Garben [30].

Bei der damaligen Vorherrſchaft des Getreidebaus trat der Heuzehnten [31] ziemlich in den Hintergrund. Man bezog ihn ſeit der Reformation entweder in natura, durch Erhebung des zehnten Heuſchöchleins oder in Geld, „je nach Gelegenheit und Beſchaffenheit der Güter". Im Kompetenzbuch von 1789 ſind folgende Einkünfte des Pfarrers von Bubendorf verzeichnet: von dem Heuzehnten 20 ₰, ebenſo vom Wildenſtein 12 β, von dem obern Brühl ſeit 1690 von den Schochen 9 ₰, von dem untern Brühl von den Heuſchochen zwei Wagen. Jeder neue Pfarrer darf ohne Präjudiz der obrigkeitlichen Erkanntnis das Heu ſtatt des Geldes fordern. In Itingen zahlte die Gemeinde für drei Quart Heuzehnten 2 ₰, ſo lange es den Gn. Herren gefalle [31].

Die Hauptbeſtimmungen über den Weinzehnten [32] finden ſich in einem Mandat über den Weinzehnten in Siſſach vom 8. Dezember 1753, erneuert am 13. Februar 1762, das folgende Hauptbeſtimmungen enthält:

Wenn die Gemeinde der Weinleſe wegen verſammelt worden, ſoll ſich jeder bei 5 ₰ Strafe dem Beſchluſſe fügen. Jedoch muß man

1. den Zehntherren und Trottmeiſtern vorher Anzeige machen, damit ſie ſich darauf vorbereiten können.

2. Bei der Weinleſe ſoll keiner dem andern ſchaden oder ihm durch die Reben laufen, bei Strafe von 1 Pfund.

3. Die Straßen ſollen vorher verbeſſert und nicht mit Wagen oder Geſchirr verſperrt werden, bei 1 Pfund Strafe.

4. Das Mitbringen von Hunden iſt bei 10 β Strafe verboten.

5. Wer ſeine Leſe vollendet hat, ſoll ſich aus dem Reb-

berg entfernen und ſich der Nachleſe enthalten, bei Strafe von 1 Pfund.

6. Die geleſenen Trauben ſollen nicht nach Hauſe, ſondern in die öffentliche Trotte geführt und hier gebührend verzehntet werden, bei Strafe von 5 Pfund.

7. Die Fremden aus den Nebendörfern ſollen nichts von Siſſach wegführen, was nicht daſelbſt getrottet und gebührend verzehntet worden iſt, bei Strafe von 5 Pfund.

8. Wer ſo wenig geerntet hat, daß er es, ohne die andern zu hindern, nicht wohl auf der gemeinen Trotte trotten kann, ſoll es den Zehntherren zeigen, ſich mit ihnen wegen des Zehntens vereinbaren und dann mit ihrer Erlaubnis heimfahren, bei 5 Pfund Strafe.

9. Es ſoll niemand bei der Nachleſe ſeine Nachbaren ſchädigen, jedermann die Eingänge und Häge der Rebberge vor dem Vieh wohl verwahren und keiner ſolches auf die Matten zwiſchen den Reben treiben, bei 3 Pfund Strafe.

Dazu wird noch über die Trotten, die Trottmeiſter, das Auszehnten und den Trottwein folgendes beſtimmt:

Der Zehnten darf nur an den drei Haupttrotten des Dorfes genommen werden; jede Winkeltrotte iſt für beide Teile bei einer geſetzten Strafe verboten, es ſei denn, daß ſie durch beſondere Erkanntniſſe privilegiert worden wäre.

Jedem Trottmeiſter ſoll ein unparteiiſcher, beeidigter Mann beigegeben werden, der einem nach dem andern aus den Bottichen ſeinen Wein ordentlich ausnißt, aber nach 9 Maß, 9 Ohm, 9 halben oder 9 ganzen Saum 1 Maß, 1 Ohm, 1 halben oder 1 ganzen Saum dem Zehnten übergibt, ſo daß er nicht, wie es bisher geſchehen, nach 10 Maß, 10 Ohm, 10 halben oder 10 ganzen Saum den Zehnten abſtattet, da dies der Elfte, nicht der Zehnte wäre. Doch ſoll Sorge getragen werden, daß nicht die Gnädigen Herren den Nachdruck erhalten und ſo verkürzt werden.

Wer Widum-, Hof- und Hochwaldreben beſitzt, von dem der Zehnten ganz oder zu 3 Vierteln der Pfründe gehört,

soll solchen Wein entweder besonders lesen oder doch wenigstens sein Quantum getreulich angeben, den weißen und roten getrennt, um den gemeinen Zehnten nicht zu benachteiligen. Dieser soll viermal des Tages in Gegenwart aller Zehntner genau geprüft und unterschieden werden, damit jeder seinen Teil erhalte.

Die Trottgebühr beträgt 3 Maß pro Saum; hat aber der Trottmeister die Trauben im Rebberg abzuholen, gebühren ihm noch 2 Schillinge pro Faß. Ist jemand eines Betrugs verdächtig, mögen Untervogt, Zehntner und Weinstecher (Ungeldbeamter) dessen Keller und Fässer besichtigen und den Schuldigen verzeigen.

Neue Verordnung über diesen Weinzehnten vom 8. Dezember 1753.

Bei vorstehender alter Verordnung soll es bleiben; doch sie muß noch folgendermaßen erläutert werden:

1. Der Most und die Trauben im Sissacher Bann sollen ohne Ausnahme zur Trotte geführt werden.

2. Es darf von der Trotte kein Wein oder Most weggeführt werden, bevor er verzehntet worden ist.

3. Es soll der Vorlauf vom Vorlauf und das Ausgepreßte vom Ausgepreßten verzehntet werden.

4. Bei jeder Weintrotte soll ein gefochtenes Gefäß von 50 Maß gehalten werden; so oft es gefüllt ist, sollen daraus 5 Maß für den Zehnten genommen werden.

5. Dieses Gefäß soll nur bis zum gefochtenen Zeichen angefüllt werden.

6. Der Fuhr- und Trottwein darf erst nach Abstattung des Zehntens erhoben werden.

7. Wird dieses Gefäß von 50 Maß nicht mehr gefüllt, so ist der Zehnten nach dessen Inhalt zu berechnen. —

Diese Sissacher Zehntenordnung basiert auf ältern Erkanntnissen, die wieder in Erinnerung gebracht werden sollten. So wurde 1752 geklagt, daß in Sissach nicht von 100, sondern erst von 110 Maß 10 Maß Zehnten genommen würden,

worauf auf die allgemeine Ordnung verwiesen wurde. Ähnlich erklärten im Jahre 1757 die Weiler Bauern, die in dem Riehener „Wettingerbähnlein" zehnten mußten, sie seien nicht den zehnten, sondern den fünfzehnten Teil schuldig.

Ursprünglich wurde wohl überall für den Wein als Zehnten eine Traubenabgabe verlangt, das zehnte „Bückte", das unmittelbar im Rebberg bezogen wurde. Statt dessen forderte im 18. Jahrhundert das Kloster St. Blasien im Weiler Bann zwei Maß von einem Bückte, erhöhte dies aber später auf drei, worüber sich im Jahre 1752 die Basler Güterbesitzer beschwerten; denn es sei dies kein göttlicher Zehnten mehr, da er dem 6. oder 8. Teil des Ertrages gleich komme.

Damit sind nicht zu verwechseln der Teilrebenzins in Weil, 3 Maß vom Bückte von Fünftel-Reben und 4 Maß von Viertel-Reben (Bückte mit 15 oder 16 Maß), und der Kelter- oder Trottwein, der im ganzen badischen Lande seit 1623 von den neuen Gütern erhoben wurde, und zwar mit 2 Maß vom Ohm im Unterland und mit 2 Maß pro Saum im Oberland, obgleich noch im Jahr 1780 in Weil keine obrigkeitliche Kelter bestand. Damals besaßen nicht weniger als 34 Bürger von Basel und Riehen Reben im Weiler Bann.

Im Jahre 1798 klagte die Gemeinde Riehen, ein der menschlichen Gleichheit höchst anstößiger Gegenstand sei der dortige Weinzehnten. Der Landbürger müsse gefochtene Geschirre auf den ihm bezeichneten Platz bringen und dürfe bei Strafe nicht ein Ohm unverzehntet nach Hause führen. Vom Saum werde ihm $8^1/_2$ Maß ($^1/_{12}$) abgenommen, während der Bürger nur 6 Maß ($^1/_{16}$) geben müsse und den Wein beliebig nach Hause nehmen könne [32].

Einteilung und Verwendung der Zehnten[33].

Außer dem Laienzehnten, dessen weltlicher Charakter feststeht, wurde ursprünglich für die Kirche der übrige Zehnten

erhoben, wovon nach dem kanoniſchen Rechte ein Teil für den Biſchof, einer für den Prieſter, einer für den Baufonds (Fabrik der Kirche), einer für die Armen beſtimmt war. Sehr oft war noch im 18. Jahrhundert die biſchöfliche Quart von den übrigen Vierteln abgetrennt, die meiſtens vereinigt waren. Ausnahmsweiſe war jene Quart zu einem Drittel angewachſen wie in Buus und zum Teil in Reigoldswil und Lauwil. In einigen Gemeinden war der Zehntenbeſitz ſo zerſtückelt, daß beſondere Zehntenkarten erſtellt wurden. So entſtanden oft Zehntenſtreitigkeiten, wie folgendes Beiſpiel aus dem Jahre 1754 zeigen mag:

Um den Wartenberg herum lag ein 234 Tauen großer, auf einer Zehntenkarte eingetragener Heuzehntenbezirk. Beſitzer waren zu vier Fünfteln das große Spital in Baſel und zu einem Fünftel die biſchöfliche Dompropſteiverwaltung in Arlesheim. Nach dieſem Verhältnis wurde auch der Zehnten abgeführt. Da zeigte es ſich, daß der biſchöfliche Zehntenknecht vier Jahre lang je einen Viertel ſtatt eines Fünftels bezogen hatte, weshalb der Scheuermeier des Spitals nun für das folgende Jahr für ſeine Verwaltung den ganzen Zehnten beanſpruchte. Darauf begab ſich der Spitalſchreiber nach Arlesheim, und es iſt wohl anzunehmen, daß da der Streit in Minne beigelegt wurde.

Patronatsrecht und Kirchenſatz.

Mit dem Zehnten hing nicht nur die Kirchenpfrund, ſondern das Pfarramt und die Leitung der Kirche, das jus patronatus oder der Kirchenſatz zuſammen. Gehörte die Grundherrſchaft einem geiſtlichen Herrn, dem Biſchof, der Dompropſtei oder einem Kloſter, ſo lag ihnen in erſter Linie das geiſtliche Wohl ihrer Untertanen am Herzen, ſo daß ſie eine Kirche errichteten und für den Gottesdienſt ſorgten. Dieſes Recht nahmen auch die weltlichen Herren in Anſpruch. So erfahren wir von den Grafen von Froburg folgendes:

Von dem Wunſche beſeelt, mit vergänglichen Gütern

ewige zu erwerben, ſchenkten 1145 Graf Adalbero und ſeine Söhne Volmar und Ludwig von Froburg der heiligen Mutter Gottes ein Allod zu Langenbruck zur Gründung des Kloſters Schönthal und reſervierten ſich nur die Vogtei. Da es aber unter großer Armut litt, verliehen ihm die Nachfolger 1189 noch das Patronatsrecht über Bennwil und Titterten, 1237 über Onolswil und 1320 über Bannwil (Kt. Bern). Dasſelbe Recht wurde erworben von Beuggen 1307 in Buus, 1313 in Winterſingen und 1399 in Gelterkinden, vom Kloſter Olsberg 1314 in Diegten, vom Martinsſtift Rheinfelden 1400 in Kilchberg [33].

Der Inhaber der Pfründe war der Kirchherr oder Kirchenrektor [34]. Da er ſie ſehr oft nur als Sinekure benützte, amtete ſtatt ſeiner ein Vikar, der „billig" entſchädigt wurde, eine Kompetenz bezog. So genehmigte am 25. September 1271 der Rektor der Kirche zu Augſt einen Verkauf des Pfarrers zu Augſt an das Kloſter Olsberg. Am 5. Auguſt 1286 geſtattete der Biſchof Peter von Baſel dem Propſt und den Frauen des Kloſters Schönthal in Anbetracht ihrer Armut den Genuß der Bodenfrüchte der Kirche Onolswil (Oberdorf) unter der Bedingung, daß ſie dorthin einen fähigen Prieſter mit einem ausreichenden Einkommen ſetzten. Ja, als im Jahr 1298 Magiſter Ulrich von Waldenburg, Kirchherr von Onolswil, ſein Amt in die Hände des Dompropſtes der Basler Kirche niederlegte, durfte der Propſt von Schönthal wegen der Armut ſeines Stiftes den Gottesdienſt ſelbſt beſorgen, und die Kirche wurde mit dem Kloſter verbunden, ihm inkorporiert.

Solche Inkorporationen fanden öfters ſtatt, und auch bedeutende Kirchen entgingen dieſem Schickſal nicht. So inkorporierte Papſt Johann XXI. am 10. November 1331 die Theodorskirche in Baſel dem Domſtift, am 6. November 1401 Papſt Bonifacius IX. eben demſelben die Kirchen von Lieſtal, Bubendorf und Hochwald; am 9. Oktober 1402 genehmigte der Biſchof Humbert von Neuenburg die Über-

gabe der Pfarrkirche in Kilchberg an das Kollegiatstift Rheinfelden. Aus der spätern Zeit nenne ich noch die Inkorporationen des Rothauses an das Siechenhaus St. Jakob 1512, die des Siechenhauses selber an das Waisenhaus in Basel 1677 und des Petersstifts an die Universität.

Kaum hatte Beuggen den Kirchensatz von Gelterkinden erworben, so präsentierte am 23. Januar 1399 der Landkomtur Adolf von Byrminne nach dem Tode des Wernher Metter, des Rektors dieser Kirche, dem Domkapitel als Nachfolger den Bruder Johann Gibritz, Professen des Deutschordens. Darauf beauftragte am 25. Januar desselben Jahres der Generalvikar des Domkapitels, Johann von Ramstein, den Dekan und Kämmerer des Dekanats Sisgau, den genannten Bruder daselbst zu proklamieren, indem er eine Einspruchsfrist bis zum 31. Januar bestimmte. An diesem Tage investierte der Generalvikar den neuen Pfarrer und wies den Dekan an, ihn in den Besitz der Pfarrei einzusetzen.

Dieses Präsentationsrecht bestand in einer etwas andern Form noch im 18. Jahrhundert. Als im Jahre 1777 der Gelterkinder Pfarrer Bonifazius Burckhardt, Dekan des Farnsburger Kapitels, gestorben war, übergab die Regierung dem neuen durch das Los gewählten Pfarrer J. J. Fäsch ein Schreiben, worin sie ihn dem Komtur von Beuggen, als dem rechtmäßigen Kollatoren, präsentierte und um die bereitwillige Verabfolgung der Kompetenz und um die Reparatur der Gebäude ersuchte. Beuggen erwiderte, daß ihm seit 1535 nicht nur die Kollatur von Gelterkinden, sondern auch abwechselnd die von Buus gehöre; es hoffe, man werde es bei dieser alten Übung bewenden lassen. Dasselbe Recht war auch Olsberg für Diegten und dem Kollegiatstift Rheinfelden für Kilchberg bewahrt geblieben. Ähnlich mußte Basel bei Ausübung seiner eigenen zahlreichen Kollaturrechte in Baden und Elsaß (Istein, Egringen, Hauingen, Großhüningen usw.) verfahren, unter sorgfältiger Beobachtung aller Rück-

sichten gegenüber der fremden Regierung und den einzusetzenden Geistlichen.

Wie genügte nun der Komtur von Beuggen der Verpflichtung, die Kompetenz des Pfarrers richtig zu verabfolgen? Das Urkundenbuch von Baselland enthält eine Urkunde vom 8. Januar 1465 folgenden Inhalts: Der Leutpriester Johannes Graner von Nyffen, Verweser des Gotteshauses Buus und der Kapelle zu Normendingen (Ormalingen), der bisher für seinen Dienst von seinem Herrn von Beuggen jährlich 16 Vzl. Korn und 8 Vzl. Haber ohne andere Akzidenzen empfangen, habe den Landvogt von Farnsburg, Petermann von Offenburg, gebeten, sich beim Komtur und Treßler von Beuggen für eine Zugabe von 2 Saum Wein zu verwenden, da die Arbeit groß und der Lohn klein sei. Da ihm nun dies die Herren bewilligt hätten, verspreche er ihnen, sie nie mehr mit einer weitern Forderung zu beschweren, Haus, Hof und Hofreite (Hofraum) in Ehren zu behalten und ihnen im Falle seines Absterbens Hab und Gut zur Verfügung zu stellen. Sollte er einen andern Dienst annehmen, so verpflichte er sich, den gegenwärtigen seinen Herren ein halbes Jahr zuvor zu künden.

Da der Fruchtzehnten in den Jahren 1750—1760 jährlich 131 Vzl., Korn und Haber, abwarf und Beuggen die Hälfte, d. h. $65^1/_2$ Vzl. bezog, so verblieb ihm $41^1/_2$ Vzl., von denen noch die beträchtlichen Einzugs- und Verwaltungskosten abgingen, die ja für die Fremden beträchtlich größer als den Landesherrn waren [34].

Die Baulast [35].

Dazu kam noch die Baulast [35] für Kirche und Pfarrhaus, welche die Zehntherren miteinander zu tragen hatten. So hatte Beuggen in Gelterkinden zu unterhalten das Kirchenchor, das Pfarrhaus mit Scheune, Stallung und Waschhaus, eine Weintrotte, einen großen Kraut- und Baum-

garten nebst einem Sodbrunnen, in Buus, wo es nur den halben Zehnten besaß, das Kirchenchor, das Pfarrhaus, die Scheune, das Waschhaus und einen großen Kraut- und Baumgarten und in Winterſingen, wo der Ortspfarrer den ganzen Hauptzehnten bezog, nur das Kirchenchor. Ähnlich verpflichtet waren das Stift Rheinfelden in Kilchberg, Olsberg in Diegten, die Familie Andlau in Sissach, die Familie Truchseß in Arisdorf und Basel in allen elsässischen und badischen Orten, wo es den Kirchensatz ausübte [35].

Der Wucherstier.

Gewöhnlich lastete auf dem Heuzehnten die Verpflichtung, den Stier [36] und Eber zu unterhalten. Ursprünglich dürfte sie die Grundherrschaft, der Fronhof und das damit verbundene Kirchenrektorat, wie andere Ehafte, Mühle und Kelter übernommen und gegen Entgelt bestimmten Beamtungen überbunden haben. Hiefür scheint folgendes zu sprechen.

Im Jahr 1756 stritten sich wegen des Zehntens der Pfarrer Vulpius von Hauingen bei Lörrach mit der Direktion der Schaffneien, namens des Albanstifts in Basel. Der Pfarrer behauptete, dieses sei nach dem Akkordbrief von 1476 verpflichtet, für Stier und Eber zu sorgen, ohne auf den Heuzehnten einen Anspruch zu haben. Basel erwiderte, daß der Wucherstier mit dem Heuzehnten so wenig etwas zu tun habe, als der Obst-, Zwiebel- und Krautzehnten mit dem Eber. Es sei Sitte gewesen, daß der Hauptdezimator dem Halter des Stieres einen Teil des Heuzehntens überlassen habe.

Im Bettinger Bann besaß der Stierhalter von dem Dezimator, dem Pfarrer von Grenzach, einen besonderen kleinen Heuzehntenbezirk (1787).

In Bubendorf hatte noch im Jahre 1761 der Meier drei Äcker und die sogenannte Munimatt, wogegen er Stier

und Eber zu unterhalten hatte. Als darüber ein neuer Weg angelegt werden sollte, gab er dieselben auf, und es übernahm sie auf neun Jahre Jakob Martin gegen dieselbe Verpflichtung.

Am 24. August 1742 zahlte die Spitalverwaltung, welcher der Zehnten zukam, der Gemeinde Oberdorf 500 ß für eine Munimatt. Verunglückte ein Stier, so teilten sich beide Beteiligte in die Kosten.

An vielen Orten, wo keine Munimatten bestanden, wurden solche eingerichtet.

Im Jahre 1769 erhielt die Waldkommission den Auftrag, der Gemeinde Maisprach 1—1¼ Jucharten für eine Munimatt anzuweisen.

Am 4. Februar 1778 stellte die Gemeinde Seltisberg das Gesuch, es möchte ihr gestattet werden, den neu angenommenen Bürgern außer der gewöhnlichen Gebühr noch 25 ß aufzulegen, damit sie die Unterhaltung des Wucherstiers erleichtern könnten. Sie wurde angewiesen, sich in dieser Angelegenheit so gut als möglich zu behelfen.

Andere Gemeinden, wie Binningen und Bottmingen, führten einen regelmäßigen Turnus, eine Kehre, ein, zu der alle, die Haus und Vieh besaßen, gegen die Nutznießung einer gewissen Matte verpflichtet waren [36].

Zusammenstellung der basellandschaftlichen Zehnten.

A. Liestal [37].

(Siehe Tabelle S. 185.)

Am 3. Februar 1439 verpfändete der Bischof Friedrich von Basel der Stadt Basel das Dorf Füllinsdorf mit dem Zehnten, die Quartzehnten zu Munzach (verschwundenes Dorf bei Liestal) und Frenkendorf und beträchtliche Zinsen, die später einen wesentlichen Teil der Kornhausverwaltung in Liestal bildeten.

Ort	Zehntenbesitzer	Zehnten-früchte	1740-50	1770-80	1789-98
			Stück	Stück	Stück
Liestal mit Munzach und Furlen	3/4 Dompropstei, 1/4 Kornhaus Liestal	Getr., Wein, Heu	1756	1841	1590
Lausen . .	3/4 Dompropstei, 1/4 Kornhaus Liestal	Getr., Wein, Heu	760	730	800
Frenkendorf	1/2 Dompropstei, 1/2 Kornhaus Liestal	Getr., Wein, Heu	796	750	681
Füllinsdorf	1/2 Deputatenamt, 1/2 Kornhaus Liestal	Getr., Wein, Heu	606	516	558
Seltisberg .	3/4 Mariastein, 1/4 Bischof von Basel	Getr., Wein, Heu	—	—	460
Giebenach .	(Teil des Baselaugster Zehntens)		3918*	3837*	4089

Der Lausener Zehnten und der Liestaler Stadtzehnten wurden auch großer Zehnten, der Munzacher Fruchtzehnten aber kleiner Zehnten genannt. Der Liestaler Zehntwein wurde in der Zehntrotte des Dompropstes an der hinteren Gasse in Liestal getrottet. Den Liestaler und Lausener Heuzehnten bezog das Liestaler Stubengut (Rathaus) und verabfolgte jährlich der Dompropstei 9 ß und dem Kornmeister 3 ß Heugeld.

Ursprünglich hatte der Pfarrer von Munzach-Frenkendorf, der bis 1763 in Liestal wohnte, in Munzach, Frenkendorf und Füllinsdorf einen Viertelszehnten bezogen. Als er aber bei seinem Umzug nach Frenkendorf eine fixe Besoldung erhielt, übergab man seinen Viertel der Kornhausverwaltung, die schon die bischöfliche Quart besaß. Das Deputatenamt, das wegen der Armenhäuser in Liestal in den Zehntengenuß von Füllinsdorf eingetreten war, hatte in Frenkendorf noch den Cleviszehnten, der wahrscheinlich 1640 mit den Munzachischen Lehensgefällen an die Stadt Basel gekommen war.

* Es fehlen die Angaben für Seltisberg von 1740—1780.

Der Quartzehnten von Seltisberg gehörte wohl Jahrhunderte lang der Familie der Münch von Löwenberg, die ihn schon 1470 besaß. Als der letzte Domherr von Löwenberg 1759 gestorben war, fiel das Lehen an den Bischof zurück. Der 3 Viertelzehnten, früher ein Bestandteil der Landgrafschaft Sisgau, war vom Kloster Beinwil auf Mariastein übertragen worden.

Im Jahre 1280 stritt der Leutpriester von Augst mit dem Kloster Olsberg wegen der Novalzehnten im Hofe Giebenach, worauf im Jahre 1287 das Kloster diesen Zehnten der Pfarrei gegen einen Sackzehnten überließ. Im 18. Jahrhundert bezog den ganzen Baselaugster und Giebenacher Zehnten die Dompropstei in Basel, die das Patronatsrecht über die Augster Kirche hatte. Das Kloster besaß jedoch hier einen Hanfzehnten, der ihm jährlich 3 Gulden eintrug [37].

B. Amt Farnsburg [38].

(Siehe Tabelle S. 187/188.)

Die Edeln von Truchseß, ein mit den Falkensteinern verschwägertes Rheinfelder Geschlecht, das zeitweise auch Herrschaftsrechte in Arisdorf ausübte, besaßen hier den halben Zehnten von den Landgrafen des Sisgaus, vermutlich schon von den Grafen von Thierstein. Im Jahre 1545 verlieh ihn noch der letzte der Falkensteiner, Freiherr Joh. Christoph, Herr von Ebringen, dem Hermann Truchseß.

Am 23. Juni 1400 trat Jakob von Kienberg, Kirchherr von Dossenbach, alle seine Ansprüche an den Zehnten von Oberolsberg, den er von den Herzögen von Österreich zu Lehen trug, an die Witwe Anna Muntschin von Basel ab. Darauf vererbte derselbe als Muntschinzehnten in der Familie, bis er schließlich an das Kloster Olsberg überging. Diesem wurde er im Jahre 1450 von Herzog Albrecht von Österreich bestätigt. Nach Kuder und Lutz fiel außerdem noch ein Zehnten in denjenigen von Arisdorf.

Ort	Zehntenbesitzer	Zehntenfrüchte	1740-50	1770-80	1780-90
			Stück	Stück	Stück
Baselaugst .	Dompropstei ganz	Frucht, Wein, Heu	863	665	639
Arisdorf . .	1/2 Dompropstei, 1/2 Herren v. Truchseß in Rheinfelden; im Kreuz Dompropstei ganz	„ „	1201	1009	1256
Baselolsberg	Kloster Olsberg	„	?	?	40
Hersberg u. Nußhof	Kloster Olsberg	„	460	449	400
Winterfingen . .	Ortspfarrer; Bruderzehnten an Beuggen	„	1336	1022	1186
Maisprach .	Deputatenamt	„	1246	1240	860
Buus . .	Beuggen Beuggen 1/2, Truchseß 1/4, Deput. 1/4 Truchseß 1/2, Kirche 1/2, Basel 1/2	Heu Wein, Winterfrucht Sommerfrucht	1310	1280	1280
Gelterkinden	Hauptzehnten: 3/4 Beuggen, 1/16 Fam. Dewiler, 3/16 Fam. Roggenbach	Frucht, Wein, Heu	1588	1399	1234
	Hückerzehnten: 1/2 Olsberg, 1/4 Fam. Wettstein, 1/4 Kirche Sissach	„			
	Hochwaldzehnten: Deputatenamt	„			
Rickenbach .	—	—	—	—	—
Tecknau . .	Beuggen	Frucht, Wein, Heu	196	180	165
		Übertrag	8200*	7244*	7060

* Es fehlen die Angaben für Baselolsberg von 1740—1780.

Ort	Zehntenbesitzer	Zehnten-früchte	1740-50	1770-80	1780-90
			Stück	Stück	Stück
		Übertrag	8200	7244	7060
Ormalingen	Beuggen	Korn, Wein, Heu	1314	1170	1090
Hemmiken	Beuggen 1/2, Schloß Farnsburg 1/2	„	663	467	524
Rothenfluh	Bischof von Basel 1/4, Dompr. 2/4, Pfarrer 1/4	„	1820	1886	1748
Oltingen, Wenslingen	Schloß Farnsburg	„	2480	2250	2345
Anwil	Deputatenamt, Schloß Gösgen 5 1/2 Stück	„	776	820	901
Kilchberg, Rünenberg, Zeglingen	Kollegiatstift zu Rheinfelden	„	2540	2501	2344
Sissach	Kornh. Liestal ca. 2/3, Heidezehnten 1/3	„	1070	1001	966
Itingen	Kornhaus Liestal 3/4, Schloß Waldenburg 1/4	„	580	560	524
Zunzgen	Kornhaus Liestal 3/4, Deputatenamt 1/4	„	1070	900	800
Böckten, Thürnen (Homburg), Diepflingen	Kornhaus Liestal 2/4, Deputatenamt 1/4, Schloß Homburg 1/4	„	1044	941	874
Tenniken	Kornhaus Liestal	„	800	636	521
Diegten	Kloster Olsberg 3/4, Kornhaus Liestal 1/4	„	1370	1238	1198
Eptingen	Kornhaus Liestal Wylerzehnten Deput.	„	685	860	746
			24412	22574	21641

Über den Hersberger Zehnten stritten sich 1276 und 1277 die Kirche von Magden und das Kloster Olsberg. Da aber hier oben vor dem Kloster niemand Ackerbau getrieben, überließ diesem schließlich der Pfarrer gegen eine jährliche lebenslängliche Entschädigung von 11 Vzl. Dinkel und 5 Vzl. Haber den ganzen Zehnten. Mit dem Hersberger wurde auch der Nußhofer Zehnten verliehen. Das Schloß Farnsburg hatte nur den Hochwald- und Rütinzehnten.

In Winterſingen gehörte der Kirchenſatz ſeit 1313 dem Deutſchordenshaus Beuggen. Dieſes überließ den ganzen Zehnten in Frucht, Wein und Heu dem Pfarrer, der aber der Kommende für den Bruderzehnten jährlich 3 Vzl. Korn und 5 *fl* 36 Kr. und dem Kloſter Olsberg 2 Vzl. Korn und 1 Vzl. Haber entrichten mußte. Von dem übrig bleibenden Zehnten bezog laut Abkommen mit Beuggen ſeit 1661 das Deputatenamt $^1/_{10}$, wofür es die Gebäude unterhielt.

Der Bruderzehnten ſtammte von Iglingen, einem Weiler im Winterſinger Bann, aber in der Kirchgemeinde Magden, wo ſich zeitweiſe Beginen, dann wieder Brüder niederließen. Die beiden Höfe beſaß das Kloſter Olsberg. Den Bruderzehnten erwarb Martin Nöglin, Pfarrer in Winterſingen, trat ihn aber 1521 an die Kommende Beuggen ab.

Trotzdem die Kommende Beuggen den Hof von Buus mit dem Kirchenſatz ſchon im 13. Jahrhundert erworben hatte, herrſchte doch in den dortigen Zehntverhältniſſen noch im 18. Jahrhundert die größte Mannigfaltigkeit. Der Fruchtzehnten zerfiel in den Winter- und Sommerzehnten, d. h. den von der Winter- und Sommerzelg fallenden Zehnten. Vom Winter- und Weinzehnten bezogen Beuggen die Hälfte, die Familie Truchſeß $^1/_4$ und das Deputatenamt für den Pfarrer $^1/_4$, vom Sommerzehnten die Kirche $^1/_3$, die Herren von Truchſeß $^1/_3$ und das Kornamt Lieſtal als Erbe des Lehens Biſchofſtein mit den Herren von Löwenburg zuſammen $^1/_3$, welcher der Stadt Baſel 1759 nach dem Ausſterben dieſes

Geſchlechts ganz zufiel. Der Heuzehnten, in Geld abgeführt, gehörte wahrſcheinlich der Kommende ganz.

Durch die Erwerbung des Hennebüelshofes, der Kirche und des Kirchenſatzes von Gelterkinden (1399) war die Kommende Beuggen auch Beſitzerin des Hauptzehntens geworden, und wirklich beſaß ſie im 18. Jahrhundert den Dreiviertelszehnten in Frucht, Wein und Heu. Von der biſchöflichen Quart beſaßen die Herren von Roggenbach $^1/_4$ und die Familie Dewiler in Baſel $^3/_4$. Außerdem beſtand noch ein alter, beſonderer Zehnten, der Hucker-, auch Hugger- oder Huggelzehnten aus dem Kienberg und Ei, der mit dem Hauptzehnten eingeſammelt, aber den Beſitzern als Sackzehnten abgeliefert wurde. So erhielten das Kloſter Olsberg 4 Vzl. Korn, 2 Vzl. Haber, die Erben des Schultheißen Wettſtein in Baſel 2 Vzl. Korn, 1 Vzl. Haber, der Pfarrer in Siſſach 1 Vzl. Korn und 9 Viertel Haber. Die übrig bleibende Zehntfrucht teilte man in 16 Teile, wovon Beuggen 12, die Weileriſchen Erben 3 und die Familie Roggenbach 1 bezogen.

Rickenbach hatte keinen beſondern Zehnten. Als der dortige etwa 250 Jucharten faſſende Weiher ausgefüllt wurde, blieb das gewonnene Gelände zehntenfrei. Das übrige Land gehörte in den Gelterkinder und Buuſer Zehnten. Den Hochwaldzehnten bezog das Schloß Farnsburg. Den Laienzehnten beſaß 1425 die Witwe des Petermann Sevogel von Baſel.

Die vom Schloſſe Farnsburg bezogene Hälfte des Hemmiker Zehntens, der auch Melin- oder Laienzehnten hieß, fiel nach dem Tode des Mannsſtammes der offenburgiſchen Familie, die ihn lange beſaß, an die Markgrafen von Baden-Hochberg zurück, welche ihn im Jahre 1640 an die Stadt Baſel verkauften.

Die biſchöfliche Quart in Rothenfluh hatten bis zu ihrem Ausſterben im Jahre 1759 die Herren von Löwenburg inne, worauf ſie wieder an den Biſchof zurückfiel.

Der Oltinger und Wenslinger Zehnten wurde 1529 von dem bischofbaslerischen Domkapitel den Gemeinden Oltingen und Wenslingen verkauft, dann aber von der Stadt Basel erworben und von da an gemeinsam in Oltingen ausgerufen. Ein kleiner, nur zwei Stück betragender Zehnten, der St.-Niklaus- (Kirchen-) Zehnten, wurde vom Deputatenamt verwaltet. Der Pfarrer bezog aus beiden Zehnten 30 Vzl. Korn, 10 Vzl. Haber, 2 Viertel Gerste, 2 Viertel Mus, 2 Viertel Bohnen, 150 Wellen Stroh. Im Jahre 1582 wurde zwischen Basel und Solothurn vereinbart, daß von den Balmismatten der Zehnten nach Stüßlingen und Gösgen zu liefern sei.

Von dem Anwiler Zehnten bezog der Oltinger Pfarrer 32 Vzl. Korn, 15 Vzl. Haber und 100 Wellen Stroh, der Pfarrer von Wittnau von einem kleinen Bezirk 2 Vzl.

Wie oben gezeigt wurde, besaß seit 1402 das Kollegiatstift St. Martin in Rheinfelden den Kirchensatz von Kilchberg.

Die Zehntenverhältnisse von Sissach waren so verwickelt, daß eine besondere Zehntenkarte mit 16 verschiedenen Farben aufgestellt war, welche sich im Pfarrhaus zu Sissach befand. Ursprünglich stand auch hier dem großen Zehnten eine bischöfliche Quart gegenüber, die öfters verpfändet, aber schließlich 1560 mit der Burg Bischofstein als offenburgisches Lehen an die Stadt Basel abgetreten und der Kornhausverwaltung in Liestal überwiesen wurde. — Vom größern Zehnten war schon im 13. Jahrhundert der Clewis- oder Heideggzehnten abgetrennt, der im Jahre 1276 vom Grafen Hartmann von Habsburg dem Freien Jakob von Kienberg mit Oltingen und Anwil verliehen wurde. Er war mit Ausnahme der Widum- und Hofgüter mit dem Kirchenzehnten „halbteilig" und deckte, wenn es nötig war, die Kirche von Sissach nach altem Herkommen „schattenhalb", d. h. er war mit der Baulast des nördlichen Kirchenteils behaftet. Im Jahre 1378 empfing ihn Petermann von Heidegg vom Grafen

Sigmund von Thierstein. Als im Jahre 1650 der Letzte dieses Geschlechts gestorben war, kam er in verschiedene Hände. Über 50 Jahre besaßen ihn die Herren von Madry, dann ein Herr von Magnac und schließlich die Barone von Andlau, von denen ihn 1812 die Zins- und Zehntenkommission loslöste. — Die übrigen Zehntenteile hatte der Pfarrer in Sissach inne, dem auch im Jahre 1751 $^3/_4$ des Novalzehntens, d. h. der neuen Einbrüche gelassen wurden. Doch im Jahre 1765 wurde beschlossen, alle seine Gefälle dem Kornhaus in Liestal zuzuweisen und dem Pfarrer dafür eine fixe Besoldung auszuzahlen. So erhielt er fortan außer den Akzidenzen (Haus, Garten, Holz usw.) jährlich 50 Vzl. Korn, 25 Vzl. Haber, 25 Saum Wein, 100 Wellen Stroh und 100 ℔ in Geld.

Der Zehnten zu Itkon (Bann Sissach) war zur Hälfte Clewis- und Kirchenzehnten zu Sissach und half ebenfalls „die Kirche schattenhalb decken".

In Itingen war 1345 die bischöfliche Quart froburgisch. Der Hauptzehnten gehörte zur Landgrafschaft Sisgau und ging 1467 an die Stadt Basel über, nachdem er 1432 dem Heinrich von Eptingen und 1454 dem Werner Truchseß von Rheinfelden verpfändet gewesen war.

Die bischöfliche Quart des Zunzger Zehntens gehörte 1438 zum Lehen Bischoffstein und ging im Jahre 1464 mit dem Dorfe Böckten in den Besitz der Stadt Basel über, die nun deren Verwaltung dem Kornhaus Liestal überwies. Zwei Viertelzehnten besaß im Jahre 1479 Werner Müller von Zunzgen, die er zur Stiftung einer Pfründe der Sissacher Kirche schenkte, nachdem er sie von Herrman Swob von Rheinfelden erkauft hatte. Dazu gab der Leutpriester Rudolf Knoblauch zu Winterfingen ein anderes Zehntlein. — Im Jahre 1758 meldet Bruckner, daß von diesen Zunzger Zehnten $^1/_4$ das Kornhaus Liestal, $^1/_4$ der Pfarrer in Sissach und $^2/_4$ der Pfarrer in Ormalingen bezogen habe. Es dürften also vorher diese $^2/_4$ der Schloßkaplanei Farnsburg gehört haben

und 1740 nach deren Aufhebung an die neue Pfarrei Ormalingen übergegangen sein. Das Schloßkaplaneihaus in Sissach wurde dem neuen Landschreiber übergeben. Nach der Fixierung der Pfarrbesoldungen erhielt das Kornhaus Liestal zwei und das Deputatenamt einen der frei werdenden Viertel.

Von den drei Dörfern Böckten, Thürnen, Diepflingen bezog das Kornamt Liestal seit 1560 die bischöfliche Quart; $^1/_4$ gehörte dem Schlosse Homburg und $^2/_4$ nützte bis 1778 der Pfarrer von Ormalingen als Rechtsnachfolger des Kaplans von Farnsburg. Darauf wurde dem Kornhaus ein weiteres $^1/_4$ und $^1/_4$ dem Deputatenamt überwiesen, wogegen die Pfarrbesoldung fixiert wurde. Von dem Gelterkinder Huckerzehnten erhielt der Sissacher Pfarrer 1 Vzl. Korn und 9 Viertel Haber, offenbar weil dieser Zehntenbezirk in den Böckter Bann hinüberreichte. Bemerkenswert ist hier der Fischenzzehnten, der auch in vier Teile zerfiel.

Auch in Tenniken war im Mittelalter von dem übrigen Zehnten die bischöfliche Quart abgetrennt, die im Jahre 1350 als bischöfliches Lehen mit den Quarten von Liestal, Sissach, Diegten, Böckten, Thürnen und Diepflingen Mathis von Eptingen Kirchherr von Sissach inne hatte. 1411 besaß die Nutznießung bis zu ihrem Tode Hans Tschepel mit seiner Frau, worauf diese Quart der Stadt Basel anheimfiel. Im 18. Jahrhundert gehörte der ganze Zehnten bis 1782 dem Pfarrer; dann übernahm ihn die Kornhausverwaltung in Liestal gegen eine fixe Besoldung von 40 Vzl. Korn, 20 Vzl. Haber und 100 Wellen Stroh. Dagegen verblieben der Pfarrei noch der Weinzehnten (jährlich 8—10 Saum) und das Heugeld (ca. 12 ℔).

Den Dreiquartzehnten in Diegten erwarb im Jahre 1314 das Kloster Olsberg mit dem Kirchensatz, die bischöfliche Quart 1640 die Stadt Basel mit dem offenburgischen Lehen. Diese bezog auch den Rütin- oder Laienzehnten mit dem Zehnten des Schloßbezirks Eschenz im Kornhaus Diegten. Den Pfarrer besoldete das Kloster jährlich mit 33 Vzl.

4 Viertel Korn, 16 Vzl. 8 Viertel Haber, 2 Viertel Gerste, 2 Viertel Erbsen, 200 Wellen Stroh und unterhielt Pfarrhaus und Kirchenchor, während die übrigen Baulasten das Deputatenamt trug.

In Eptingen wurde bis zum Jahre 1779 ein Vorzehnten von den Gwidum- und andern Gütern nebst der Hälfte des übrigen Zehntens dem Pfarrer und die andere Hälfte dem Kornhaus Liestal verabfolgt. Darauf erhielt der Pfarrer eine fixierte Besoldung von 30 Vzl. Korn, 15 Vzl. Haber und 200 Wellen Stroh; den Zehnten aber bezog das Kornhaus Liestal ganz. Nur der sogenannte Wylerzehnten, vielleicht der frühere eptingische Achtelszehnten, gehörte dem Deputatenamt, das dafür die Kirche und das Pfarrhaus zu unterhalten hatte [38].

C. Amt Homburg [39].

Ort	Zehntenbesitzer	Zehntenfrüchte	1740-50	1770-80	1780-90
			Stück	Stück	Stück
Läufelfingen . .	Deputatenamt	Korn u. Heu	1260	1020	925
Rümlingen . Buckten . . . . Känerkinden . Wittinsburg Häfelfingen .	3/4 Deputatenamt, 1/4 Schloß Homburg	Korn u. Heu	2396	2144	1641
			3656	3164	2566

Eine Quart des Läufelfinger Zehntens besaß mit denjenigen der fünf Dörfer des Homburgeramtes 1446 Hans Bernhard Sevogel als Lehen von Österreich. Später gehörte der ganze Zehnten dem Schlosse Homburg, wurde aber dem Pfarrer überlassen, der einen Zehntel an den Schulmeister von Buckten abzutreten hatte. Im Jahre 1780 erhielten beide fixierte Besoldungen, und der Zehnten wurde vom Deputatenamt bezogen.

Im Jahre 1470 erwarb die Läufelfinger Kirche auch drei Quart des Wisner Zehntens, der von den Freiherren von Falkenſtein an Heinrich Ottemann von Rheinfelden veräußert worden war. Im Jahre 1474 kaufte der Pfarrer Brötlein dazu von der Stadt Solothurn noch die vierte Quart, wovon der Schulmeiſter von Buckten einen Zehntel empfing. Auch von der Loſtorfer Alp Burg mußten der Pfarrei jährlich 4 Vzl. Korn und 2 Vzl. Haber entrichtet werden. Ferner wurden dem Kollegiatſtift Rheinfelden wegen eines ſtreitigen Zehntbezirks jährlich 4 Vzl. Korn bezahlt.

Endlich gehörte zu dieſer Pfarrei der ganze Hauenſteiner Zehnten und der ſogenannte Riederer oder Papurzehnten von dem Bezirke Babur bei Buckten, wo einſt eine Kapelle, ahd. betabur („Bethaus"), geſtanden haben muß.

Mit dem biſchöflichen Quartzehnten von Rümlingen, Buckten, Känerkinden, Wittinsburg und Häfelfingen (5 Dörferzehnten) war im 14. Jahrhundert derjenige Zweig des eptingiſchen Hauſes belehnt, der ſich von Wildenſtein nannte. Von dieſem kam er an Heinrich Makart, an den Basler Bürger Joſt Hüglin von Sulz und ſchließlich an das Schloß Homburg. Da auch der Dreiviertelzehnten wieder in Quarte zerfiel, nannte man ihn gewöhnlich Laienzehnten. Im Jahre 1505 beſaßen ihn Jakob von Herrenſtein, Erbe der Sevogel, Herrmann von Offenburg und der Leutprieſter Heinrich Schärer. Den Hertenſteiniſchen Anteil kaufte im Jahre 1507 mit Einwilligung des Lehensherrn, Königs Maximilian, die Stadt Baſel. An dieſe fielen 1560 auch die offenburgiſchen Gefälle. Von da an bezog das Deputatenamt $^2/_4$ und ſeit der Fixierung der Pfarrbeſoldung $^3/_4$ [39].

D. Das Amt Waldenburg[40].

(Siehe Tabelle S. 197.)

Die Zehntenverhältniſſe des Waldenburger Amtes erklären ſich großenteils aus der Geſchichte des Kloſters Schönthal. Dieſes war von den Grafen von Froburg-Waldenburg

gegründet und mit dem Hauptzehnten der Kirche von Onolswil und der Filialkirchen zu Langenbruck, Hölstein, Bennwil, Titterten, Arboldswil und Arxhof ausgestattet worden, welche nach der Reformation in den Besitz des großen Spitals in Basel übergingen. Die bischöfliche Quart war mit dem Amt erworben worden, weshalb er vom Schlosse bezogen wurde. Bärenwil gehörte ursprünglich zur Kirche Hägendorf, und in Lupfingen besaß wie in Seltisberg das Kloster Beinwil-Mariastein bedeutende Rechte.

Den Quartzehnten von Langenbruck hatte die Stadt Basel im Jahre 1535 gegen den gilgenbergischen Quartzehnten von Lauwil an Solothurn abgetreten. — Die Lampenbergische Quart war durch Erbschaft von den Offenburgern an die Familie Brandmüller übergegangen. Aus Titterten und Arboldswil empfing das Schloß Waldenburg je 6 Vzl. Korn, die auf der Zehntentabelle von 1803 als Viertelszehnten bezeichnet werden. Kuder [37] und Lutz nannten sie Eisenzehnten. Vermutlich waren sie ursprünglich, wie die 5-Dörfer-Viertel, eptingisch-wildensteinische, der Herrschaft Gutenfels-Itkon zuständige Zehnten und gehörten eine Zeitlang den Inhabern des Bischofsteins, in dessen Bann die Isenhalde und das Isental lagen. In Arboldswil hatten sie 1756 (Bruckner) die Stohler auf Bütschen (Reigoldswil) als solothurnisch-gilgenbergisches Lehen inne. Hier gehörte auch dem Bubendorfer Pfarrer ein kleines Zehntlein.

Der Arxhöfer und Kellenberger Zehntenanteil des Schlosses Waldenburg betrug durchschnittlich 1 Vzl. 5 Viertel 4 Becher Korn, 7 Viertel 8 Becher Haber und 25 Strohwellen.

Vom Reigoldswiler Zehnten gehörte bis 1765, der Neuorganisation der Kirchgemeinde, dem Schloß Ramstein $^1/_4$ des Zehntens (bischöfliche Quart), dem Schloß Waldenburg $^3/_8$, das übrige mit dem Heu- und dem kleinen Zehnten dem Pfarrer zu Bretzwil. Von da an bezog das Schloß alles; die Pfarrbesoldung aber war fixiert.

Ort	Zehntenbesitzer	Zehntenfrüchte	1740-50	1770-80	1780-90
			Stück	Stück	Stück
Langenbruck .	3/4 Spital, 1/4 Schloß Falkenstein; Spit. allein	Frucht Heu	550	402	372
Bärenwil . .	1/2 Schloß Waldenbg., 1/2 Schloß Falkenstein	Frucht u. Heu	70	70	70
Waldenburg	1/4 Schloß Waldenbg., 3/4 Spital	„ „	170	75	59
Oberdorf . .	1/4 Wldbg., 3/4 Spital	„ „	1022	833	730
Niederdorf .	1/4 „ 3/4 „	„ „	628	436	369
Liedertswil .	1/4 „ 3/4 „	„ „	140	136	91
Bennwil . .	1/4 „ 3/4 „	„ „	898	730	626
Hölstein . . .	1/4 „ 3/4 „	„ „	863	524	520
Lampenberg .	1/4 Fam. Brandmüller in Basel, 3/4 Spital	„ „	790	689	401
Titterten . .	ca. 1/4 Waldenburg, 3/4 Spital	„ „	523	575	436
Arboldswil .	ca. 1/4 Waldenburg, 3/4 Spital	„ „	329	283	273
Arxhof	ca. 1/4 Waldenburg, 3/4 Spital	„ „	—	—	—
Reigoldswil	ganz Schloß Wldbg.	„ „	400	341	251
Lauwil	2/3 Waldenburg, 1/3 Deputatenamt	„ „	*	*	ca.100
Bretzwil . . .	ganz Waldenburg	„ „	430	345	348
Ziefen	1/4 Kornh. Liest., 3/4 Pfarre Pfarrer	Frucht Heu u. Wein	900	850	807
Lupsingen . .	3/4 Mariastein, 1/4 Freiherr v. Reichenstein Mariastein	Frucht und Wein Heu ganz	500	473	464
Bubendorf .	Dompropstei, Pfarrer	Frucht Heu u. Wein	1007	820	807
Unter-Ramlinsburg . .	3/4 Dompropstei, 1/4 Kornhaus Liestal	„	177	178	150
Ober-Ramlinsburg . .	1/2 (3/4 Spital, 1/4 Waldenburg), 1/2 in den Lausner Zehnten	„	—	—	—
			9397*	7760*	6874*

* Es fehlen die Angaben für Ober-Ramlinsburg, Arxhof und Lauwil von 1740—1780.

In Lauwil gingen jährlich nur 8 Zehntengarben ein, von denen die halbe bischöfliche Quart das Schloß Ramstein besaß; die übrigen teilten der Pfarrer von Bretzwil und das Deputatenamt, das die kirchlichen Bauten zu besorgen hatte.

Der Bretzwiler Zehnten war im 13. Jahrhundert mit dem Patronatsrechte ein Bestandteil des Bubendörfer Sallandes (sal-lant, das zum „sal", Herrenhof, gehört) und ging als solches in den Besitz der Stadt Basel über. Eine halbe Quart besaß jedoch das Schloß Ramstein. Im Jahre 1765 wurde die Pfarrbesoldung fixiert, wozu nun besonders der Heu- und kleine Zehnten gehörte.

Den Ziefener Zehnten kaufte die Stadt Basel 1467 mit dem Dorfe Böckten von dem Ritter Werner Truchseß von Rheinfelden. Doch seit der Organisation der Kirchgemeinde Bubendorf-Ziefen, 1535, bezog den Hauptzehnten der Pfarrer zu Bubendorf, wovon er den Zehnten dem Schulmeister abgab, und eine Quart das Kornhaus Liestal.

Der Fruchtzehnten zu Bubendorf gehörte der Dompropstei. Den Wein- und Heuzehnten bezog der Pfarrer.

Die Zehntenverhältnisse von Ramlinsburg illustrieren die Entwicklungsgeschichte der kleinen Ortschaft ein wenig. Der untere Hof partizipierte am Zehnten des Dinghofs Bubendorf. In Ober-Ramlinsburg zehnteten die Zelgen Bubenried und die Hälfte von Buchhalden nach Hölstein, der übrige Teil des Dorfbanns nach Liestal-Lausen [40].

E. Das Amt Münchenstein und Großbasel[41].

(Siehe Tabelle S. 199.)

Mit der Herrschaft Münchenstein-Muttenz gingen im Jahre 1470 auch der Kirchensatz und der Hauptzehnten von Muttenz an die Stadt Basel über; dem Bischof verblieb seine Quart bis zur Aufhebung der Zehntenlast. In Münchenstein war schon vor 1470 der gesamte Zehnten an das Domkapitel zurückgegeben worden.

Ort	Zehntenbesitzer	Zehnten-früchte	1740-50	1770-80	1780-90
			Stück	Stück	Stück
Münchenstein	Dompropstei ganz	Frucht, Wein, Heu	1093	962	1009
Muttenz . . .	3/4 Schloß Münchenstein mit Gwidum, 1/4 Bischof von Basel	"	2600	2670	2460
Pratteln . .	1/2 Schloß Münchenstein, 1/2 Dompropstei	"	2140	2180	1910
Biel	1/2 Schloß Münchenstein, 1/2 Dompropstei	"	1325	1230	1254
Benken . . .	Schloß Münchenstein	"			
Binningen und Bottmingen	Dompropstei	"	6397	6397	6985*
Großbasel und Holee	Dompropstei	"			
			13555	13439	13618

Der große Pratteler Zehnten, später Herren- oder Laienzehnten genannt, war wohl früher Bestandteil des St. Albanhofes und Erblehen von Murbach. Die Eptinger besaßen ihn zur Hälfte und verkauften ihn mit dem Dorf. Die andere Hälfte gehörte der Dompropstei, wahrscheinlich mit der bischöflichen Quart.

Binningen und Bottmingen besaßen mit Großbasel nicht nur den gemeinsamen Weidgang, sondern bildeten mit ihm ein einheitliches Zehntengebiet. Diese uralten Rechtsgebräuche wurden 1543 durch der Stadt Basel „Marchung" neu bestätigt. Auch standen die beiden Gemeinden bis 1798 unter dem Gescheid der mehreren Stadt, gehörten aber dem Gerichte des Amtes Münchenstein an.

Der Zehnten von Biel-Benken wurde 1526 mit dem Dinghof verkauft [41].

* In 6985 sind 2400 Vzl. für Binningen und Bottmingen enthalten.

F. Das rechtsrheinische Kantonsgebiet[42].

Ort	Zehntenbesitzer	Zehntenfrüchte	1740-50	1770-80	1780-90
			Stück	Stück	Stück
Riehen . . .	Stadtschreiberei in Minderbasel	Frucht, Wein, Heu	2850	2770	2834
Bettingen . .	Pfarrer zu Grenzach	" "	—	—	300
Kleinhüningen	Stadtschreiberei in Minderbasel	" "	260	292	267
Kleinbasel .	3/4 Dompropstei, 1/4 Bärenfels	" "	für Geld verliehen		
			3110	3062	3401

Der Kirchensatz von Riehen wurde samt dem Zehnten 1540 von dem Kloster Wettingen erworben. Seitdem bezog ihn die Stadtschreiberei der mindern Stadt, die im Klingentaler Pfarrhaus eingerichtet war. Davon erhielt noch 1798 der Pfarrer 15 Vzl. Korn und 15 Saum Wein und der Schulmeister 10 Vzl. Korn und 4 Saum Wein.

Die Bettinger Zehntverhältnisse erklären sich durch die frühere Zugehörigkeit des Dörfchens, sowie der Chrischonakirche zur Grenzacher Kirchgemeinde; auch geboten die Herren von Bärenfels in Grenzach ursprünglich auch über Bettingen.

Der Kleinhüninger Zehnten wurde 1385 und 1640 mit dem Dorfe erkauft[42].

Zusammenstellung der Zehntenerträge[43].

Amt	1740—50	1770—80	1780—90
Liestal	3918	3837	4089
Farnsburg	24412	22574	21641
Homburg	3656	3164	2566
Waldenburg	9397	7760	6874
Münchenstein	13555	13439	13618
Riehen und Kleinhüningen . . .	3110	3062	3401
	58048	53836	52189

Die Zusammenstellung der Zehntenbeträge in den genannten drei Jahrzehnten zeigt somit von der ersten auf die zweite Periode überall eine Abnahme, von der zweiten auf die dritte Periode in den drei unteren Ämtern eine kleine Zunahme, trotzdem auch hier Muttenz und Pratteln ein negatives Resultat aufweisen.

Diese Abnahme war durchaus keine zufällige, sondern hing mit der geistigen Strömung und den ökonomischen Verbesserungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufs innigste zusammen.

In Frankreich hatte der starre Merkantilismus mit seinem verknöcherten Bureaukratismus, seinem einengenden Zollsystem und der Bedrückung des Landvolks schon im 17. Jahrhundert scharfe Gegner gefunden. Im Jahre 1698 sagte der bekannte Festungsbauer Vauban: „Fast der zehnte Teil des Volkes bettelt. Von den anderen $^9/_{10}$ können $^5/_{10}$ den Bettlern kein Almosen geben; denn sie bedürfen desselben eigentlich selbst; $^3/_{10}$ sind auch noch überaus schlecht daran, und vielleicht nur 10 000 Familien können nach ihren Wünschen leben."

Doch eigentliche Erfolge hat erst die physiokratische Schule (Naturherrschaft), als deren Begründer allgemein der Leibarzt Ludwigs XV., François Quesnay, gilt. Er stellte 1758 im Tableau économique den Satz auf: „Die Erde ist allein die Quelle der Güter." Sie allein ist produktiv, nicht das Gold oder Silber, da nur sie Überschüsse in den Nahrungsmitteln und Rohstoffen hervorbringt. Den beiden produktiven Klassen, den Landleuten und Bodeneigentümern, stehen die sterilen oder Besoldeten gegenüber. Auch Handwerker und Kaufleute können die Stoffe nicht vermehren. Die einzige berechtigte Steuer ist daher die Grundsteuer.

Trotz der Einseitigkeit des Systems war der Einfluß Quesnays und seiner Freunde Dupont, des älteren Mirabeau u. a. auf die ganze gebildete Welt ein gewaltiger. Sie gewannen auch bald Anhänger im Ausland, in Deutschland,

Italien und der Schweiz. Im brieflichen Verkehr mit ihnen stand auch der bernische Obergerichtssekretär Joh. Rudolf Tschiffeli, durch dessen Initiative 1759 die bernische ökonomische Gesellschaft entstand. Diese zählte bald nicht nur die bedeutendsten Berner zu ihren Mitgliedern (Nikl. Em. Tscharner, Albrecht Haller, Samuel Engel), sondern auch noch andere Schweizer, wie Albrecht Stapfer, Kaspar Hirzel, Heinrich Pestalozzi und die Basler Isaak Iselin, den Mathematiker Bernoulli und den Landvogt Hieronymus Christ. Über ihre erfolgreiche Tätigkeit spricht das Protokoll der Basler Landkommission. Bemerkenswert sind folgende Einträge:

GrP. 18. IX. 1758. Es wird die löbl. Landkommission beauftragt, zu untersuchen, was in Ansehung der Güterkäufe, der Posamenter auf dem Lande und derer, die keine Züge haben, vorzunehmen sei, und wie dem Fruchtbau am besten aufgeholfen werden könne.

GRp. Am 2. Februar 1760 legte die Landkommission ein Bedenken wegen Einrichtung der Fronungen und am 21. Januar 1761 ein solches wegen Verbesserungen der Weiden und Waldmatten vor. Am 7. September 1761 folgte ein Bedenken wegen Verbesserung des Landwesens, worauf am 21. September 1761 der Große Rat den Beschluß faßte, es seien die „Haushaltung" und die Landkommission autorisiert, aus ihrer Mitte und aus einigen landverständigen Männern eine Kommission zu ernennen, welche die Aufgabe erhalte, diese Frage zu prüfen, in den Dörfern Augenscheine vorzunehmen, selbst Proben zu machen und ein Gutachten abzugeben, damit Haushaltung und Landkommission daraus für die Räte ein Bedenken ausarbeiten könnten.

So wurde am 10. November 1761 dieser Ausschuß, „die landwirtschaftliche Kommission", geschaffen, der folgende Männer angehörten: Oberstzunftmeister De Bary, Dreierherr Ortmann, der Dr. Ratschreiber (J. Iselin), Rechenrat Wild, Stadtschreiber Forcart, Appellationsherr Schweighauser und Samuel Merian. Der Dr. Ratschreiber wurde ersucht, ein

Memorandum an die Gn. Herren aufzusetzen, worin die schweizerische Gesellschaft der Wissenschaften in Basel zur Mithilfe eingeladen werden solle.

Am 25. November 1761 erhielten die Landvögte von Farnsburg und Waldenburg die Mitteilung, daß die Herren Landvogt Hieronymus Christ und Lizentiat Andreas Fäsch den Auftrag erhalten hätten, in den Dorfbännen von Zunzgen, Diegten, Eptingen, Langenbruck, Hölstein, Bretzwil Informationen einzuziehen, was durch Einschläge zum Besten des Landmanns getan werden könne. Im folgenden Jahr erschien das weitläufige Gutachten über den Zustand des Landes in diesen und anderen Bännen, und den Großen Rat beschäftigte darauf nicht nur diese Frage betreffend die Einschläge, sondern auch das Fronwesen, der Weidgang und die Viehzucht, der Frucht- und Futterhandel und die Gewerbe auf dem Lande. — Im Jahre 1756 war eine Gesellschaft für Wissenschaft und Künste entstanden; dagegen kam es erst im Jahre 1795 zu einer baslerischen ökonomischen Gesellschaft.

Die Einschläge.

Einschläge, d. h. dem Fruchtbau entzogene und vor dem Vieh durch Zäune geschützte Landstücke, hatte es zu allen Zeiten gegeben; aber sie waren selten und für den gesamten landwirtschaftlichen Betrieb von keiner allzugroßen Bedeutung gewesen. Zwei Beispiele aus den Rechtsquellen mögen dies erhellen.

RQ. II pg. 203. — 1668. 2. II. Ohne Mr. Gn. Herren besondere Erlaubnis sollen in Zukunft keine Einschläge mehr bewilligt werden. Matteneinschläge zahlen den Heuzehnten, Rebeneinschläge den Weinzehnten. Vor dem Gesuche soll man sich mit den Zehntherren ins Einvernehmen setzen.

RQ. II pg. 277. — 1750. 22. IV. Da es an manchen Orten sehr leicht ist, durch Wein oder Geld sich einen Einschlag zu verschaffen, so sei daran erinnert, daß die Spätweide der Gemeinde offen bleiben muß.

Durfte auf seinem Lande jedermann frei schalten und walten, so fiel die altehrwürdige Flurordnung und mit ihr eine Hauptstütze des damaligen Staatswesens. Dies wünschten auch die begeistertsten Anhänger des physiokratischen Systems nicht. So entstand die Einschlagsordnung vom 18. Januar 1764 folgenden Inhalts:

Weil die Landwirtschaft durch viel schlechtes, ödeliegendes Ackerland und zu wenig Mattland in ziemlichen Zerfall geraten ist, erlassen die Gnädigen Herren aus landesväterlicher Fürsorge folgende Ordnung:

1. Da das gute Ackerland noch ferner zum Fruchtbau verwendet werden soll, dürfen nur für geringes, ödes und entlegenes Land Einschläge verlangt werden.

2. Wer schlechtes, „mittlergattiges" Ackerland zu Matten einschlagen will, hat sein Gesuch, begleitet von einem Kanzleibefehl der regierenden Herren Häupter, an seinen Oberbeamten zu richten, welcher die Gemeinde anhören, den Augenschein einnehmen und das betreffende Grundstück genau beschreiben wird, aber nur mit Einwilligung des Zehntherren die Einschlagsgenehmigung erteilen darf.

3. Es steht dem Zehntherrn frei, von den neuen Einschlägen den Zehnten in natura, d. h. das zehnte Heuschöchlein, oder in Geld zu beziehen. Dieses beträgt von einer Juchart schlechten Landes jährlich 4 Batzen, von einer Juchart mittleren Landes 6 Batzen und von einer Juchart guten Landes, wie es nur bei günstiger Lage möglich ist, 12 Batzen. Abänderungen dieser Vereinbarungen können später nur mit gegenseitiger Einwilligung vorgenommen werden. Doch soll dieses Einschlagsgeld, auch wenn das Gelände wieder mit Frucht bepflanzt wird, weiter bezahlt werden.

4. Diese Einschläge sind mit Gräben und Grünhägen, auch mit Bäumen einzufassen und zu schirmen, gegen den Hochwald auszusteinen und bei der Einfahrt mit Gattern zu versehen.

5. Der Nachbar hat von seinem Acker vorn ein Anthaupt

(Kopfende zum Wenden des Pfluges) von 20 Schuh und hinten eine Radbreite von 5 Schuh außerhalb des Grabens liegen zu laſſen, bleibt aber Eigentümer des Geländes.

6. Wer einen Einſchlag nur zur Weide benützt, verliert ihn wieder.

7. Die neuen Einſchläge ſollen der gemeinen Spätweide offen gelaſſen werden. Nur in den erſten drei Jahren bleiben ſie davon befreit.

8. Die Oberbeamten führen über dieſe Einſchläge ein genaues Buch.

Dieſe Einſchlagsordnung erregte wegen des 3. Artikels unter dem Landvolk große Enttäuſchung, da es in dem Einſchlagsgeld einen neuen Bodenzins erblickte. Die Regierung ſah ſich daher veranlaßt, am 12. Februar 1766 eine Ergänzung des Inhalts folgen zu laſſen, daß zwar bei Aufhebung des Einſchlags der Bezug von Einſchlagsgeld und Zehnten auch in Zukunft zu Recht beſtehe, daß erſteres aber erlaſſen werden könne. Es iſt auch anzunehmen, daß dies bei Staatszehnten meiſtens geſchehen ſei[43].

Doch die Einſchläge erfolgten in ſo großer Menge, daß die Getreideernte in 40 Jahren um 5859 Vzl. zurückgegangen war, was in den 90er Jahren wegen des Ausbleibens der Elſäſſer Gefälle ſchmerzlich empfunden wurde. Immerhin wurde das Getreide vielfach durch Hackfrüchte und Kartoffeln erſetzt, die man auf 1300 Jucharten pflanzte. Auch hatte man angefangen, die Brachfelder und die Sommerzelg nach der Ernte anzuſäen, alſo die geſtrenge Flurordnung zu unterbrechen.

Ratsherr Kuder ſchließt ſeine Arbeit über den Zehnten von 1790 mit folgenden „gleichgültigen Gedanken über das Landvolk“: „Die Zahltabellen von 1771 enthalten die Rubriken: Reiche, Mittlere, Arme; doch ſind die Einträge nicht immer richtig; denn die 39 Armen in Münchenſtein und die 93 in Muttenz exiſtierten nicht, da verſchiedene von dieſen Leuten ſpäter 3000—4000 ℔ hinterlaſſen haben. 4000 ℔ auf dem Lande

ſind aber mehr als 20000 in der Stadt. Der Landmann gibt ſeinen Kindern außer einem Bett, einem Kaſten, Kleidern und einigem Hausrat nichts in die Ehe. Die junge Familie vertraut auf ihre Kraft, ihre nervigen Arme, die Taglöhne und ein Stück Rütiland und ſchlägt ſich bis zum Tode der Eltern durch. Der haushälteriſche Bauer ißt ſein eigenes Brot, ſeine ſelbſtgepflanzten Gemüſe, kleidet ſich aus ſeinem eigenen Geſpinſt und vermeidet ſo viel als möglich alle Geldausgaben.

Unſere Landſchaft hat viele bergige Gegenden und da einen mühſamen Feldbau, dagegen eine gute Viehzucht, einen mäßigen Weinbau, beträchtliche Waldungen, einen ſehr ſtarken Durchpaß und das einträgliche Poſamenten, das jährlich 70000—80000 ℔ einbringt. Doch bei alledem trifft man viele kleiderloſe Arme, ſogar ſolche, die wöchentlich zwei Tage im Dorf und die übrigen Tage im Lande herumziehen, zur größten Plage der Bemittelten, die öfters in Kleinigkeiten beſtohlen werden.

Hieran mag zweierlei ſchuld ſein, der geringe Gemüſebau im oberen Baſelbiet, der in Kleinhüningen und in Neudorf eine Familie hinlänglich ernährt, und dann das Poſamenten, welches nicht nur Pracht und Wohlleben, ſondern auch Armut erzeugt. Es entkräftet die Leute, daß ſie ſpäter nicht mehr die Hitze ertragen und nicht mehr imſtande ſind, eine dicke Eiche zu fällen und in Scheiter zu ſpalten.

Die Armen laſſen ſich in drei Klaſſen einteilen: a) die armen, preſthaften und abgelebten Leute, b) die Müßiggänger und Verſchwender, c) die ungetreuen Poſamenter, die außer dem Seidenwinden zu keiner Arbeit tüchtig ſind und bei Geſchäftskriſen zum Bettelſtab greifen müſſen. Mitleid verdienen nur die Angehörigen der erſten Klaſſe, und für dieſe reichen die ſtaatlichen und kirchlichen Mittel hinlänglich aus. Gegen die übrigen ſollte man mit aller Härte vorgehen.

Doch iſt zuzugeben, daß im Waldenburger Amt wegen des geringen und beſchwerlichen Feldbaus, des gänzlichen

Fehlens des Rebbaues und der nur wenig Arbeiter erfordernden Matten und Weiden das Posamenten unumgänglich nötig ist, da sonst die Hälfte der Bevölkerung auswandern müßte. Allein Fabrikant und Posamenter müssen Hand in Hand arbeiten; sonst unterdrückt einer den anderen, bis endlich die Fabrikation zum Schaden aller aus dem Lande getrieben wird. Die Fabrikanten müssen die Arbeiter als Triebfedern ihres Glückes ansehen, sich um die Erziehung ihrer Kinder kümmern, sich der fähigen Köpfe annehmen, um mit den Engländern und Franzosen um die Wette schaffen zu können. Es wäre daher höchst wünschenswert, wenn sie jährlich eine kleine Summe zur Verbesserung der Schulen und für die Zeichnungskunst verwenden würden.

Die würdigen Geistlichen unserer Landschaft bezeugen, daß die reichen und bemittelten Landleute gutherzig und arbeitsam sind. Jene werden auch ihren Gemeinden zeigen, daß nur durch Fleiß und Arbeit Geld in die Häuser fließe, daß aber die Pracht, besonders in den Schuhen, den Wohlstand untergräbt; sie werden ihnen bei Krankenbesuchen das unmäßige Weintrinken und den Kaffee untersagen, der mit fetter Milch vermischt, die Galle reizt und in das Blut dringt, wodurch die bösartigen Fieber entstehen, welche den dauerhaftesten Körper entkräften."

Wir wollen diese schönen Worte eines aufrichtigen Menschenfreundes und wahren Jüngers des hochherzigen Isaak Iselin nicht bekritteln. Wir wundern uns nur, daß in einer Abhandlung über den Zehnten nicht auch die wirtschaftliche Bedeutung dieser Bodenlast untersucht und, wenn nicht deren Aufhebung, doch wenigstens die Ablösung empfohlen wurde. Aber der Zehnten war eine so wichtige Einnahmequelle, daß man sie noch im 18. Jahrhundert für den Staat als notwendig erachtete, und die wenigen praktischen Versuche des Physiokratismus basierten auf dieser Annahme. So führte der Markgraf Karl Friedrich von Baden mit seinem Minister Joh. August Schlettwein 1770 in Dietlingen bei Pforzheim und 1773 in

den beiden hochbergiſchen Dörfern Bahlingen und Thenningen nach Aufhebung aller Grundlaſten die auf 20 % berechnete reine Grundrente, eine Geldſteuer, ein, ſtand aber von dieſem Unternehmen in Baden-Hochberg ſchon 1776, in Dietlingen 1802 wieder ab.

Daß einige Gegenden des Baſelbietes für den Ackerbau nicht geeignet ſeien, hat Kuder ſelber ausgeſprochen. Der Landmann wandte ſich denn auch immer mehr von dem ſo ſtark beſteuerten Ackerbau ab und bevorzugte den beſſer rentierenden Grasbau und die Milchwirtſchaft. Von 1774 auf 1794 hatten die Pferde von 1638 auf 1410, d. h. um 228, und die Stiere von 1922 auf 1891, d. h. um 31, abgenommen, während die Zahl der Kühe von 4808 auf 5408, d. h. um 600, geſtiegen war. Schuld an dieſer Entwicklung war auch die Fuhrfron, welche auf den Beſitzern des Zugviehs laſtete. War es da nicht natürlich, daß der Landmann dieſes durch Kühe zu erſetzen ſuchte, was den Ackerbau bedeutend ſchädigte?

Das Volk pflichtete in der Zehntenfrage der Anſicht bei, welche Goethe im ſechſten Geſang von „Hermann und Dorothea" den Richter ausſprechen läßt, daß Zinſen und Zehnten das Band ſeien, „das viele Länder umſtrickte, das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt".

Die Verſailler Beſchlüſſe von 1789 haben auch dem ſchweizeriſchen Zehnten den Todesſtoß gegeben. Im Jahre 1798 wurde in den helvetiſchen Räten darüber lebhaft debattiert und ſogar am 31. Mai und 8. Juni die Siſtierung des Zehntenbezugs beſchloſſen. Doch am 10. Dezember 1798 forderte ein neues Geſetz die Ablöſung der Zehnten, die aber erſt in der Mediationsperiode begonnen und in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts größtenteils zu Ende geführt wurde, kurz vor der Trennung des Kantons Baſel[43].

(Fortſetzung folgt.)

Anhang.

Berichtigungen zum ersten Teil.

S. 115: Stupfel- oder Stoppelhuhn statt Stuppelhuhn.

S. 121: Netzenmatte statt Netzmatte.

S. 122: Itkon bildete nach den Untersuchungen von Dr. Stehlin einen Bestandteil des Bannes Sissach. Basler Zeitschr. XV.

S. 136: sel: statt see.

S. 139: Grimmisten (Grimsten) = Grimenstal (1267 Grimoltztal, Boos 93). Bruckner, S. 2012, nennt einen Wald Grimmenstein, wohl derselbe Name.

S. 141: Underwarth = unter Wart (Warte).

S. 141: Mättmatt = Matte des Mato, vgl. Mettenberg bei Rümlingen.

S. 142: Gemstenmatt = Gembschenmatt. — Das Gelterkinder Verein von 1594 nennt einen Hans Gamp, den Seyler.

S. 166: Dürstel (Diuristal, Tal des Diurteuer), Geschlechtsname = Dürr.

---

[26] Zehnten. — Mommsen, Römische Geschichte I, 545, II, 382; Tacitus Germania 29. Wyß, Zeitschr. f. schweiz. Recht I; Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts; Elster, Wörterbuch der Volkswirtschaft, Artikel Zehnten; His, Geschichte des neuen schweizerischen Staatsrechts, Feudallasten usw.

[27] Novalzehnten RQ 173; Baden H 7; Boos, UB 18, 124, 133; Archiv Liestal Nr. 191; Liestal Nr. 26, Kompetenzbuch; Herrenzehnten RQ II, S. 5.

[28] Vorzehnten, Missivenbuch 1763, Liestal Nr. 175; Burgen des Sisgaus IV, 89; Wildenstein.

[29] Der kleine Zehnten. Ochs V, 429 ff.; Gauß, Reformationsgeschichte von Liestal, RQ II, S. 77 ff.; Baden H 7, RQ II, Nr. 645, RQ I, Nr. 380, Nr. 517, II, Nr. 716, I, Nr. 595 mit Note Miss. 1795.

[30] Getreidezehnten. RQ II, Nr. 767 mit Note; Boos, UB Nr. 316. Missiven 1750. Pfarrkompetenzen. — Mahlzeiten: GR 1735 und 1755, Archiv Liestal L 9 F. — Bettingen: Baden H 7.

[31] Heuzehnten. Ochs V, 502, RQ II, 414, Liestal Nr. 175.

[32] Weinzehnten. RQ II, Nr. 754. Missiven 1752, 1757. Riehen: Gemeindeakten, Baden H 3.

[33] Einteilung und Verwendung der Zehnten. Muttenz: Missiven 1754. Meyer, Schweizer. Bundesrecht I, 327. Patronat Schöntal: Boos, UB Nr. 17 im Anhang, 29, 47, 255; Beuggen 223, 238, 510; Olsberg 241; Rheinfelden 523.

[34] Kirchherr Nr. 104, Nr. 160; 193. — Inkorporationen Basel, Originalurkunde (freundliche Mitteilung von Herrn Staatsarchivar Dr. Huber); Boos Nr. 532, 541; Bruckner S. 423ff., Waisenhaus: Hubers Statutarium Basiliense, Archiv Basel. Schweizer a. a. O. S. 222. — Präsentation: Boos Nr. 514—516. Kollatur Missiven 1777; Lutz S. 206, 208, 271; Schweizer a. a. O. Pfarrkompetenz Boos UB 861; Buuser Zehnten: Lutz II, 250; Basel, Deutschorden B 3, GRp 1737; Hofreite Idiot VI, 1652. — KRp besonders seit 1767.

[35] Baulast. Basel, Zins und Zehnten J_3. Direktorium der Schaffneien M_3.

[36] Stier: Baden H 3, Missiven 1761, Spitalurkunden Nr. 1089, Verhörprotokoll Münchenstein 1780.

[37] Zehnten Amt Liestal. — Bruckner und Lutz, Ratsherrn Kuders Gutachten über den Zehnten in den Kirchenakten tom. XVII, im Archiv Basel; Boos UB Nr. 163, 701, 891. Basel, Olsberg 1_3, Missiven und Rp.

[38] Amt Farnsburg. — Ormalingen usw., Archiv Basel, Beuggen 3. — Arisdorf, Bruckner und Burgen des Sisgaus, Stammtafel. — Olsberg, Boos Nr. 524, 528, 574, 612, 715, 745. Hersberg, 124, 133. Winterfingen Nr. 238, 685, Kompetenzbuch. — Buus: Boos, UB Nr. 223, 231, 262, 276, 283, Beuggenakten. — Gelterkinden: Archiv Basel, Beuggen, B 3. Boos, UB. 510, 568. — Hugger oder Hucger ist ein Personenname. — Rickenbach: Boos, Nr. 647, siehe Jahrbuch 1924, Anm. 20. — Hemmiken: Bruckner, ebenso Oltingen und Wenslingen, S. 2461, 2474, 2500f. — Rothenfluh: Missiven 1759. — Anwil: Lutz und Bruckner, Kompetenzbuch von 1732 und Zehntentabelle. — Siffach: Boos, UB Nr. 87, 125, 129, 346, 569, 847, 862, 863. Bruckner und Lutz, GRp 1765, Zins und Zehnten E. — Itkon: Boos 304. — Itingen: Boos, UB Nr. 328, 669, 772, 881. — Zunzgen: Boos, UB Nr. 697, 859, 930. GRp 1740, Bruckner und Lutz — Böckten, Thürnen, Diepflingen: Zinsen Z, Beuggen Akten. — Thenniken: Boos, UB Nr. 346, 572, GRp 1782. — Diegten: Boos, Nr. 242, 346, 569, Zins- und Zehnttabellen. — Eptingen: Boos, Nr. 370, 669, Kompetenzbuch.

[39] Amt Homburg: Boos, Nr. 729, Zins und Zehnten R_3, Bruckner und Lutz. — Wisen, Hauenstein usw.: Zehntentabelle, Boos Nr. 901, Bruckner und Lutz, Kompetenzbuch; die Erklärung von Papur verdanke ich Herrn A. Seiler. — Fünf Dörfer: Boos, Nr. 370, 399, 569, 669, 729, 889. Bruckner und Lutz.

[40] Amt Waldenburg: Bruckner und Lutz; Boos, Nr. 87, 129. Schöntal: Boos, Nr. 18, 35, 37, 40, 45, 46, 70, 151, 160, 586, 630. Zehntentabellen, Zins und Zehnten C_4, D_3, E_1. — Darnach ist für

Lupfingen Lutz zu korrigieren, der der Benediktinerabtei Mariastein hier den ganzen Zehnten zuteilt. Am 12. Oktober 1821 kaufte die Zins- und Zehntenkommission den bischöflichen Quartzehnten von Lupfingen vom Baron von Reichenstein-Brombach zu Biedertal und seinen Agnaten um die Summe von Fr. 2481.— Reigoldswil gehörte bis 1765 zur Kirchgemeinde Bretzwil. Boos, Nr. 432, 763, 805. — Lauwil: Boos, Nr. 432, 763, 805. Ratsherr Kuder s. o. — Bretzwil: Boos, Nr. 39, 48, 60, 432, 763, 805; Bruckner. — Ziefen: Boos, Nr. 669, 772, 881; Bruckner und Lutz. — Bubendorf: Lutz und Bruckner. — Ramlinsburg: Bruckner S. 1602, Lutz z. T. ungenau, Missiven 1760.

[41] Amt Münchenstein, Muttenz-Münchenstein: Boos, Nr. 894, 895, 898, 927, 929, 974. — Pratteln: Boos, Nr. 479, 565, 368 und 418 im Anhang, RQ II, 5. — Binningen und Bottmingen: Heusler, Basel S. 22, RQ I, 668, 1109. — Biel-Benken: Burgen des Sisgaus.

[42] Rechtsrheinische Vogteien. — Riehen: Zehntentabellen, Festschrift 1892, S. 303; Iselin, Festbuch; Bruckner und Lutz. — Bettingen: Zehntentabelle, Bruckner und Lutz; Iselin, Bettingen. — Kleinhüningen: Zins und Zehnten J_1.

[43] Elster, Wörterbuch der Volkswirtschaft; Damaschke, Geschichte der Nationalökonomie; Webers Weltgeschichte XIII, 162ff. Isaak Iselin, Tagebuch. RQ II, Nr. 769 und 770; Miaskowsky, Gemeinnützige Gesellschaft, Land- und Waldakten P_9.

Der Kampf um die Wiederaufnahme neuer Bürger in Basel, 1757—1762.

Von Ferdinand Schwarz.

Vorbemerkung.

Was ich hier meinen Lesern biete, ist in der Hauptsache ein Auszug aus den Briefen des Basler Ratschreibers Isaak Iselin (1728—1782) an seinen Freund, den Zürcher Stadtschreiber Salomon Hirzel (1727—1818), soweit sie die Wiederaufnahme neuer Bürger in Basel in den Jahren 1757—1762 betreffen. Diese Briefe, sechs stattliche Bände, bilden einen besonders wertvollen Bestandteil der auf hiesigem Staatsarchiv von privater Seite deponierten, aus 62 Bänden bestehenden Sammlung der hinterlassenen Papiere Iselins, und zwar handelt es sich um die Bände 57 und 58. Leider fehlen die Briefe Hirzels, was aber zum Glück die Verständlichkeit der Iselinschen Briefe nicht zu sehr beeinträchtigt.

Zur Ergänzung habe ich auch noch die Basler Ratsprotokolle, Iselins Tagebücher und seine Briefe an seinen Herzensfreund Joh. Rud. Frey, den Offizier in französischen Diensten, gegen den sich Iselin viel offener als gegen Hirzel ausspricht, zu Rate gezogen.

Wer diese Bürgerbewegung gründlich verstehen will, sollte auch von den bei Iselin erwähnten Schriften, namentlich von seinen so vielfach angefeindeten, aber auch bewunderten „Freymühtigen Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt“ Kenntnis haben. Da man diese selten gewordenen

Schriften nicht so leicht zur Hand hat, mache ich darauf aufmerksam, daß man sie nebst dem von mir herbeigezogenen Artikel über „Annehmung neuer Bürger" in der „Zugabe zu dem Helvetischen Patrioten 1757" auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek unter Varia Basilensia E. I. IV. 31 in einem Bande schön beisammen findet. Schließlich will ich noch für solche Leser, welche auch gern wissen möchten, was früher in Sachen der Bürgeraufnahme gegangen ist, und worüber uns leider immer noch eine größere zusammenhängende Darstellung fehlt, auf die Angaben bei Wurstisen, Peter Ochs und besonders auf die Einleitung zu dem „Baslerischen Bürgerbuch" von Markus Lutz hinweisen.

Einleitung.

Die Aufnahme neuer Bürger war für unser Gemeinwesen von jeher eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten und ist es auch heute noch, obschon das Für und Wider seit Einführung der freien Niederlassung, der Handels- und Gewerbefreiheit usw. von ganz andern Gesichtspunkten aus beurteilt werden muß, als dies in dem Basel des 18. Jahrhunderts, von dem hier allein die Rede sein soll, geschah. Heutzutage droht die Gefahr der Überfremdung, damals die der Entvölkerung, verursacht durch Epidemien, Geburtenrückgang und Engherzigkeit in der Aufnahme fremder Bürger.

Basels Bevölkerung betrug zu Anfang des 18. Jahrhunderts keine 15000, und dennoch faßte der Basler Große Rat in unbegreiflicher Verblendung am 2. April 1700 den Beschluß: daß keiner, wer der auch wäre, innert der sechs nächsten Jahren zum Bürger angenommen werden sollte. Die leidige Erfahrung läge vor Augen, daß neue Bürger allerhand Meinungen Platz geben und alte Bürger auf ihre Meinungen zu leiten suchten. Im Jahre 1706, den 2. November, stellte man die Annahme neuer Bürger noch auf zehn Jahre aus, mit dem Vorbehalt der Ausnahme für qualifizierte Subjecter, und endlich faßte der Große Rat

am 11. Juli 1718 den Beschluß, daß von jetzt an und künftig keine neuen Bürger angenommen werden sollen. (Vgl. Mandat vom 11. Juli 1718.)

Bei diesem unvernünftigen Beschluß blieb es nun beinahe 40 Jahre, ohne daß die Opposition im Großen Rat eine Wiedererwägung desselben hätte in die Wege leiten können. Da geschah es, daß am 7. November 1757 von ungenannter Seite im Großen Rat ein schriftlicher Anzug gestellt wurde des Inhalts: „Es ist vor ungefähr zehn Jahren (1748) eine Gr. Ratserkanntnis ergangen, daß von dar bis nach den nächsten darauffolgenden zwölf Jahren (also bis 1760) von Annehmung neuer Bürger nicht mehr geredt werden sollte. Es ereignen sich aber dermalen solche Umstände von ganz Europa und insbesondere von Deutschland (Siebenjähriger Krieg), daß billigermaßen in Betrachtung gezogen werden sollte, ob nicht zu dem größten Vorteile und zu besondrer Äufnung unseres Staates (Republik Basel) neue Bürger aufgenommen werden sollten."

Vierzehn Tage später, am Montag den 21. November 1757, wurde über diesen Anzug im Großen Rat Umfrage gehalten und nach einer heftigen Diskussion (Iselin an Frey) beschlossen: „Ist dieser Anzug ausgestellet und solle auf nächsten Großen Ratstag (der vollständige Basler Große Rat zählte damals bei rund 12000 Seelen 280 Mitglieder) MGH. und Obern beim Eid geboten und ob auf diesen Anzug zu reflectieren seie, umgefragt werden."

Dies geschah am 5. Dezember 1757. Es wurde beschlossen: „Ist dieser Anzug vor MGH. die Dreyzehn und die HH. Deputierte ad Statuta (Verfassungskommission) gewiesen, um darüber zu deliberieren, alle darfür und darwider waltenden Gründe wohl und weislich zu überlegen und dann MGH. und Obern (Großer Rat) ein wohl erdauertes Bedenken (Gutachten) einzugeben."

Hiemit wären wir nun glücklich bei Iselins Mitteilungen an Salomon Hirzel angelangt, und ich will meine weitern

Erläuterungen hiezu am Schluß meiner Arbeit anbringen. Dagegen muß an dieſer Stelle noch von der Rolle geredet werden, die Iſelin in dem nun beginnenden Kampf für das Wohl ſeiner Vaterſtadt geſpielt hat, und worüber er ſich gegenüber ſeinem Freunde Salomon Hirzel nur ſehr zurückhaltend äußerte. — Iſelin war ohne Zweifel der Urheber und spiritus rector der ganzen Bewegung zur Wiederaufnahme neuer Bürger; aber ſeine Stellung als Ratſchreiber erlaubte ihm nicht, frei und offen für ſeine Meinung einzutreten, um ſo weniger, als einige der angeſehenſten Ratsglieder, wie der allgewaltige Bürgermeiſter Samuel Merian und der neugewählte Ratsherr und ſpätere Bürgermeiſter Johannes Debary, nach Iſelin le plus éclairé du Conseil, der geplanten Neuerung äußerſt feindlich gegenüberſtanden. Zudem hatte Iſelin im Großen Rat wohl einen Stuhl, aber keine Stimme, mußte alſo beſcheiden ſchweigen in der Landsgemeinde und ſich ſogar Grobheiten gefallen laſſen, ohne darauf reagieren zu dürfen, wie wir noch hören werden. Unter ſolchen Umſtänden griff der ſchreibgewandte Verfaſſer der „Patriotiſchen Träume eines Menſchenfreundes“ nach ſeinem ſcharfgeſpitzten Federkiel und ſchrieb, wie er in ſeinem Tagebuch vom 10. November 1757 notierte, die oben erwähnte Abhandlung über die Entvölkerung unſerer Vaterſtadt.

Da er ohne Erlaubnis ſeiner GHrn. und Obern, reſp. der Zenſurbehörde, auch nichts drucken laſſen durfte, ſo behalf er ſich einſtweilen damit, daß er davon drei Abſchriften machen ließ, die bei ſeinen Freunden und Geſinnungsgenoſſen zirkulierten. Eine ſolche Abſchrift ſandte er am 13. Januar 1758 ſeinem Freunde Hirzel zur Begutachtung. Er nennt ſie dort „ein Bedenken“.

Dieſe Schrift gefiel aber ſeinen Freunden ſo ausnehmend, daß ſie dieſelbe — ob mit oder ohne ſeine Einwilligung laſſe ich dahingeſtellt — drucken ließen. Sie erſchien Mitte Februar 1758 ohne Angabe des Druckorts und des Druckers mit dem Motto: Wer frei darf denken, denket wohl. Haller.

Übrigens war Iſelins Schrift — um dies hier einzuſchalten — nicht die erſte gedruckte Kundgebung zu der vorliegenden Frage. Schon im November 1757 erſchien der in meiner „Vorbemerkung“ erwähnte Artikel über „Annehmung neuer Bürger“ in der Zugabe der in den letzten Zügen liegenden Monatsſchrift des Schultheißen Emanuel Wolleb, des eigentlichen Häuptlings der geheimen Verſchwörung, die ſich in ſeinem Hauſe am Totentanz abſpielte, woraus uns Iſelin in einem Brief an Salomon Hirzel eine nächtliche Szene in ſo lebhaften Farben ſchildert. Aber das Intereſſanteſte an dem Artikel Wollebs in Briefform iſt der Umſtand, daß einer dieſer Briefe (S. 85) von unſerm Iſelin ſtammt. Ich verdanke dieſe Aufklärung einer Stelle aus Iſelins Brief vom 3. Dezember 1757 an ſeinen Freund Frey. Da es ſich hier um eine Art Dokument handelt, ſo will ich die betreffende Stelle wörtlich anführen:

„Je vous dirai encore que le Schultheiss Wolleb et le professeur Daniel Bernoulli ont fait imprimer leurs sentiments sur cette matière (Bürgeraufnahme), et qu'ils ont prouvé clair comme le jour qu'il serait de notre intérêt de recevoir de nouveaux frères dans notre héritage mal cultivé. *J'ai aussi fait insérer une lettre de ma façon sur cette matière dans l'ouvrage de Mr. Wolleb.* Je vous enverrai cet imprimé à la première occasion.“

Dieſer geiſtvolle Beitrag Iſelins iſt gleichſam die Quinteſſenz ſeiner „Freymühtigen Gedanken“. Erwähnenswert iſt auch noch, daß die Motivierung des Anzugs im Großen Rat faſt wörtlich daraus genommen iſt.

Über die Aufnahme ſeiner Schrift hat ſich Iſelin mehrfach geäußert und zwar, was bei ihm auffällt, in einem etwas gereizten Ton, auch gegenüber Hirzel, allerdings ohne Namen zu nennen. Am beſten gefällt mir ſeine Aufzeichnung am 24. Februar 1758 in ſein Tagebuch, die ich hier ebenfalls wörtlich wiedergebe:

„Die Abhandlung, die ich über die Entvölkerung unſerer

Vaterstadt geschrieben, ist durch Hrn. Dr. Geimüller, Hrn. Ratsherr Rihiner und einige andere Freunde der guten Sache dem Drucke übergeben worden. Dieselbe hat mehr Aufsehens gemacht, als ich gedacht hätte. Hr. Ratsherr Debari und Sam. Burkard samt denen übrigen von ihrem Schrote sein darüber auf das äußerste entrüstet. Ich habe verwichnen Sonntag (19. Febr.) an der Frau Ratsherr Fürstenbergerin Begräbnis einen kleinen Wortstreit gehabt mit Hrn. RH. Debari. Hr. Sam. Burkard nannte meine Abhandlung im Großen Rate (20. Febr.) gefährlich und aufwiegleriſch. Seine Geschöpfe zeigten, daß sie darüber auch also zu sprechen wären, aber sie redten sehr bescheiden. Andre lobten dieselbe aus vollem Munde. Dem sei wie ihm sei, in den ersten Tagen nach ihrer Erscheinung ist kein Exemplar mehr davon vorhanden. Man machet eine neue Auflage davon. Ich habe einen Vorbericht dazu verfertigt, der die Burkardiſchen und die Debariſchen ungereimten Urteile wegen dem Aufwiegleriſchen und Gefährlichen, das sich darin befinden soll, lebhaft widerlegt. Ich habe noch einige Anmerkungen und Zusäzze gemachet. (Diese zweite, vermehrte und verbesserte Auflage erschien anfangs März 1758.)

Ich hoffe, diese Schrift werde innert dieser Zeit ungeachtet aller Machinationen eine gute Wirkung tun, die gute Sache siegen und also etwas zu Stande kommen, das dem Vaterlande und dem gemeinen Bürger äußerst vorteilhaft sein wird. Der Himmel gebe seinen Segen dazu. Neben dem Zeugnisse meines Gewissens, mit dieser Sache eine gute und patriotiſche Absicht gehabt zu haben, welche allein die schönste Belohnung einer guten Handlung ist, habe ich das Vergnügen, daß viele rechtschaffne Leute mein Unternehmen gutgeheißen und mir dafür ihre Freundschaft zugewandt haben. Ich gestehe es, daß dieses mich in der Seele freuet. Fahre fort, Iselin, dein Vaterland zu lieben und deine Pflichten zu erfüllen. Du wirst in dieser und in jener Welt glücklich sein."

Iſelins Optimismus ſollte aber ſchwere Enttäuſchungen erfahren. Zwar ging er am 20. März 1758 als Sieger aus dem ſchweren Kampfe hervor; aber es war ein Pyrrhusſieg. Seine Gegner zogen die Detailberatung auf die lange Bank und ſuchten die Aufnahmsbedingungen durch immer größere Forderungen zu erſchweren. Der geplagte Ratſchreiber hatte nichts als Ärger und Verdruß und unendlich viel unnütze Arbeit, ſo daß ihm dieſer Handel mit der Zeit gründlich verleidete und er ſeine unermüdliche Vorſorge um das Wohl ſeiner geliebten Vaterſtadt andern nicht minder wichtigen Problemen, wie der Schulreform, zuwandte, leider auch mit geringem Erfolg. Seine Zeit war eben, wie er oft klagte, noch nicht gekommen; aber deshalb bleibt ſein großes Verdienſt als Bahnbrecher auf dem Gebiet humanitärer Beſtrebungen, insbeſondere als Gründer der Basler Gemeinnützigen Geſellſchaft, unbenommen. Darum müſſen wir ſein Andenken in Ehren halten.

I.

25. Dezember 1757.

Es waltet hier eine Staatsfrage ob wegen Annahme neuer Bürger. Seit beinahe 50 Jahren iſt kein Fremder mehr zu einem hieſigen Bürger angenommen worden. Einige Patrioten glauben, es würde gut ſein, das Geſetze, das dieſes verbietet, aufzuheben. Andre halten dies für ſchädlich. Man iſt hierüber in einer ziemlichen Bewegung. Es iſt zu einer Beratſchlagung vor einige Collegia gewieſen.

(Band 57, S. 174.)

13. Januar 1758.

Ich füge ein Bedenken bei, welches ich mir, wenn Sie es geleſen, wieder zurück und dabei Ihre klugen Gedanken darüber ausbitte.

(Band 57, S. 180.)

31. Januar 1758.

Ihre Anerkennung über mein „Bedenken“ iſt ſehr gegründet. Allein nicht alle in unſern Manufakturen zu machende Arbeit müßte ſich auf unſer Land einſchränken. Wir nehmen in der Stadt fremde Hinterſäßen an, die ſo lange gelitten werden, als ein Bürger für dieſelben gutſtehet und ihnen Arbeit verſchaffet. Zudem können wir auch Leute aus dem Solothurniſchen und aus dem Bistum Baſel in unſern Fabriken gebrauchen. Sie haben zu Frauenfelden (auf der Tagſatzung) gehöret, daß uns die HH. Solothurner vorgeworfen, unſre Fabrikanten zahlen ihre Leute mit ſchlechtem Gelde. Wenn die Fabriken in der Welt noch Geheimniſſe wären, ſo wäre dieſes eine ſchlimme Politik; aber da dieſes nicht mehr iſt, ſo können uns andre Benachbarte ebenſowohl dienen als unſre eignen Landsleute.

Ich erwarte Ihren Einwurf, den Sie aus unſrer Verfaſſung wider meine Sätze zu machen gedenken. Ein demokratiſcher Staat ſcheint mir diesorts (diesfalls) in andern Umſtänden als ein ariſtokratiſcher.

Man hat letzten Donnerſtag und heute bei MGH. den XIII mit den dazu verordneten Herrn die Vorlage an den Großen Rat beratſchlagt.

Ich habe mich dieſen Nachmittag beinahe blind geſchrieben an einem Ratſchlage geteilter Meinung. Drei oder vielmehr nur zwei Herren verwerfen denſelben, die übrigen finden ihn gut und dieſes ungefähr aus den nämlichen Gründen und auf die nämliche Weiſe, wie ich es in meiner Abhandlung („Freymühtige Gedanken“) vorgeſchlagen habe. Dieſer Ratſchlag ſoll vor dieſen Collegien nächſtens verleſen und alsdenn, ob ſolcher MGH. und Obern (dem Großen Rat) vorgelegt werden ſoll, entſchieden werden. Ich beſorge aber, er werde noch eine manche Kritik ausſtehen müſſen.

(Band 57, S. 185.)

26. Februar 1758.

Ihr neuer Einwurf wider unſre Bürgerannahme wäre noch der beſte und weiſeſte, der jemals gemacht worden, wenn wir nur ſo glücklich wären, daß er ſtatthaben könnte. Der ganze Rat beſteht ſchon aus Kaufleuten und Handwerksleuten. Es iſt kein einziger darin, der ſich jemals im geringſten auf Staatsſachen geleget. Es iſt ein bloßer Zufall, daß Stadt- und Ratſchreiber ſtudiert haben. Wir haben alſo diesfalls nicht das Geringſte zu befahren. Im Gegenteile, es iſt zu erhoffen, daß bei mehrerm Anwachſe der Bürger die Studien und insbeſondre die politiſchen mehr begönſtigt werden möchten.

Es haben ſeither einige Standesglieder (Ratsherrn) und andre angeſehne Bürger meine „Freien Gedanken über die Entvölkerung" drucken laſſen. Dieſelben haben ein ziemliches Aufſehn gemachet. Sie ſind von den meiſten ſehr wohl aufgenommen worden. Die großen Hanſen aber ſind darüber äußerſt entrüſtet. Da der Abdruck ſehr übel geraten und in minder als 8 Tagen alle Exemplarien darauf gegangen, wird ein neuer veranſtaltet, womit ich die Ehre haben werde aufzuwarten. (Band 57, S. 194.)

11. März 1758.

Ich überſende Ihnen mit der ſchweren Poſt ein großes Paket von meinen verhaßten „Freymühtigen Gedanken". Ich hätte Ihnen gern die „Widerlegung" davon mitgeſchickt. Ich bin aber noch niemals ſo glücklich geweſen, dieſelbe zu ſehen. Ja ich habe noch unter allen meinen Bekannten niemand gefunden, der dieſelbe hätte entdecken können. Ich weiß nicht, ob man etwas Gutes daraus für die lichtſcheuen Schriftſteller ſchließen kann. Man höret hin und wieder, dieſe Widerlegungsſchrift ſei ſehr heftig und mehr ſchmähend als ſatiriſch. In dem gemeinen (täglichen) Umgange laſſen ſich die Widerſächer der guten Sache auch mit einer ungereimten Hitze heraus, und geſcheite Leute führen ſich in dieſem Stücke

wie Kinder auf. Ich ſchließe daraus, daß man große Urſachen haben muß, alle Räder ſpielen zu laſſen, und ich ziehe ferners die Folge, daß es ſehr nötig geweſen, dem verblendeten Bürger die Augen zu eröffnen. Dieſes iſt auch dasjenige, was man mir nicht verzeihen kann, und man iſt ſeit des würdigen Oberſt Burckhardts Tode ſo wenig gewohnt jemand mit Gründen und ſtandhaftem Mute dem Übermut gewiſſer Leute widerſtehen zu ſehen, daß meine Verwegenheit nur deſto größer und deſto unverzeihbarer erſcheint.

Es iſt mir aber der Zorn, den unſre Vornehmſten auf mich geworfen haben, eine rechte Vergnügung. Ich ſehe, daß ſie die Streiche empfinden, die meine Freimütigkeit und meine Liebe zum gemeinen Beſten der Eigenmächtigkeit gewiſſer Leute und der Oligarchie beizubringen getrachtet.

Ich glaube indeſſen, es wird nichts aus der vorgeſchlagenen Annahme neuer Bürger werden. Die einen arbeiten mit dem Eifer darwider, damit ein jeder, inſonderheit in einer ſchlimmen Sache, für ſeinen Eigennutzen ſorget, indem die, ſo dafür geneigt ſein, meiſtens mit derjenigen Stille zu Werke gehn, mit deren man insgemein ſich um die gute Sache des gemeinen Beſten zu bemühen pflegt. Wenn man auch erkennen wird, daß man annehmen ſoll, ſo wird man es ſo ungereimet modifizieren, daß eher Übels als Gutes daraus erfolgen wird. Ich habe dieſen Morgen ein ſchicklich dahin abzweckendes Bedenken (Gutachten) des Geheimden Rates (der XIII) ausgearbeitet. (Band 57, S. 196.)

22. März 1758.

Sie haben nicht unrecht, mein werteſter Freund, daß Sie mich wegen den „Anmerkungen über die Unparteiiſche Betrachtung“ zur Rede ſtellen. Man kann mit vielem und gutem Grund ſagen, daß dieſes Stück billig hätte zurückbleiben ſollen. Indeſſen habe ich einige ziemlich gute Gründe gehabt, dieſelben einer ſo liederlichen Schrift, die kaum geleſen, geſchweige widerlegt zu werden verdienet, entgegenzuſetzen.

Die Gegner fürchteten immer eine Antwort auf dieſe Schrift. Sie taten alles in der Welt, um dieſes zu verhüten. Sie zeigten ihr Werk, ehe es gedruckt war, nur ihren geheimſten Freunden. Sie teilten die gedruckten Exemplarien erſt geſtern acht Tage, hiemit fünf oder ſechs Tage vor der Entſcheidungszeit aus und hoffeten, daß es alsdenn nicht mehr möglich ſein werde ihnen, wie ſie es verdienet, zu begegnen.

Eben dieſe ihre Sorgfalt lächerlich zu machen und ihre Entwürfe zu verrücken, ward in einer fröhlichen Abendſtunde von Herrn Ortmann, den Sie kennen und von Herrn Schultheiß Wolleb eines und das andre angemerket und entworfen, noch ehe ich dieſe „Widerlegung" geſehen hatte. Ich kam eben dazu. Sie gaben mir ihre Ideen. Ich ging mit nach Haus, fügte noch vieles in dem nämlichen Geſchmacke bei. Sechs Stunden, nachdem ich das große Meiſterſtück geſehn hatte, waren die in der erſten Hitze gemachten „Anmerkungen" fertig. Mittwochens darauf wanderten dieſelben in die Druckerei und Donnerſtags wurden ſie ſchon an allen Ecken der Stadt geleſen und gaben allen Wohlgeſinnten das unſchuldige Vergnügen, die Gegner in einer ſo unerwarteten Weiſe überraſchet zu ſehen.

Da man anbei mit ſo vieler Macht und Gewalt, als immer möglich war, wider den Vorſchlag, Bürger aufzunehmen, arbeitete, da man alle Triebfedern ſpielen und mich insbeſondre auf alle Weiſe verhaßt zu machen trachtete, ſo ergriff ich gerne eine Gelegenheit, die ſich mir von ſelbſt anbot, E. E. Bürgerſchaft über eines und das andre die Augen zu eröffnen und gewiſſe Wahrheiten begreifen zu machen, die einen und andern verſtellten Eiferer entlarven konnten. Ich fand, daß es am beſten ſei, dieſes gleichſam im Scherze zu tun, indem ridiculum acri fortius ac melius magnus plerumque secatus. Der Erfolg zeigte auch, daß ich mich nicht betrogen hatte. Die ſcherzhaften „Anmerkungen" taten mehr Wirkung als die ernſthaften „freimütigen Betrachtungen."

Vorgestern (Montag den 20. März 1758) ward die Hauptfrage entschieden. Fast niemand eröffnete auch nur einen Gedanken dahin, daß der Vorschlag, neue Bürger anzunehmen, sollte verworfen werden. Diejenigen, die denselben als höchst schädlich und bedenklich vorstelleten, gaben ihre Meinung dahin, daß man nur bestimmen solle, die Annahme zu begnehmigen, die Bewerkstellung derselben aber bis 1760 auszusetzen. Die, so aufrichtig für die Annahme geneigt waren, wollten davon nichts hören und glaubten nicht ohne Grund, daß man sie dadurch nur einzuschläfern suche. Sie beharrten auch immer darauf, daß wenn es an sich selbst und im Jahre 1760 gut sei, es dermalen auch nicht schlimm sein könne, und schlossen also dahin dermalen, daß neue Bürger angenommen werden sollen, zu erkennen.

Diese Meinung erhielt auch die Oberhand mit 106 Stimmen gegen 86. Alles ging in einer ziemlichen Anständigkeit zu. Die herrschende Partei war wider die Annahme und hielt sich außert einigen Polterern so stille und bescheiden, daß man sich nicht genug verwundern konnte.

Sie können wohl denken, daß dieser Erfolg mich nicht wenig erfreuet. Ich bitte nur den Allerhöchsten, daß die Folgen davon für das teure Vaterland (Basel) und die Bürgerschaft glücklich sein mögen. Meine Feinde mögen ausgestreuet haben, was sie wollen, so habe ich mit allen meinen Bemühungen doch keine andern Absichten gehabt. Sie werden es auch selbst gestehen müssen; denn wenn ich mich der herrschenden Partei unterwerfen wollte, so hätte ich gewonnen Spiel und könnte in Betrachtung sowohl der Ehrbegierde als des Eigennutzens zehnfach so große Vorteile erwerben als alles, was man läppischer Weise gesagt, daß ich von der Bürgerannahme hoffen könne. Das alleine, daß ich mich feierlich anheischig gemacht, von der Gnade der Mächtigen weder Gratifikationen noch Honoranzen nie anzunehmen, würde mir weit mehr schaden, wenn ich eigennützig wäre.

Ihr Unwille kann mir unendliche Unannehmlichkeiten zu-

ziehen. Ich sehe aber alles als sehr schwache Beweggründe gegen meine Pflicht und die dem Vaterlande schuldige Liebe an.

Meine Geliebte, die mich eben an dem Morgen von dieser großen Beratschlagung mit einer zweiten Tochter erfreuet, grüßet Dero Frau Liebste und Sie auf das freundlichste.

Nachschrift. Der Verfasser der „Unparteiischen Betrachtung" ist mir unbekannt. Herr Dr. Iselin kann eine so elende Schrift nicht gemacht haben. Ich habe keinen Argwohn auf denselben, wenn er schon der mächtigen Partei Rat von Haus aus ist. Nun ist es um die Bedingnisse zu tun, die man den neuen Bürgern vorschreiben wird. Dadurch wird die mächtige Partei schon alles Gute zu verderben suchen. (Band 57, S. 265.)

15. April 1758.

Seit der Zeit, da man bei uns die Bedingnisse berät, die man den neuanzunehmenden Bürgern vorschreiben will, ist mir dieses ganze Geschäft völlig verleidet. Ich sehe, daß man auf alle ersinnliche Weise so viele Schwierigkeiten und so viele Einschränkungen auf die Bahn zu bringen suchet, daß man von dem Erfolge wenig Gedeihliches zu erwarten hat.

Alle, auch viele von denjenigen, die am meisten für diesen Vorschlag gewesen, helfen in die Wette dazu. Ein jeder trachtet seinen Privatvorteil durch diese oder jene Klausel zu verschanzen.

Man verlieret das allgemeine Beste, die allgemeine Blüte des Handels und Wandels, die allgemeine Aufnahme der Bürgerschaft aus den Augen. Man denket nur an das, was dieser oder jener einzelnen Person, dieser oder jener Klasse in eines jeden Gliedes individuellem Nutzen für Nachteile erwachsen könnten. Indem man für jedes dieser Stücke

mit derjenigen Zärtlichkeit und demjenigen Eifer sorget, so man nur dem Ganzen schuldig ist, verschwindet alle wahre Besorgnis für das Ganze.

O mein wertester Freund, was für ein elendes Wesen ist es um die republikanischen Beratschlagungen! Da herrschen kein System, keine Grundsätze, keine Stetigkeit in den Absichten. Da ist alles nur Einfall, Eigensinn oder auch Eigennutz, was am meisten befolget wird. Die weisesten und bestgesinnten Absichten werden durch Unverstand, Neid oder Eigennutz zernichtet, und wie oft aus Gift eine heilsame Arznei wird, so wird hier aus den heilsamsten Ratschlägen Gift.

Man hat nun über dieses wichtige Geschäfte, seitdem man die Annahme beschlossen, drei besondre Großratsversammlungen gehalten. In der ersten (3. April 1758) hat man entschieden, daß man sich Donnerstags darauf (6. April) wieder versammeln wolle. In der zweiten (also am 6. April) hat man festgestellet, daß die neuen Bürger Leute ohne Fehler seien und keinem alten Bürger nicht den geringsten Eintrag tun sollen. Wenn auch ein anzunehmender Neubürger Söhne hat, die schon besondre Berufe haben, so sollen sie besonders um das Bürgerrecht angehöret, denen aufzunehmenden Söhnen auch nicht erlaubet werden, eine den alten Bürgern nachteilige Profession zu ergreifen, wie auch, daß einer, der aus seinen Renten lebt, und in unser Bürgerrecht aufgenommen werden will, wenn er verheiratet ist, 60000 fl., ist er aber unverheiratet, 40000 fl. besitzen soll.

Letzten Montag (10. April) ist nach einer langen Umfrage und vieler Rede und Widerrede erkannt worden, daß ein verheirateter Rentier für sich, seine Frau und seine Töchter 1000 franz. neue Taler (6 L.), für seine Söhne, die noch nicht 15 Jahre alt sind und keine besondre Profession haben, weiter nichts, für die aber, so über 15 Jahre alt seien, für einen jeden den vierten Teil dessen, so er für sich, seine Frau und übrige Familie zu bezahlen hat und ein Unverheirateter

$^2/_3$ von dieser Summe, hiemit $666^2/_3$ neue Taler für seine Bürgerrechtsgebühr abstatten soll. Anbei ward dem Geheimbden Rate (den XIII) zu beratschlagen übergeben, ob nicht zu bestimmen wäre, daß aus dem aus diesen Gebühren fallenden Gelde eine besondre Kasse formiert und dieses angewandt werden sollte, um verarmte Bürgerskinder und Waisen zu nicht übersetzten und ihnen wie dem Staate vorteilhaften Professionen zu ziehen. Man hat bereits hierüber einen Ratschlag abgefaßt, in dem die meisten H. H. dieses Anbringen teils als lächerlich, teils als schädlich vorgestellet und beschlossen, daß die Gebühren in das aearium (die Staatskasse) fallen sollen, andere aber sehr vernünftig behauptet, man solle das etwann Fallende in eine besondre Kasse legen, und wenn eine gewisse Summe beisammen, alsdenn beraten, wie dieselbe zum Besten E. E. Bürgerschaft am füglichsten angewandt werden könne.

Diese Beratungen werden noch eine gute Zeit dauern, und ich zweifle nicht, daß man sie soweit hinauszuspielen trachten wird, als man kann. Mir ist nur noch der Artikel wegen denen Fabrikanten am meisten angelegen. Wenn man da allzuviele Schwierigkeiten machet und nicht erlauben will, den Anzunehmenden solche Fabriken aufzurichten, wie wir bereits haben, so ist bei mir alle Hoffnung zu guten Folgen verschwunden.

Ich habe indessen durch dieses Geschäft mir mächtige Feinde zugezogen, die nicht ermangeln werden, alle Anlässe zu suchen, mir Verdruß zu machen. Ich hoffe aber, sie sollen wenige finden, da sie es mit Rechte tun können. Ich bin nun glücklicherweise durch die Verbindungen, die ich durch meine öffentlichen Erklärungen (S. Vorbericht zu Iselins „Freymühtige Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt") über mich genommen, so sehr an die Sache des gemeinen Besten verknüpfet, daß ich, ohne mich zu entehren und sogar nicht nur moralisch, sondern auch politisch unglücklich zu machen, mich nicht mehr davon söndern kann. Ich will immer

trachten, die Bande einer so würdigen Dienstbarkeit immer mehr zu verstärken. (Band 57, S. 201.)

5. Mai 1758.

Wenn unsre Bürgerrechtsordnung gedruckt wird, so werden Sie etwas schön Zusammenhängendes kriegen. Ich wollte dieselbe überschreiben: Mittel, einen guten Zweck zu verhindern. Ich hoffe aber, man wird gescheiter sein, als ein so übel geratenes Werk durch den Druck gemein und den Staat selbst lächerlich zu machen. Man hat seither (17. April 1758) noch durch einen übersteigenden Unsinn erkannt, daß niemals keine Edelleute angenommen werden sollen, und damit die Brigue (Bewerbung) um ein so edels Bürgerrecht, dem so erhabne Vorrechte ankleben, nicht allzustark sei, muß man noch einen Eid entwerfen, den MGH. und Obern jeweilen, wenn es um die Annahme eines neuen Bürgers zu tun ist, beschwören lassen sollen. Weil auch dieses Geschäfte in den izzigen Zeiten so weitaussehend ist, so müssen die Neuanzunehmenden nicht nur durch L. Bürgerkommission (der Iselin angehörte), sondern noch dazu durch MGH. die XIII, d. i. durch den Geheimden Rat geprüfet, und wenn es Fabrikanten sind, müssen sie einen Bericht vom L. Direktorio der Kaufmannschaft beibringen; dieser Bericht aber muß auch vor MGH. und Obern gebracht werden.

(Band 57, S. 221.)

23. Mai 1758.

Man hat gestern (Montag den 22. Mai) wieder wegen unserm Bürgerannehmungswesen beraten. Der Geheimderat und die Verordneten (zu den Eiden) legten den Entwurf desjenigen Eides vor, den MGH. und Obern (also hier der Große Rat) allemal, wenn es um die Annahme eines neuen Bürgers zu tun wäre, beschwören lassen sollten. Dieser Eid aber wurde völlig dahingestellt, und man zeigte die Ungereimtheit desselben so nachdrücklich, daß endlich, da 23 Stimmen

denſelben begnehmigt, 40 von allen Eiden abſtrahierten, durch 45 andre Stimmen erkannt wurde, es ſolle der Neuanzunehmende einen Eid ſchwören, daß er keine Praktiken etc. gebraucht habe oder brauchen werde, um zu dem hieſigen Bürgerrecht zu gelangen.

Dieſen Eid ſollen auch gedachte beide Collegia abfaſſen. Die Unordnung wird bei uns täglich größer und unſre Beratſchlagungen ... doch ich mag nur nicht anfangen zu klagen, ſonſt komme ich auf das weite Meer. Ich habe Ihnen wegen den Einſchränkungen und Bedingniſſen der Kaufleute und Fabrikanten nichts Näheres überſchreiben können, weil hierüber nichts beſtimmet und bei jedem ſich ereignenden Falle das Bedenken (Gutachten) der HH. Direktoren darüber zu erwarten iſt.

Ich überſende Ihnen beigehend ein ſatiriſches Stück, das ich mir ſeiner Zeit zurück ausbete. (Mir unbekannt.) Jonas iſt unſre Stadt — der Vormünder war der Biſchof — die guten Bedienten waren die Edelleute, die ehemals unſrer Stadt mit ſo großem Nutzen vorgeſtanden. Die Weißen und Schwarzen ſind die Reformierten und die Katholiſchen. Da der gute Jonas von den Seinen ſo übel geführet ward, iſt das Schickſal, das unſre Stadt im 17. Jahrhundert gehabt. Die erſte Meldung der Vettern iſt die Empörung von 1691, die zweite gehet auf die Verbeſſerungen, die im Jahre 1718 vorgenommen worden. Die Schwindſucht bedeutet unſre dermaligen Umſtände. Franz Raf iſt der, ſo den erſten Anzug getan, daß man neue Bürger annehmen ſoll. Das Übrige werden Sie aus dem, was ich Ihnen von Zeit zu Zeit überſchrieben, genug verſtehn.

Freilich haben wir hier leider keine Edelleute und wenig Leute, die edel denken. Es herrſchet im Gegenteil bei unſern Dummköpfen ein lächerlicher und ungereimter Haß gegen alles, was nur nach Edelleuten ſchmecken möchte. Urteilen Sie über unſre betrübten Umſtände: Auf das Geſchrei eines Metzgers, das von einem Demagogen, um ſolchen Leuten zu

ſchmeicheln, unterſtützt ward, mußte man erkennen, daß zu keiner Zeit unter keinem Vorwande ein Edelmann in das hieſige Bürgerrecht aufgenommen werden ſoll. Die meiſten rechten Leute ſind über dieſe Erkanntnis äußerſt böſe und beſtürzet. Die unverſchämten Leute durften noch ſagen, es ſei ein Fundamentalgeſetz unſrer Republik, daß darinnen keine Edelleute gelitten werden ſollen. Dieſes iſt aber grundfalſch. Es ſein die Edelleute zu allen Zeiten der vornehmſte Teil unſerer Verfaſſung geweſen, und noch izt ſteht die Stelle, da ihre Namen ehmals in die Zettel von der Regimentsbeſetzung geſchrieben worden, offen. Aber wo Unwiſſenheit, Unverſtand und Bauernſtolz die Oberhand haben, wo kann da etwas geſtiftet werden, das Ehre bringen und verſtändig ſei.

(Band 57, S. 232.)

13. Oktober 1758.

Man hat hier zwei neue Bürger angenommen [Johann Wilhelm Haas, Schriftgießer ſamt ſeiner Ehefrau und Melchior Walz, der Zinkeniſt], deren der eine ein rechter Mann, der andre aber ein ſehr ſchlechter Geſelle iſt; keiner von beiden aber iſt von einer Art, gar großen Nutzen zu ſchaffen [Iſelin hat ſich hier ſehr geirrt]. Es hat ſich noch niemand Anſehnlicher gemeldet. Die Urſache iſt ganz natürlich.

(Band 57, S. 287.)

II.

25. Dezember 1761.

Die wieder auf die Bahn gebrachte Annahme neuer Bürger wird hier ein ſtarker Stein des Anſtoßes ſein, obwohl ich wenig Fruchtbares aus dem Erfolge erwarte. Dieſes iſt der Grund, warum ich es der Mühe nicht wert erachtet habe, Ihnen bisher etwas hierüber zu melden. Wir ſind in einer wunderlichen Verfaſſung, daß ich von Beratſchlagungen dieſer Art wenig Gutes hoffen kann.

Die neuen Oberſtzunftmeiſter haben ſich gleichſam mit-

einander abgeworfen. Die Bürgermeiſter haben kein Vertrauen in die Oberſtzunftmeiſter. Die meiſten vornehmen Ratsglieder ſind auf dieſe letztern eiferſüchtig und mißtrauiſch. Wenigen iſt an dem gemeinen Weſen etwas gelegen, und noch wenigere verſtehen, was demſelben gut iſt.

Wenn nicht ein Mann erſtehet, deſſen ſtarkes Genie dieſes Chaos aufzuheitern, Verſtand und Unverſtand, gemeinnützige Abſichten geſchickt zu einem Zwecke zuſammen zu ordnen und die Schwächern durch die Macht ſeines Verſtandes und ſeiner Beredtſamkeit dahin zu reißen weiß: ſo befürchte ich mehr Übels von ſolchen Bewegungen, als ich Gutes davon hoffe.

Ich denke indeſſen, es könne die Vorſehung ſolche Umſtände, die uns völlig zufällig ſcheinen, alſo einleiten, daß ſie uns auf gute Grundſätze bringen. Ich halte immer dafür, daß die Annahme neuer Bürger unſerm Staate nötig ſei, aber ich glaube, daß ihm dieſelbe ſchädlich werden könne, wenn man in der Beſtimmung der Bedingniſſe und in der Ausübung derſelben der Parteilichkeit Platz gibt.

Noch mehr glaube ich, daß alles, was wir für den Staat unternehmen, fruchtlos ſein würde, wenn nicht die öffentliche und die beſondre Erziehung verbeſſert werden. Auch hiezu habe ich die Hoffnung noch nicht verloren.

(Band 58, S. 280.)

10. Januar 1762.

Es ſind in dieſem Jahre unter unſrer Bürgerſchaft wieder bei achtzig Perſonen mehr begraben als getauft worden. Dennoch wird die Bürgerannahme mehr als jemals hintertrieben. Ich habe faſt alle Hoffnung verloren, daß diesorts jemals etwas Gedeihliches herauskommen werde. Alle Triebfedern unſers gemeinen Weſens ſind ſchlaff, und es iſt keine Hoffnung da, daß ſie ſobald wieder werden zu ihrer gehörigen Spannung und Harmonie gebracht werden.

(Band 58, S. 291.)

16. Januar 1762.

Freilich geht eine Schrift wegen dem Bürgerweſen bei uns herum, und ſeit ein par Tagen iſt dieſelbe gedruckt worden. Eben, indem ich Ihnen nun ſchreibe, teuerſter Freund, wird dieſe Sache bei MGH. in dem Rate (Kl. Rat) angebracht und anfänglich ſehr hitzig darüber geredt. Nun da man weiß, daß Hr. Ratsherr Ryhiner dieſelbe hat drucken laſſen, ſcheinet ſich der Eifer zu legen. Indem ich Obiges ſchreibe (Iſelin beſorgt ſehr oft ſeine Privatkorreſpondenz in den Ratsſitzungen) platzt Ratsherr Ryhiner ſelbſt heraus und begibt ſich in den Ausſtand, worüber ich nicht wenig böſe wurde. Indeſſen, als er dieſes tat, ſo wollte ich nicht eine unbeliebige Ahndung erwarten. Ich ſagte, daß wenn derjenige ſich in Ausſtand begebe, der die Schrift habe drucken laſſen, ſo ſoll ſich auch derjenige darein begeben, der ſich nicht ſcheuet zu geſtehen, Anteil daran zu haben. Ich habe eine von dieſen Schriften verfertigt; dieſe wolle ich verantworten; für das andre wäre mir leid als der Verfaſſer von allem angeſehen zu werden. Auch daß die Schrift hier gedruckt worden ſei, dafür könne ich nichts. Mich verdreußt, daß ich die gefallnen Gedanken zu hören hiedurch gehindert worden bin. Man hat nach einer langen Beratſchlagung die Sache vor Geheimden Rat mit Zuziehung L. Bücherkommiſſion gewieſen und einem von den zween Buchbindern, welche dieſe Schrift verkaufen, ſolches zu tun unterſagt. Von dem andern hat man ohne Zweifel nichts gewußt.

Indeſſen iſt dieſes das Mittel, die Leute auf dieſe Schrift begieriger zu machen, ſo ungereimt und unförmlich dieſelbe zuſammengeſtellt und ſo fehlerhaft und elend dieſelbe gedruckt iſt. Hier haben Sie dieſe Schrift. Sie werden finden, daß die „Neuen Betrachtungen“ inſonderheit fehlerhaft abgedruckt ſind, und daß ſich gar einige Ungereimtheiten darin finden. Ich bin alſo mißhandelt und muß noch bald mich als ein Verbrecher verteidigen. Indeſſen iſt mir nicht bange.

(Band 58, S. 293.)

20. Januar 1762.

Unſer Bürgerweſen iſt dem Scheine nach auf gutem Wege. Die Sache iſt dem Geheimden Rate und der Bürgerkommiſſion zu beraten aufgetragen. Wir haben letzten Montag (18. Januar) den anſtändigſten und ſchönſten Großen Rat gehabt, den ich jemals geſehn habe. Alle vernünftigen Leute, auch die, welche dem Geſchäfte nicht günſtig ſind, geſtehen mit einem Munde, daß die Bedingniſſe von 1758 allzu hart ſind. Man hat wieder gute Sachen wegen innerlicher Verbeſſerungen auf die Bahn gebracht. Ich hoffe, es werden uns dieſe Bewegungen den wahren Grundſätzen näher bringen.

Über die gedruckte unförmliche Rhapſodie (im vorigen Brief genannte Schrift) hat man erkannt, daß da dieſelbe aus guten Abſichten gefloſſen ſei, man aber von ſolchem Beginnen allerhand ſchlimme Folgen befürchten könne, die öffentliche Verkaufung dieſer Rhapſodie ſoll verboten bleiben; übrigens ſoll L. Bücherkommiſſion bei Unterſuchung der Cenſurordnung beraten, was überhaupt über ſolche Sachen zu verordnen ſei. (Band 58, S. 299.)

29. Januar 1762.

Ich habe Ihnen vergeſſen zu ſagen, daß Herr Gerichtsherr Ortmann, den Sie kennen, das Bürgerweſen auf das Neue in Bewegung gebracht hat.

Ich muß Ihnen hierüber etwas Luſtiges erzählen. Ein gewiſſer Herr Merian, der ein großer Eiferer, überhaupt aber ein wunderlicher Kopf iſt, ereiferte ſich aus dieſem Anlaſſe in dem Großen Rate ganz ungemein wider die ledigen Leute, warf alle Schuld auf dieſelben und wollte gar, daß ſich ſolche bei der Beratſchlagung in den Ausſtand begeben ſollten. Herr Ortmann, auf dem inſonderheit dieſer Eifer zielete, redte kurz nach dieſem ehrlichen Manne und fügte, nachdem er ſeine Meinung geſchloſſen hatte, noch bei: er ſei betrübt, daß die ledigen Leute bei dieſer Sache ſo angeſchwärzet werden, ſie, die am meiſten Bedauern ver-

dienten, da sie das Unglück hätten, der süßen Vorteile des Ehestandes beraubet zu sein. Daß er in diesem Stande sei, liege die Schuld nicht an ihm; er habe allezeit gesuchet, sich zu verheiraten, ohne so glücklich gewesen zu sein, es auf eine seinen Umständen gemäße Weise tun zu können. Indessen habe der Herr, welcher am meisten wider die ledigen Leute losgezogen, einige artige Töchter; um eine derselben wolle er ihn nebst einem anständigen Heiratsgute hiemit feierlich angesprochen haben. Dieser Einfall wurde mit einem allgemeinen Beifalle aufgenommen. Herr Ortmann brachte denselben auch mit einer ungemeinen Anständigkeit und Lieblichkeit vor.

Nun ist das Bürgerwesen wieder in einer gänzlichen Bewegung. (Band 58, S. 301.)

10. Februar 1762.

Mit dem Geschäfte wegen der Bürgeraufnahme hat es wieder einen ziemlich guten Anschein. Die letztere Beratung, die wir im Geheimden Rate und bei L. Bürgerkommission gehabt haben, war ein Muster einer anständigen und vertraulichen Beratschlagung. Man vereinigte sich, die beschwerlichsten Bedingnisse, die in den Verordnungen von 1758 enthalten sind, wegzulassen. Ich schmeichle mir viel dazu beigetragen zu haben. O wenn nur noch Ortmann anstatt seinem Vater, der zwar auch die besten Absichten hat, in diesen beratschlagenden Kollegien säße! Einen solchen Gehilfen hätte ich nötig. (Band 58, S. 310.)

27. Februar 1762.

Das Geschäft wegen der Bürgeraufnahme läßt sich sehr wohl an. Ich erstaune, wenn ich denke, wie sich die Denkungsart in den beratschlagenden Kollegien seit vier Jahren geändert hat. Man ist über alles einig — ich sage Ihnen aber wie das Obige auch dieses im Vertrauen, weil es noch nicht sogleich vor Großen Rat kommen wird — nur die Regiments-

fähigkeit ausgenommen. Die mehrern wollen die Neuangenommenen davon ausschließen, ihren Söhnen aber den Zutritt in E. E. Großen Rat und ihren Großsöhnen in den Kleinen Rat und zu allen Ämtern und Ehrenstellen gestatten.

Ich hatte dieses vor vier Jahren in meinen „Freymühtigen Gedanken" von Wort zu Wort also vorgeschlagen. Ich stellte aber nun vor, daß die Notwendigkeit, unser Nahrungswesen in einen blühenden Stand zu stellen, unumgänglich erfordere, daß wir die neuen Bürger auf alle Weise begünstigen und dieses um desto mehr, je gewisser es sei, daß geschickte und rechtschaffene Leute an so viele Orte mit Titeln und Pensionen, mit Ehrenstellen, mit Vorschüssen an Gelde und mit vielen andern Vorteilen gelocket, daß uns selbst viele der nützlichsten und geschicktesten Bürger entzogen werden, und daß man nach den dermals herrschenden guten Grundsätzen unter den meisten Königen und Fürsten so frei und sicher und in vielen Stücken noch angenehmer leben könne als unter freien Staaten.

Da nun wir nur nützliche, wohldenkende und ehrliebende Leute zu Mitbürgern wünschen, so müssen wir dieselben nicht durch eine lange gesetzliche Unfähigkeit zu Ehrenstellen gleichsam von uns verscheuchen. Ich schlug deshalben vor, ein neuer Bürger sollte 12 Jahre nach seiner Aufnahme des Großen Rats und nach 24 Jahren des Kleinen fähig sein; zum mindesten sollte man die letztere Gunst ihren in dem hiesigen Bürgerrecht geborenen Söhnen gewähren; von den einträglichen Diensten aber sollte man die neuen Bürger und ihre Söhne ausschließen, weil man Leute verlange, die durch ihre Gewerbsamkeit nützlich sind. Doch wollte ich hier in Betrachtung der Lehrstellen bei der hohen Schule eine Ausnahme machen; ich wollte da jedem Fremden das Recht gestatten, sich um solche zu bewerben und dem, der eine erhielte, das Bürgerrecht unentgeltlich angedeihen lassen.

Es wird sich zeigen, was MGH. und Obern zu seiner Zeit darüber entscheiden werden. Ich habe vorgeschlagen,

über meinen letztern Antrag wegen den Professorenstellen von L. Regenz unsrer Hohen Schule ein Gutachten zu begehren, welches genehmigt worden ist. Nun wollen wir sehen, was diese Herren sagen. Ich werde erst gewahr, wie lange ich über diese Sache geplaudert habe.

(Band 58, S. 320.)

8. März 1762.

Wegen den Gelehrten ist das Bedenken noch nicht eingekommen. Ich halte nicht darfür, daß wir von der Regenz widrige Vorschläge zu befürchten haben. Hr. Professor Iselin hat mir diesen Vorschlag selbst gemachet, als ich ihm vor einiger Zeit gezeiget hatte, daß der schlechte Zustand unserer philosophischen Fakultät unsrer Hohen Schule mehr schade als der Mangel einer Reitschule, über welchen unsre H. H. Rechtsgelehrten seit verschiedenen Jahren so bittre Klagen führen. Er begriff gar wohl, daß meine Meinung gegründet sei, und ich hoffe, er werde bei der Beratschlagung es dahin bringen, daß seine Kollegen ihm großenteils beifallen werden. Wir haben letztern Donnerstag wieder Geheimden Rat und Bürgerkommission gehabt.

(Band 58, S. 325.)

25. März 1762.

Unsere Beratschlagungen über das Bürgerwesen werden von unsern Gelehrten verzögert. Diese Herren haben vor acht Tagen über den wichtigen Gegenstand, der ihnen vorgelegt worden ist, beraten. Es scheinet mit ziemlicher Verwirrung. Ich habe seither drei Professoren gesehen. Alle drei haben mir ihren Beschluß anders erzählet. Ich habe gestern dem Rektor sagen lassen, wo das Bedenken bleibe. Er sagte mir, er habe noch nicht daran arbeiten können; er brauche drei Tage zu diesem Werke, und dann müsse es noch herungesandt werden. Welch einen Bericht wird dieses nicht abgeben! Drei Tage Arbeit von einem Magnifico und zwar

von Magnifico Ramſpeckio; deutſch zu reden: ich habe ſchlechte Hoffnung daran. (Band 58, S. 331.)

2. April 1762.

Die L. Regenz hat ihr Gutachten dahin erteilet, daß ein neuangenommener Bürger alſobald nach ſeiner Annahme ſollte zu Profeſſionen wahlfähig ſein. Sie findet aber, daß es der Ehre unſrer Gelehrten nachteilig ſein würde, Fremden das Bürgerrecht als eine Belohnung zu verſprechen, wenn ſie ſolche Stellen bei uns annehmen. Dieſer Vorſchlag an ſich ſelbſt iſt weit beſſer als die meiſten Gründe, mit welchen derſelbe begleitet war.

Geſtern ſind die Beratſchlagungen über die Bürgerannahme von dem Geheimden Rate und der Bürgerkommiſſion beendigt worden. Man hätte geglaubt, Herr Debari und ich wären Brüder, ſo einſtimmig waren wir. Es kam auch endlich dazu, daß das Bedenken über die Bedingniſſe in allen Punkten einmütig abgefaſſet wurde. Wenn dieſe Bedingniſſe von MGH. und Obern begnehmigt werden, wie ich Urſache habe zu hoffen, ſo werden die Fremden ſehen, daß uns Ernſt iſt, und ſo zweifle ich nicht, daß die Sache einen glücklichen Erfolg haben werde. Wir verlangen ehrliche und fleißige Leute. Wir fordern kleine Gebühren von denſelben, und wir ſetzen ihre in dem hieſigen Bürgerrecht geborenen Kinder in den gleichen Rang und in die gleichen Rechte mit uns allen. Was können ſie weiters verlangen. Welch ein Unterſchied, der ein Werk von kaum vier Jahren iſt! Ich bin ſo eitel, mein Freund, daß ich mir einen Teil dieſer Änderung zuſchreibe, und daß ich darüber vielleicht zufriedener bin, als ich ſollte. (Band 58, S. 335.)

Hiemit ſchließt Iſelin ſeine Berichterſtattung an Hirzel über die Verhandlungen in den Behörden über die Aufnahme neuer Bürger. Leider fehlt der Schlußakt, und wir ſind zu deſſen Kenntnis auf die Ratsbücher und Iſelins Tage-

buch angewiesen. Der Entscheid fiel am 26. April 1762 im Großen Rat. Mit 91 gegen 50 Stimmen wurde Iselins Entwurf der neuen Ordnung der Bürgeraufnahme (20 Folioseiten) mit wenig Änderungen angenommen und der sofortige Druck dieser obrigkeitlichen Verordnung beschlossen.

Da dieses wichtige Aktenstück unbedingt zu meiner Arbeit gehört, so will ich es zur Bequemlichkeit meiner Leser in einer genauen wörtlichen Abschrift dem Schluß anfügen.

III.

30. Juli 1762.

Unsere neuen Bürger sind zween Kaufleute — brave Männer; der eine ist schon seit mehr als fünfzehn Jahren hier verheiratet und hat eine Handlung, die sonst zu nichts worden wäre, in einem blühenden Stand erhalten. Er nennet sich Strampfer und ist von Windsheim aus Frankenlande, der andre ist ein wackerer junger Kaufmannsbediente, der seines Patrons Tochter heiratet. Er nennet sich Kolb und ist von Mannheim.

Ich kann nicht recht aus der Sache kommen. Ich höre hin und wieder Reden, welche mich befürchten machen, es wolle gewisse Leute alles wieder umkehren. Es kann sein, daß sie für ein par Jahre ihren Zweck erreichen, aber nachher wird man wohl die Annahme noch mehr erleichtern müssen.

Nun — ich schreibe Ihnen dieses noch im Vertrauen — meldet sich ein beträchtlicher Mann. Es ist Herr Schmidt von Bern, der bekannte Antiquarius. Er hat an Daniel Bernoulli geschrieben und verspricht der Hohen Schule gute Dienste zu leisten; diesen erwarte ich mit Ungeduld. Wenn nur zween oder drey seiner Art kämen! Wenn nur Zimmermann sich hiezu entschlösse! Er wäre mir anstatt Hunderten in Betrachtung meiner Vaterstadt und anstatt aller in Betrachtung meiner. (Band 58, S. 417.)

10. Auguſt 1762.

Herr Schmidt von Bern iſt ein ungemein angenehmer Menſch und beſitzt eine außerordentliche Gelehrſamkeit. Er iſt hier, jedermann wird ihm beim erſten Anblicke geneigt. Übermorgen wird er vor Geheimden Rate und der Bürgerkommiſſion angehöret und Montags darauf vor Gr. Rate. Ich zweifle nicht an ſeiner Annahme. Es melden ſich noch einige andere und darunter ſehr nützliche und wackere Leute.

(Band 58, S. 428.)

17. Auguſt 1762.

Hr. Schmidt iſt geſtern einhellig zum Bürger angenommen worden und zwar zur Bezeugung MGH. Achtung gegen desſelben Gelehrſamkeit und Verdienſte unentgeltlich. Ich geſtehe Ihnen, daß mir dieſes eine lebhafte Freude verurſachet hat, mehr für die Ehre meines Vaterlandes als wegen Hrn. Schmidt ſelbſt. Indeſſen haben wir da einen Mann erworben, auf den wir uns etwas Rechtes einbilden können. Herr Debari (auf den Iſelin nicht immer gut zu ſprechen iſt) hat geſtern Wunder getan und ſich in den meiſten Stücken von einer recht ſchönen und verehrungswürdigen Seite gezeigt. Ich verſpreche mir immer mehr ungemein Gutes von ihm. (Band 58, S. 432.)

25. Auguſt 1762.

Ich weiß Hrn. Schmidts Abſichten nicht recht. Er iſt nicht verheiratet. Er ſagte mir, er wolle dereinſt hier Collegia geben. Nun hat er noch einige Reiſen vor. Hrn. Zimmermann begreife ich nicht. Sie kennen ſeinen Charakter; ich mag ihn nicht auffordern. Nun ſind zweene unſrer vornehmſten Ärzte dem Ende nahe; einer davon iſt Profeſſor. Ich glaube die Umſtände ſind für dieſen würdigen Mann ſehr günſtig, aber für zukünftige Begebenheiten gutſtehen, das kann ich

nicht. In ſolchen Sachen muß man nur nach Wahrſcheinlichkeiten gehen. Ein Arzt ſollte dieſes am beſten wiſſen.

(Band 58, S. 440.)

14. September 1762.

Unſre philoſophiſche Fakultät hat dem Hrn. Schmidt, unſerm neuen Bürger, den Magiſtergrad unentgeltlich erteilet. Er hätte ohne denſelben bei unſrer Univerſität keine Stelle erhalten können. Indeſſen hat die Regenz beſchloſſen, demſelben den Titel eines außerordentlichen Profeſſors in den Altertümern zu erteilen. Alles geht dieſem jungen Gelehrten nach Wunſche. Er hat vorgeſtern Briefe bekommen, daß er wieder einen Preis bei der Pariſer Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften gewonnen hat, wieder über einen Stoff aus den ägyptiſchen Altertümern. Er ſchreibet nun eine Abhandlung über die Rogenſteine in unſre Acta.

Unſre Bürgerannahme dürfte wohl einen wunderlichen Schwung nehmen. Die meiſten Gemüter ändern ſich wieder. Sie hatten den allgemeinen Satz mit ziemlicher Gelehrigkeit angenommen. Nun da die einzelnen Fälle kommen, ſträuben ſie ſich dorwider. Es iſt hier der gleiche Unterſchied wie zwiſchen der Theorie und der Ausübung der Moral.

(Band 58, S. 452.)

24. September 1762.

Ich ſehe Hrn. Schmidt nicht anders an, als wie ich einen reichen Kaufmann anſehe, der unſer Bürgerrecht erhalten würde. Der eine brächte viel Geld und der andre viel Erkenntniſſe und zwar von einer Art, die nicht viel mehr taugen als Geld. Für einen Weiſen habe ich ihn nie gehalten. Er zeigt ſich auch nicht als einen ſolchen. Wenn er ein Gelehrter von einer gründlichen Art wäre, ſo hätte er hier ſo großen Beifall nicht gefunden. Er ſuchet nun eine Frau und ſtreichet immer bei unſern Schönen herum. Ich beſorge,

er verliere dadurch zuletzt auch bei den seichten Köpfen das Ansehn, so er bei ihnen hat.

Man hat letzten Großen Ratstag wieder über das Bürgerwesen geredt. Der Antrag, etwas daran abzuändern, wurde beinahe einhellig verworfen. Die Unwilligsten waren abwesend — im Herbst — und den Herbst versäumet man nicht so leichte. Unsre Landesväter . . . aber was nützt es zu spotten.... Obwohl difficile sit satyram non scribere.

(Band 58, S. 458.)

Anhang.

Verordnung über die Annahme neuer Bürger.

(Gedr. Mandat 1762, April 26.)

Wir Statthalter des Bürgermeisterthums, Kleine und Große Räthe der Stadt und Respublic Basel entbieten Männiglich Unsern gnädigen und geneigten Willen und dabey zu vernehmen; daß Wir wegen der Annahme neuer Bürger zum Besten Unsers Gemeinen Wesens folgende Verordnung abzufassen gutgefunden haben:

Erster Abschnitt.

Von den Eigenschaften derer Welche in das hiesige Bürgerrecht aufgenommen werden sollen.

Derjenige Fremde welcher in das hiesige Bürgerrecht aufgenommen werden soll; soll Erstlich sich zu Unsrer H. Reformierten Religion bekennen; ehelich und ehrlicher Geburt und Herkommens, guten Leumdens, von einem anständigen und nützlichen Berufe mit den erforderlichen Mitteln denselben zu treiben versehen, und ein freyer Mann, hiemit keinem Könige, Fürsten oder Herrn mit Lehenspflichten, Leibeigenschaft oder Rechenschaft zugethan seyn.

Ehe ein solcher von Uns in seinem Begehren um das

Bürgerrecht angehöret werden wird; soll derselbe allervorderst die Beweisthümmer dieser Eigenschaften den L. Collegien, welche unten werden benamset werden, zur Untersuchung vorlegen. Da es aber sich ereignen kan, daß ein rechtschaffener und nützlicher Mann triftige Gründe habe, warum er nicht sogleich alle verlangten Beweisthümmer aufweisen, oder da ein solcher aus guten Gründen sich von seinen ältern Verbindlichkeiten nicht eher losmachen kan, biß er seiner Aufnahme in das hiesige Bürgerrecht gewiß ist: so behalten Wir uns vor, denjenigen Personen, welche sich in diesen Fällen befinden, eine Frist von einem Jahre zu vergönnen; innert welcher sie dasjenige, was ihnen an ihren Beweisthümmern fehlet, ergänzen, oder sich von ihren vorigen Verbindlichkeiten befreyen sollen.

Damit aber auch diejenigen, welche hier in Diensten stehen, oder gestanden sind, ihre Aufnahme in das hiesige Bürgerrecht nicht ungerechter Weise zu dem Nachtheile ihrer ehmaligen Herren und Meister mißbrauchen: so verordnen Wir hiemit; daß solche Personen, welche hier in Handelshäusern, in Fabriken oder bey Handwerkern, es sey als Handelsbediente, als Gesellen oder auf irgend eine andere Weise in Diensten stehen oder gestanden sind, um das hiesige Bürgerrecht nicht angehöret werden sollen sie legen denn deshalben die Einwilligungs-Scheine aller ihrer voriger Herren oder Meister, oder derselben Erben, falls diese die nemliche Handlung oder denselben Beruf wie ihre Erblasser forttreiben, zu diesem Ende vor. Es soll auch solchen Herren und Meistern und ihren Erben, welche das gleiche Gewerb fortführen, freystehen, mit dergleichen Bedienten und Gesellen über die Bedingnisse unter welchen sie denselben diese Einwilligung ertheilen, Verträge zu errichten; und diese sollen bey Verlurste ihres erlangten Bürgerrechtes gehalten seyn den mit ihren vorigen Herren und Meistern oder mit derselben Erben obgedachter massen eingegangenen Verglichen getreulich nachzukommen.

Zweyter Abſchnitt.

Von den Bürgerrechts-Gebühren.

Ein neuangenommener Bürger ſoll Zweytens für die Aufnahme in das Bürgerrecht nach Verſchiedenheit des Standes und Berufes Unſerm gemeinen Gute eine Gebühr entrichten. Für einen ſolchen der ohne einen beſondern Beruf zu treiben aus ſeinen Zinſen leben will, haben wir zu dieſem Ende die Summe von Vierhundert neuen Franzöſ. Thalern; für einen Handelsmann und Fabricanten, die von Zweyhundert; und für einen Gelehrten, für einen Künſtler und für einen Handwerksmann die von Hundert ſolchen neuen Franzöſ. Thalern veſtgeſetzet; welche ein jeder derſelben für ſich, für ſeine Ehfrau, für ſämmtliche ſeine Kinder weiblichen und auch für diejenigen männlichen Geſchlechtes, welche unter achtzehn Jahren alt ſind, entrichten ſoll. Hätte aber ein ſolcher einen Sohn oder mehrere, die über achtzehn Jahre alt ſind: ſo ſoll für denſelben das Bürgerrecht beſonders begehret, und dafür die halbe Gebühr bezahlet werden. So ſoll auch derjenige neue Bürger, welcher ſich mit eines alten Bürgers Tochter verheurathet, nur die halbe Gebühr entrichten, welche für die andern veſtgeſetzet iſt.

In Betrachtung beſonders geſchickter und anſehnlicher Gelehrter, ſehr nützlicher Künſtler und ſolcher Perſonen, welche ganz neue Fabriken, Gewerbe und Berufe hieherbringen, und welche ſich dadurch Unſerm gemeinen Weſen vorzüglich nützlich erweiſen werden; behalten Wir Uns vor, dieſelbe nicht nur durch Nachlaſſung oder durch Verminderung der Gebühren; ſondern auch ſonſt, wie Wir es dem wahren Beſten des Staates gemäß erachten werden, zu begünſtigen.

Dritter Abſchnitt.

Von den Gerechtſamen der neuangenommenen Bürger in Betrachtung der Aemterfähigkeit.

Alle Unſere neuangenommenen Bürger ſollen Drittens mit den alten die gleichen Rechte, Gerechtigkeiten und Freyheiten zu genießen haben, die Aemterfähigkeit allein ausgenommen. In Betrachtung derſelben ſollen ſie alle ſowohl als ihre vor Erhaltung des hieſigen Bürgerrechtes gebohrne Sohne für immer von E. E. Kleinen und Groſſen Rathe, von E. E. Stadtgerichte und von allen erbetnen Aemtern und Dienſten ausgeſchloſſen ſeyn. Diejenigen hingegen, welche in dem hieſigen Bürgerrechte gebohren werden, ſollen in allen Stücken gleich den übrigen alten Bürgern angeſehen werden. Hiebey aber haben Wir, aus Begierde fremde Gelehrte zu begünſtigen und die Blüthe der Gelehrſamkeit bey Uns zu befördern, beſonders verordnet, daß ein jeder neuangenommener Gelehrter, welcher übrigens die dazu erforderlichen Eigenſchaften und akademiſchen Grade beſitzet, von E. E. Regenz Unſerer Hohen Schule zu den erledigten Lehrerſtellen bey derſelben, die in der theologiſchen Facultät allein ausgenommen, nach Unſern Verordnungen und Geſetzen in die Wahl gezogen werden könne.

* * *

Ein Fremder welcher ſich um das hieſige Bürgerrecht bewirbet, hat ſich deßhalben bey Unſern Hochzuverehrenden Herren Häuptern um den Zutritt vor Unſre Geheimden Räthe und vor Unſer Verordneten in Bürgerrechtsſachen zu melden. Dieſe ſollen hierauf nach der von Uns vorgeſchriebenen Verordnung dieſelben anhören, ihre Gründe und Beweisthümmer prüfen und unterſuchen, und derſelben

Begehren nebſt ihrem Gutachten zuerſt vor E. E. Kleinen, und von dar vor E. E. Groſſen Rath zur Entſcheidung bringen. Wenn alsdenn ein ſolcher Fremder die Gebühr entrichtet und von Uns das Bürgerrecht erhalten haben wird, ſo bleibt demſelben nichts mehr zu leiſten übrig, als ſo bald möglich in der Canzley über den gewöhnlichen Bürger-Eid und über dieſe Unſere Verordnung wegen den neuen Bürgern den Eid abzulegen, und hierauf nach Erheiſchung ſeines Berufes und Unſerer Geſetze, E. E. Zunft anzunehmen.

Alſo beſchloſſen in Unſrer Groſſen Raths-Verſammlung den 26. Aprillens 1762.

Canzley Baſel, ſſt.

Anmerkungen.

S. 212. Salomon Hirzel: 1727—1818, von Zürich, ward 1753 Ratsſubſtitut, 1762 Stadtſchreiber, 1783 Staatsſeckelmeiſter und gelangte hiemit zum zweithöchſten Standesamt der Republik Zürich, einer der vorzüglichſten Staatsmänner der Schweiz, hochgebildet und gelehrt, Mitbegründer der helvetiſchen Geſellſchaft, einer der intimſten Freunde Iſelins. Er ſchrieb nach deſſen Tode (15. Juli 1782) ein „Denkmahl Iſaak Iſelins", das Schönſte, was jemals über dieſe edle Perſönlichkeit geſchrieben wurde.

Johann Rudolf Frey: 1727—1799, der Herzensfreund Iſelins bis zu deſſen Tod, 50 Jahre lang Offizier in franzöſiſchen Dienſten, bekannt als Schriftſteller durch ſeine Überſetzung des „Kleinjogg" von Kaſpar Hirzel ins Franzöſiſche. Mitbegründer der Helvetiſchen Geſellſchaft. Ein zehnbändiger reichhaltiger Briefwechſel iſt das ſchönſte Dokument ihrer Freundſchaft. Sie ruhen beide im Kreuzgang des Münſters.

S. 215. Samuel Merian: 1685—1760, Oberſtzunftmeiſter 1730, Bürgermeiſter 1731.

Johannes Debary: 1710—1800, Ratsherr 1757, Oberſtzunftmeiſter 1760, Bürgermeiſter 1767, reſigniert 1796, einer der bedeutendſten Staatsmänner im alten Baſel, den Iſelin nicht immer unparteiiſch beurteilt.

S. 216. Emanuel Wolleb: 1706—1788, I. U. D., 1740—1784 Schultheiß (Präſident) am Stadtgericht Großbaſel, ein feiner Kopf und ſatiriſcher Schriftſteller. Seine „Reiſe ins Concert" (1755) iſt eine

köſtliche Satire auf das 1752 gegründete Mittwochskonzert, die ſich auch heute noch mit vielem Vergnügen lieſt. Wolleb war trotz der Verſchiedenheit im Alter Iſelins beſter Freund in der Stadt und guter Berater ſeiner literariſchen Unternehmungen. Bekannt wurde er über Baſel hinaus als Herausgeber des „Helvetiſchen Patrioten", eine Monatsſchrift, an der Iſelin (anonym) ſtark beteiligt war.

Daniel Bernoulli: 1700—1782, Sohn des großen Johannes I, war ſeit 1750 Profeſſor der Phyſik an der Basler Univerſität.

S. 217. Dr. Geimüller: Joh. Rud. Geymüller, 1713—1771, Dr. med., Sechſer zu Weinleuten, ſtand mit Iſelin in angenehmem Verkehr. Seine Briefe an Iſelin im Iſelin-Archiv, Bd. 23.

Ratsherr Rihiner: Johannes Ryhiner, 1728—1790; Meiſter zu Hausgenoſſen, welcher Zunft Iſelin angehörte, 1761, Oberſtzunftmeiſter 1778, deſignierter Bürgermeiſter 1789, ſtarb den 19. Mai 1790.

Frau Ratsherr Fürſtenbergerin: Eſther, geb. Ortmann. Johann Heinr. Fürſtenberger, 1698—1761, Zunftmeiſter zu Hausgenoſſen.

Sam. Burkard: Burckhardt-Zäslin, 1692—1766, Sechſer zu Safran, der reichſte Basler ſeiner Zeit, wohnte im Ramſteinerhof, galt als der unbeſtrittene Arbiter Elegantiarum ſeiner Vaterſtadt, ein Kunſtfreund.

S. 219. Bedenken: „Freymühtige Gedanken".

Iſelin berichtet über die beiden erſten Sitzungen im XIII. Rat (ſiehe Einleitung); in einer dritten Sitzung am 16. Februar 1758, von der Iſelin nichts berichtet, wurde der von ihm entworfene Großratſchlag, 9 Folioſeiten, für gut befunden und beſchloſſen: „Solle dieſer Ratſchlag vor MGH. und Obern (Großer Rat) gebracht werden."

Dies geſchah in der ſtürmiſchen Großratsſitzung am 20. Februar 1758, worüber Iſelin kein Wort ſagt. Es wurde beſchloſſen:

„Soll dieſer Ratſchlag für vier Wochen zur Canzlei gelegt und alsdann MGH. und Obern (Großrat) beim Eid geboten, indeſſen in dieſer Zeit von MGH. den Dreyzehn und den Deputierten ad. Statuta, was für Leut und unter was für Bedingnuſſen in des all hieſige Burgerrecht anzunehmen, auch ob und wie einer gemeinen Burgerſchaft könnte ausgeholfen werden überlegt und MGH. und Obern (dem Großrat) ein wohl erdeuerter Ratſchlag eingegeben werden." Natürlich fiel dieſe ſchwierige Arbeit dem geplagten Ratſchreiber zur Laſt; doch er mußte ſich ſagen: Vous l'avez voulu, George Dandin. Wer ſich übrigens für dieſes 20 Folioſeiten ausfüllende „Bedenken" Iſelins intereſſiert, kann es im Großratsprotokoll vom 20. März 1758 auf dem Basler Staatsarchiv leſen. Meine ſchwachen Augen haben es mir nicht geſtattet.

S. 220. Stadtschreiber: Franz Passavant, 1708—1783, I. U. D., seit 1744 Stadtschreiber resp. Chef der Canzlei und hiemit Vorgesetzter Iselins.

Widerlegung: Diese Schrift hat den Titel: „Unpartheysche Betrachtung der Freymüthigen Gedancken über die Entvölckerung unserer Vaterstadt." In der Stadt ging die Meinung, der Verfasser dieser Schmähschrift sei Iselins Onkel, der Rechtsprofessor und Herausgeber der Basler Zeitung Dr. Johann Rudolf Iselin, mit dem er nicht am besten stand. S. 12 bestreitet Iselin diese Anschuldigung, ebenso in seinen Briefen an Frey, wenn auch mit weniger Bestimmtheit. „D'ailleurs", schreibt er gleichsam zur Entschuldigung seines Onkels, „si j'osais le dire, Messr. les gazetiers sont payés pour débiter les mensonges d'autrui."

S. 221. Oberst Burckhardt: Isaak Burckhardt, 1699—1757, der ältere Bruder von Iselins Mutter, der uns nun wohlbekannte originelle „Onkel Oberst". 1735 wurde er Oberst über ein Regiment Landmiliz (Baselland). Er war Mitglied des Kleinen- und des Geheimen- oder Dreyzehnerrates, des wichtigsten und ansehnlichsten Kollegiums der Basler Republik. Mit Vorliebe ward er zu diplomatischen Sendungen verwendet, wozu er ein besonderes Geschick hatte. An Iselin versah er Vaterstelle bis zu dessen Verheiratung im Jahre 1756. Iselin verehrte ihn trotz gewisser unangenehmen Außenseiten aufs innigste und widmete ihm nach seinem Tode (19. März 1757) einen anonymen, aber leicht erkennbaren liebevollen Nachruf, der in den Schweizerischen Lebensbeschreibungen Bd. 3 zu finden ist.

Anmerkungen über die Unparteiische Betrachtung: Der vollständige Titel dieses Pamphletes lautet: Anmerkungen über die Unparteiische Betrachtung der Freimühtigen Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt.

Iselins launige Darlegung der Entstehung dieses Elaborates, das Hirzel offenbar nicht besonders gefallen hat, gibt uns die Befriedigung, daß er dafür nicht verantwortlich gemacht werden kann.

S. 222. Ortmann: Andreas, 1728—1799, Mitglied am Stadtgericht Großbasel, 1760 Sechser zu Gartnern und damit Mitglied des Großen Rates, wo er der eifrigste Vertreter der Sache Iselins war, 1784 Ratsherr und 1787 Dreyherr.

S. 223. Großratsbeschluß vom 20. März 1758: „Sollen von nun an neue rechtschaffene und nützliche Bürger angenommen, doch niemand um das allhiesige Bürgerrecht angehöret werden, es seyen denn zuvor die Qualitäten und Bedingnussen, unter welchen neue Burgere anzunehmen, regliert."

S. 224. Meine Geliebte: Iselins Gattin, Helena Forkart, 1740

bis 1810, Tochter des Stadt- und Gerichtschreibers Kleinbasels Dietrich Forkart, Enkelin des Bürgermeisters Joh. Rud. Fäsch. Sie war in dem nun abgebrochenen „Großen Colmar" geboren und aufgewachsen; sie starb daselbst am 5. März 1810.

Iselins zweite Tochter: Anna Maria, 1758—1840, verheiratet 1776 mit Niclaus Preiswerk.

S. 226. wegen denen Fabrikanten: Am 17. April 1758 debattierte man im Großen Rat über den Iselin so sehr am Herzen liegenden Artikel „wegen den Fabrikanten". Es wurde beschlossen: „Solle, wann ein frömder Fabrikant sich um das allhiesige Burgerrecht anmelden wird, derselbige von einem L. Directorio der Kaufmannschaft angehöret, seine Qualitäten und was für eine Fabrique er allhier etablieren wolle untersucht, jene hiesige Burgere, in denen Fabriques oder Beruf eine solch neue Fabrique einlaufen möchte, auch darüber vernommen, einen Frömden sich allso anmeldenden Hoffnung zu alltunlicher Facilität gemacht und dann, wie ein solcher anzusehen MGH. und Obern (Großrat) ein Bedenken einzugeben, anbey sein Name, so lang er solches begehren würde, verhält, übrigens wegen dem Vermögen und bezahlenden Gebühr vordrist das seinethalben eingebende Bedenken abgewartet und dann beide bestimmet werden." Also wieder genug Arbeit für den Ratschreiber!

S. 227. Bürgerrechtsordnung: Vgl. Anhang.

S. 229. Die wieder auf die Bahn gebrachte Annahme neuer Bürger: Am 16. November 1761 stellte, wie ich einer Notiz in Iselins Tagebuch entnehme, Andreas Ortmann den im Großratsprotokoll stehenden Anzug: „Sollte vor ein L. Collegium gewiesen werden zu deliberieren und zu untersuchen, warum, da doch MGH. und Obern vor einigen Jahren (20. März 1758) denen Frömden die Türen zu dem hiesigen Burgerrecht geöffnet hatten, sich bis dato niemand darum angemeldet habe."

Dieser Anzug wurde erst am 18. Januar 1762 behandelt und beschlossen: „Ist dieser Anzug vor MGH. die XIII mit Zuziehung einer L. Burgercommission gewiesen und ein Bedenken hierüber an den Großen Rat abzugeben." Dieses neue Bedenken war natürlich wieder Sache des vielgeplagten und halbkranken Ratschreibers; es zählt 18 enggeschriebene Folioseiten.

Iselin berichtete dann nachträglich am 29. Januar 1762 seinem Freunde Hirzel über diese so bewegte Sitzung mit der köstlichen Anekdote Ortmanns, wovon allerdings im Ratsprotokoll nichts steht.

Oberstzunftmeister: Isaak Hagenbach, 1713—1777, Meister zu Kaufleuten 1753, Oberstzunftmeister 1760, Bürgermeister 1762. Johannes Debary (s. S. 215). Bürgermeister: Joh. Rudolf Fäsch, 1680

bis 1762, Ratsherr 1728, Oberstzunftmeister 1735, Bürgermeister 1760, Iselins Großschwäher. Felix Battier, 1691—1767, Meister zu Weinleuten 1734, Oberstzunftmeister 1740, Bürgermeister 1760.

S. 230. Erziehung: Iselin hatte eben damals ein umfangreiches „Bedenken über die öffentliche und besondre Erziehung in einem demokratischen Staate" abgefaßt. Dieses hervorragende gänzlich unbekannte Werk (J. Archiv, Bd. 21) harrt immer noch des Druckes.

S. 231. Schrift wegen dem Bürgerwesen: Ich mache darauf aufmerksam, daß sich diese „Rhapsodie", wie Iselin das Machwerk nennt, in der schon erwähnten Varia Basiliensia der U. B. befindet; ob vollständig, lasse ich dahingestellt. Das erste Stück „Neue Betrachtungen über die Annahme neuer Bürger in Basel" ist also von Iselin, wenn auch „mißhandelt".

S. 233. Ortmann: Jeremias, 1703—1784, Meister zu Weinleuten 1740, Dreyzehnerherr 1754, einer der einflußreichsten Ratsherren.

S. 235. Rektor: Jakob Christoph Ramspeck (1722—1797), seit 1748 Professor der Beredsamkeit an hiesiger Universität, 1762 rector magnificus, 1768 Gymnasiarch (Rektor des Gymnasiums). Näheres über ihn in meiner Studie: „Isaak Iselin als Student in Göttingen" (Basler Jahrbuch 1916).

S. 237. Schmidt von Bern: Friedrich Samuel, 1737—1796. Über diese bedeutende Persönlichkeit gibt es eine größere Biographie von Heinrich Dübi im „Neujahrs-Blatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1894" und eine kleinere, aber für den vorliegenden Zweck durchaus genügende von Markus Lutz in seinem Werk: „Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem achtzehnten Jahrhundert".

Außerdem besitzen wir im Iselin-Archiv 18 Briefe (17 in französischer, der letzte in deutscher Sprache) Schmidts an Iselin, der erste datiert 1760, der letzte von Frankfurt a. M. 14. Mai 1782, also kurz vor Iselins Tod 15. Juli 1782.

Man sieht aus diesen Briefen vor allem, wie freundschaftlich sein Verhältnis zu Iselin war und wie wenig ernst man des letztern Urteil über den jungen Gelehrten nehmen muß.

Übrigens hielt es Schmidt nicht lange in Basel aus. Schon im Jahre 1764 trat er als Bibliothekar in den Dienst des Markgrafen von Baden, wurde Hof- und Legationsrat, 1790 in den Reichsfreiherrenstand erhoben und starb den 11. April 1796 in Frankfurt als Resident der Höfe zu Karlsruhe, Mannheim und Kassel bei dem Ober- und Niederrheinischen Kreise.

S. 238. Zimmermann: Johann Georg von Brugg, 1725—1795, Dr. med., später großbritannischer Leibarzt in Hannover, berühmter

Schriftsteller; am bekanntesten ist sein Werk „Über die Einsamkeit". Mit Iselin stand er bis zu dessen Tod in regem Briefwechsel. Im Jahre 1762 praktizierte er noch als Arzt in Brugg, war auch Mitbegründer der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach.

S. 239. Acta: Acta Helvetica, eine naturwissenschaftliche Zeitschrift. Der angeführte Artikel steht in Bd. 5, S. 97—119.

Ergänzung zur Vorbemerkung.

Nachträglich habe ich noch eine größere Arbeit über „Die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung der Stadt Basel" von Leonhard Oser in den „Beiträgen zur Geschichte Basels", Bd. 1, 1839, gefunden.

Ein Brief des Märchendichters H. Chr. Anderſen an Emma Brenner-Kron

Mitgeteilt von **K. E. Hoffmann.**

Wohlgeboren Frau Doctorinn Brenner
in Baſel.

Copenhag[en] 26. Jan. 1861.

Liebe, vortreffliche Frau Doctorinn!

Wie ſchön, wie herzensgütig, ganz und gar wie ich nach meiner Auffaſſung von Ihnen erwarten konnte, daß Sie mich mit einem Brief erfreuen und den lieben guten Amberger mitſchleppen wollten; ich dachte wohl daran, daß er kein fleißiger Briefſchreiber wäre, aber ich kenne ſchon ſein Herz, ich glaubte und glaube feſt und gewiß auf ſeine Liebe und Treue. Weihnachten ſollte ich die beiden Briefe, den Ihrigen und Ambergers, haben, aber durch den Eistransport dieſen ſtrengen Winter ſind ſie ſehr ſpäter als ſonſt eingetroffen; erſt vor 10 Tagen habe ich ſie erhalten und eben erſt heute habe ich Zeit Ihnen zu danken und (ſie zu) beantworten.

Mit größter Theilnahme las ich, daß unſer lieber Amberger ſein Geld aus Rußland erhalten hat, 3000 fr.! wie ſchön und recht! Sein Streben und Schaffen in der Kunſt gelingt, wird verſtanden und belohnt. Sagen Sie ihm recht meine Freude, meine Theilnahme, aber eben ſo lebhaft (er)füllt mich was Sie, liebe Frau Doctorinn, über ſeine häusliche

Zukunft ſchreiben. Er hat in ſein(em) Schreiben an mich kein Wort davon erwähnt, ſonſt hätte ich an ihn ſelbſt darüber geſchrieben. Ich kenne dieſe Angſt, daß der Verlobungs-Ring ein Glied einer Kette werden kann; auch der Gedanke kan(n) unſer Führer ſein: „Vermag ich ſie glücklich zu machen? Sind wir im Leben, in Freuden und Leiden für einander geſchaffen?“ Aber es iſt gewiß auch ein Unglück, wenn man älter wird, allein in der Welt zu ſtehen, man hat keine rechte Heimath in der Heimath. Ich bin ſchon (von) 55 Jahren, aber in Geiſt und Gefühlen bisweilen wie ein Mann gegen die Dreißiger, ich habe (An)Erkennung genug im Vaterlande, im Auslande; ich habe ſo viel, daß ich ohne Sorge leben kann, werde beinahe überſchätzt und verehrt, und doch — doch bin ich gar nicht glücklich! ich leide, ich ſehne mich; ich fühle mich einſam, und wenn ich verheirathet wäre, glücklich verheirathet, ſo wie ich denke und wünſche, daß mein lieber Guſtav es ſein ſollte, wäre ich vielleicht glücklich! Sagen Sie ihm, wie ſchwer, wie einſam das Leben des Hageſtolzen iſt; — aber doch — nie darf man heirath(en) ohne Liebe, damit man ſich ſelbſt in der Einſtigen vergißt. Leider kann ich mich nicht ſo recht in einer mir fremden Sprache ausdrücken, aber leſen Sie mit dem Herz(en) und Sie finden den Sinn heraus. So oft denke ich an die ſchönen Stunden in Baſel; lebhaft ſtehen alle Erinnerungen vor mir: die heiteren Augenblicke am Mittagstiſche, wo der Hr Gemahl bei uns war und ſo lieb und theilnehmend auf mich hörte, die Kinder, ja mein kleiner Freund Carl der Große, Ich höre ſie, ich ſehe ſie! grüßen Sie (ſie) herzlich und innig wie auch den lieben Nachbarn! Ich habe das Pasguet mit „Lekerli“ nach Kopenhagen für die hieſigen Freunde gebracht, die haben den nordſchweizer Kuchen gekoſtet und wir haben dabei über dieſe und über noch ſchönere, liebere Sachen dort im Alpenlande herzlich geſprochen.

Sie wiſſen, ich ging aus Baſel nach Stuttgart und verlebte dort im Hauſe bei Buchhändler Hoffmann und Familie,

wo unſer theurer Amberger mich eingeführt hatte, und mit ihm, ſchöne Tage. In München, wo ich von dort hin kam, wurde ich krank und erkältet und febril (d. h. mit Fieber behaftet) reiſte ich gegen Norden; ſehr leidend kam ich nach Dresden, bei (= zu) Freunde(n), die mich wie einen Verwandten lieb haben; wurde von der Familie (des) Major Serres (?) gepflegt und gefeiert, und erſt nach vier Wochen ging es über Hamburg durch die Herzogthümer nach einem Herrnhof oder Rittergut, 18 Meilen von Copenhagen, und dort am Ufer der Oſtſee bin ich auch Weinachten geblieben und erſt jetzt im Januar habe ich in der Hauptſtadt auf unſerem ſchönſten Promenaden-Platz, wo die Dampfſchiffe anlegen, eine freundliche Wohnung erhalten, aber ſeit ich kam auf vaterländiſche(n) Boden, habe ich ſechs neue Märchen geſchrieben. Weinachten bekam ich aus München einen ſchönen Kupferſtich, der „den Engel" vorſtellt nach einem meiner Märchen, von Kaulbach. Er liebt die Märchen, und ich hoffe durch ihn, einmal einige Bilder für des „Schlammkönigs Tochter" zu erhalten. In Genf und Paris ſind auch einige von meinen neueſten Märchen: „Fantaisies danoises" herausgekommen.

Der Winter bei uns iſt ſtreng. Alles liegt mit Schnee und Eis, darum habe ich auch das Märchen „Der Schneemann" geſchrieben; nur mit Eiskähne(n) kommt man über den Belt, eine ſehr beſchwerliche Fahrt, darum gehen die Briefe nicht ſo ſchnell wie ſonſt. Grüßen Sie Ihren vortrefflichen Gemahl, die lieben Kinder, die Nachbarn, wo ich ſehr ſchöne Stunden verbrachte.

Viele Grüße, nochmals von vollſtem Herze(n) meinem ſehr geſchätzten, theuren Freund Amberger.

Ihr dankbar ergebener

H. C. Anderſen.

Dieſer bisher unbekannte Brief des Märchendichters Hans Chriſtian Anderſen an Frau Dr. Emma Brenner-

Kron, die literariſch gebildete und auch poetiſch tätige Gattin des Basler Advokaten und radikalen Volksmannes Dr. Carl Brenner (1814—1883), wurde uns von einer Enkelin Emma Brenner-Krons für den Abdruck im Basler Jahrbuch zur Verfügung geſtellt.

Der reiſeluſtige däniſche Dichter, deſſen wichtigſte Erzählungen in dem von ihm oft beſuchten Italien entſtanden ſind, hatte im Jahre 1851, von Weimar und München herkommend, auf der Durchreiſe nach Como und Venedig zum erſtenmal den Schweizerboden betreten. Aber erſt bei ſeiner zweiten Schweizerreiſe im Jahre 1860 war er nach Baſel gekommen und war hier, wie man vermuten darf, durch den Maler G. A. Amberger, den er ſeinerzeit in Rom kennen gelernt hatte, mit der Familie Dr. Carl Brenners bekannt geworden. In deſſen gaſtlichem Hauſe am Äſchengraben hatten ſchon Gottfried Keller, der Dichter Kinkel und andere namhafte Literaten, Politiker und Künſtler freundſchaftliche Aufnahme und verſtändnisvolle Würdigung gefunden, lange bevor ihre Perſon und ihre Werke allgemeine Anerkennung erlangten. Auch in den folgenden Jahren: 1861 auf ſeiner Rückreiſe von Rom und 1862 auf ſeiner Fahrt nach Algier, reiſte Anderſen durch Baſel und war vermutlich auch damals in der Familie Brenner zu Gaſt. — Der Maler Guſtav Ad. Amberger, der in Anderſens Brief mit beſonderer Herzlichkeit erwähnt iſt, war am 28. Mai 1831 in Solingen (Weſtfalen) als Sohn des Buchdruckers Friedr. Gerh. Amberger und der Anna Barbara Eßlinger von Zürich, der Schweſter des Kupferſtechers Martin Eßlinger, geboren. Nachdem er die Schulen in Solingen und Elberfeld beſucht hatte, kam er als Siebzehnjähriger in das Haus ſeines Bruders nach Baſel. Dieſer gab ihm die Mittel für ſeine weitere Ausbildung in der berühmten Erziehungsanſtalt Hofwyl und in Baſel. Während eines zweijährigen Aufenthaltes in Rom ward er Schüler von Cornelius und mit dem jungen Maler Arnold Böcklin aufs innigſte befreundet. Wie

dieſer galt ſpäter Amberger als ein Meiſter des Kolorits. Beſonderen Ruhm brachten ihm ſeine „Okeanide", das vom rheiniſch-weſtfäliſchen Kunſtverein angekaufte Gemälde „Italieniſche Totenfeier" und viele ſeiner ſtimmungsvollen Landſchaftsgemälde nach Motiven, die er namentlich in Italien und in der Schweiz fand; darunter waren auch ſolche aus Baſels nächſter Umgebung. Eine Zeitlang war Amberger Deſſinateur in der Basler Seidenbandfabrik Trüdinger. Später nahm er noch Unterricht bei dem Antwerpener Maler van Lerius und unternahm eine Studienreiſe nach Schweden und Norwegen. Seine Gemälde fanden außer in der Schweiz Liebhaber und Käufer in Deutſchland, Belgien, England, Rußland und Amerika. Von dem Verkauf eines ſeiner Bilder nach Rußland iſt in dem vorliegenden Brief Anderſens die Rede; ebenſo von Ambergers Verlobung mit der verwitweten Baslerin Klara Hellmann geb. Eiſenlohr, die er 1863 heiratete. In den ſiebziger Jahren nahm der Künſtler ſeinen Wohnſitz in Baden-Baden, wo er am 26. Februar 1896 ſtarb. (Siehe über ihn: Fritz Amberger im Schweiz. Künſtler-Lexikon von C. Brun, Frauenfeld 1902; Bd. I, S. 25 f.)

Anderſens Vorliebe und höchſter Genuß war es, auf ſeinen Reiſen bedeutende Menſchen aufzuſuchen und kennen zu lernen. Zu gleicher Zeit wie mit Amberger iſt er wahrſcheinlich auch mit deſſen Freund Böcklin in Rom zuſammengekommen; dann wäre auf der Namenliſte ſeiner berühmten Reiſebekanntſchaften der Name Böcklins den Namen Liſzts, Schumanns, Mendelsſohns, Freiligraths, Björnſons und ſeines liebſten Freundes Dickens beizufügen. Anderſen ſtarb am 4. Auguſt 1875 in Kopenhagen; wenige Tage zuvor war Emma Brenner-Kron in Baſel geſtorben. — Anderſens Briefe wurden 1877 in Kopenhagen von C. St. A. Bille und N. Bogh: „Breve til Hans Christian Andersen", ſowie 1887 in Leipzig von Emil Jonas: „Anderſens Briefwechſel mit dem Großherzog Carl Alexander von Sachſen-Weimar und mit anderen Zeitgenoſſen", herausgegeben.

Die Veröffentlichung dieſes bisher unbekannten Briefes im Basler Jahrbuch 1925 wurde bewilligt „zur Erinnerung an Emma Brenner-Kron“, deren „Basler Heimatgedichte“ im Auftrag der Basler Literaturkreditkommiſſion herausgegeben worden ſind und ebenſo wie „Jacob Burckhardts Briefe an Emma Brenner-Kron“, die gleichzeitig erſchienen ſind, als Dokumente einer vergangenen Kulturperiode Baſels dauernd ihren Wert behalten werden.

Mein Baſel.

Von Heinrich Vierordt.

Mein Baſel, mir aus Kinderzeit
Schon altbefreundet, altvertraut;
Wie lieb' ich deiner Sprache Klang,
Den alpenkräft'gen Gurgellaut!
Mein ganzes, langes Leben hielt
Ich dir die Treue fort und fort —
Die Apothek' „am Bäumli" war
Des Knaben teurer Herbergsort!

Nach ſechzig Jahren duften noch
Mir ihre ſüßen Leckerein —
Der Muhme liebes Antlitz ſchaut,
Ehrwürd'gen Silberſcheins, darein ...
Im Kreuzgang ging ich gruſelnd oft
Auf altersmürber Grüfte Reih'n,
Voll ahnungſchaurigen Gefühls
Für Modergraus und Totenbein.

O Münſter, altgeliebter Bau!
Dran Sankt Georg im Steinviſier
Zu Roß mit langem, dünnem Spieß
Durchſticht das Drachenungetier: —
Verträumt liegt, ein verzaubert Reich,
Der märchenſtille Platz davor;
Im Mondlicht plätſchert leis der Strahl
Verſchlafen aus dem Brunnenrohr.

Gewaltig ragt die schöne Pfalz
Auf ihrem hohen Wall aus Stein;
Tief unten strudelt gletscherfrisch
Der jünglinghafte Strom: Der Rhein!
Schweift hell der Blick von hier hinaus
Zu ferner Schwarzwaldberge Höhn,
Mein' ich, es sei im Schweizerland
Kein edler Städtebild zu sehn!

O Münster, Kreuzgang, Pfalz und Strom!
Wie feiervoller Glockenklang
Rauscht ihr zusammen himmelwärts,
Umtönend mich mein Leben lang!
Glückstrunken bin ich heimgekehrt
Zu deinen Gassen dann und wann —
Hat dich der Knabe heiß geliebt,
Liebt *tiefer* dich der alte Mann!

Mit gütiger Erlaubnis der Redaktion der National-Zeitung bringen wir diese Verse hier nochmals zum Abdruck. Der Dichter, mit Basel durch mancherlei alte Bande verknüpft, wie seine reizvollen Jugenderinnerungen an das alte „Bäumli" bewiesen haben (s. Nat.-Zeit. „Basilisk", 5 Jahrg Nr. 2, 3, 4), steht nunmehr am Eingang seines 8. Lebensjahrzehnts und ist damit beschäftigt, seine reichen Literatur- und Lebenserinnerungen zusammenzustellen; darin nimmt Basel eine bedeutungsvolle Stelle ein. Das poetische Zeugnis schönster Pietät und dankbarer Anhänglichkeit dürfte darum auch den Lesern des „B. J." willkommen sein. Die Red.

Basler Bibliographie 1924.

Von **Fritz Heusler.**

I. Politische Geschichte, Kirchen- und Kulturgeschichte.

Abt, Hans. Erinnerungen an Katholisch-Basel (ca. 1880). (Festzeitung des Basler Volksblatt anläßlich des Schweizerischen Katholikentages . . . 1924.)

Basel. Einleitung von Rudolf Wackernagel. Stadtbeschreibung von Carl Roth. Photographien von Fréd. Boissonnas. Hrg. unter den Auspizien des Verkehrsvereins Basel. Genf [1924]. (Schweizer Städte.)

(Bischoff, Gottlieb.) Aus vergilbten Fastnachtsberichten (1851 und 1853). Mitgeteilt von Paul Kölner. (Basler Nachrichten 1924, 24. Febr., Sondernummer zu Nr. 93.)

Bolliger, W. Allschwil und seine Geschichte. (1. Kantonal-Gesangfest beider Basel Allschwil 1924. Festführer.)

Correspondance de Bonaventura Vulcanius pendant son séjour à Cologne, Genève et Bâle (1573—1577). Publiée par H. de Vries de Heekelingen. La Haye 1923.

Freie Straße, die. [Reklameschrift.] Riehen-Basel, Fachliterarischer Verlag Karl Egli, 1924. (Darin u. a.: Baur, Albert. Die Freie Straße in der Geschichte.)

Freivogel, L[udwig]. Die Lasten der Baslerischen Untertanen im 18. Jahrhundert. (Basler Jahrbuch 1924.)

G[eßler], E. A. Zum 900jährigen Gedächtnis Kaiser Heinrichs II., 13. Juli 1024. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 18, 1924.)

G[eßler], E. A. Die Waffenübungen der Basler Jugend im Mittelalter. (Basl. Nachr. 1923 Nr. 493, 22. Okt.)

Hänggi, Arnold. Aus der Geschichte des Kulturkampfes im Laufental. Gewidmet der katholischen Jugend des Laufentales und Umgebung von A' H', Lehrer der Stenographie in Laufen. (Laufen 1922.)

Herbster, Karl. Die Kleinhüninger Fischerschlacht (1736). (Basl. Nachr. 1923 Nr. 559, 29. Nov.)

Kölner, Paul. Die basler Fastnacht und die politische Karikatur. (Basilisk, Jhg. 5, 1924, Nr. 9/10.)

Kölner, Paul. Eine Flugzeugvorführung im alten Basel (ca. 1780). (Basler Nachrichten 1924 Nr. 284, 20. Juni.)

Kölner, Paul. Kaiser Heinrich II. der Heilige und Basel. Zur 900sten Wiederkehr seines Todestages, 13. Juli 1924. (Basilisk 5, 1924.)

Kölner, Paul. Das Meß-Wünschen. (Basilisk 4, 1923, Nr. 43.)

Kräuliger, Emil. Der Brand des Schlosses Angenstein im Jahre 1494. (Dr Schwarzbueb 1, 1923.)

Meß-Schema, Frankfurter, oder Verzeichnis aller nach Frankfurt kommenden fremden Handelsherren, Negotianten, Fabrikanten. . . . Frankfurt [1775]. (Neudruck Frankf. 1922: Festgabe des Frankfurter Messeamtes, 4. Veröffentlichung.) (Enthält auch Basler.)

Meyer-Krämer, Rud. Munatius Plancus und Horaz. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 18, 1924.)

Pfarrherren, die ersten 3 kath., in Basel seit der im Jahre 1529 eingeführten Reformation. (Basler kathol. Volkskalender 1, 1923.)

Sarer, Ernst. Das Zollwesen der Stadt Basel bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. (Vierteljahrschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgesch., Beiheft 1.) Stuttg. 1923. (Auch Diss. Basel.)

Schw[arz], F. Aus dem alten Basel. (Aus der Großratssitzung 18. Jan. 1762: Merian u. Andreas Ortmann.) (Basl. Nachr. 1924 Nr. 165, 6. April.)

Schwarz, Ferdinand. Der Basler Friede 1795. (Basler Jahrbuch 1924.)

Schw[arz], F. Ein Löffeldiebstahl auf der Bärenzunft (1767). (Basl. Nachr. 1923 Nr. 510, 1. Nov.)

Schw[arz], F. Das erste St.-Jakobsfest in Basel (1824). (Basler Nachrichten 1924 Nr. 380, 26. August.)

Schw[arz], F. Ein eidgenössisches Schützenfest im alten Basel (1605). (Basler Nachrichten 1924 Nr. 334, 20. Juli.)

Schweizer, Eduard. Die Lehen und Gewerbe am St. Albanteich. Teil 2. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. 22, 1924.)

Schweizer, Julius. Nicolaus de' Tudeschi, Archiepiscopus Panormitanus et S. R. E. Cardinalis. Seine Tätigkeit am Basler Konzil. Diss. Theol. Basel. Strasbourg 1924.

(Seiler[-La Roche], E. R.) Die Geschichte E. E. Zunft zu Webern in Basel durch 7 Jahrhunderte, 1268—1923. (Basel 1923.) [Maschinenschrift.]

Steiner, Gustav. Der Bruch der schweizerischen Neutralität im Jahre 1813. (102. Neujahrsblatt.) Basel 1924.

Steiner, Gustav. Die Mission des Stadtschreibers (Peter) Ochs nach Paris 1791. (Basler Jahrbuch 1924.)

Thommen, Rudolf. Über das Studium der griechischen Sprache an der Universität Basel. (Ἀντίδωρον. Festschrift Jacob Wackernagel . . . 1923 gewidmet. Göttingen 1923.)

Vierordt, Heinrich. Basler Kindheitserinnerungen und Lebensschicksale einer Altbaslerin (Marie von Molsberg geb. Wettstein 1828 bis 1908). (Basilisk 5, 1924.)

(Vischer, Fritz.) Der Hohenfirstenhof in Basel. Festgabe zur Feier des 70. Geburtstages von Frau M. A. Vischer-Bachofen 12. Dezember 1923. Basel, Frobenius, 1923.

Wackernagel, Rudolf. Geschichte der Stadt Basel. Bd. 3. (Humanismus und Reformation in Basel.) Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1924.

Weber, Konstantin. Der katholische Kultus in Basel. (Festzeitung des Basler Volksblatt anläßlich des Schweizerischen Katholikentages . . . 1924.)

Wiggli, Emil. Eine verschollene Industrie im Thierstein. (Dr Schwarzbueb 1, 1923.)

Zickendraht, K. Im Hause Frobens vor vierhundert Jahren (Erasmus). (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 18, 1924.)

II. Verwaltung und Volkswirtschaft, Kirche und Schule.

Abt, H. Der Dienstvertrag. Nach Vorträgen vor Mitgliedern des gewerbl. Schiedsgerichts Basel. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.

Burckhardt, W[ilhelm]. Die Bedeutung der heimatlichen Missionsgemeinde für das Missionswerk. Vortrag. . . . (Zürich 1923.)

(Dalcher, P.) Die Finanzlage des Kantons Basel-Stadt. Basel 1923. (Mitteilungen des statist. Amtes des Kts. Basel-Stadt, Nr. 43.)

(Erzberger-Emch, A[uguste].) Bericht über das 100jährige Bestehen der „Bandfabrikarbeiter-Krankenkasse Basel", gegründet 1824. [Basel 1924.] [In Maschinenschrift.]

Fahrländer, Max. Die Förderung des kleingewerblichen Betriebskredites durch Bürgschaftsgenossenschaften und Kreditvereinigungen. Basel, Frobenius A. G. [1924].

Festführer [zum] VI. schweiz. Katholikentag vom 9.—12. August 1924 in Basel. (Basel, Basler Volksblatt.)

Festzeitung des Basler Volksblatt anläßlich des Schweizerischen Katholikentages. Samstag, 9. August 1924.

Frey, Jean R. Frankreichs Verkehrspolitik am Oberrhein. (Wasserstraßenjahrbuch 1923.) München (1923).

Gartenbau-Ausstellung Basel des Handelsgärtner-Verbandes beider Basel 5.—15. Sept. 1924 in der Mustermesse. Führer. Basel.

Jenny, Hermann. Hinter den Kulissen. Erläuterungen und Erklärungen zum technischen Betrieb des Theaters nach langjähriger Praxis. Basel 1924: Frobenius.

(Jenny, O. H.) Die Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt am 1. Dez. 1910. Teil 3. Basel 1924. (Mitteilungen des statist. Amtes des Kts. Basel-Stadt Nr. 28 Heft 4.)

(Jenny, O. H.) Sonderergebnisse der eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dez. 1920 für den Kanton Basel-Stadt. Basel 1924. (Mitteilungen des statist. Amtes des Kts. Basel-Stadt Nr. 44.)

Iselin, Ernst. Zur Geschichte des Löschwesens in Riehen. Zum 50jährigen Jubiläum des Riehener Pompiercorps. (Anzeiger für Riehen und Umgebung, Jhg. 3, 1922, Nr. 45 ff.)

Kampf, der, um das Nachtarbeitsverbot in den Bäckereien. Hrg. vom Vorstande des Bäckermeister-Vereins Basel. Basel, Anfangs Juni 1924. Basel, Buchdr. Kohlhepp, 1924.

L[enzen-]F[aucherre]. Das Lehrlingswesen im Basler Baugewerbe = L'apprentissage dans le bâtiment de Bâle. (Hoch- und Tiefbau [1923], Zürich.)

Mangold, F., und Sarasin, H. F. Industrie-Gesellschaft für Schappe. Entstehung und Entwicklung 1824—1924. Ein Beitrag zur Geschichte der Floretspinnerei. Im Auftrage der Industrie-Gesellschaft für Schappe in Basel verfaßt. (Basel, Frobenius A.-G., 1924.) — [Auch in französischer Übersetzung erschienen.]

Kannegießereien, Basler, 1920. 1. [und einziger] Teil. Basel, Buchdr. z. Hirzen (1920). (S.-A. aus dem „Basler Anzeiger".)

(Marx-Rubin, J.) Der Bündner-Verein Basel 1888—1923. (Bündner. Monatsblatt 1923 Nr. 10.)

Ruck, E(rwin). Der freie Rhein. (Rheinquellen 1924.)

St. Jakobsfest. (Werbeheft für ein projektiertes Ferien- und Erholungsheim für Knaben und Jünglinge der Pestalozzi-Gesellschaft Basel am Vierwaldstättersee.) (Basel 1924.)

Sarasin, Fritz. Geschichte des Zoologischen Gartens in Basel, 1874 bis 1924. Zur Feier des 50jährigen Bestehens verf. Basel, Frobenius [1924].

Schmidt, Dora. Die Arbeitslosigkeit der kaufmännischen Angestellten. Eine Enquête, im Auftrag des kaufmännischen Vereins Basel bearb. (Zeitschrift für schweizer. Statistik und Volkswirtschaft, Jhg. 60, 1924.)

Schwarz, Rudolf. Mein Jugend-Paradies, der Zoologische Garten. (Basilisk, Jhg. 5, 1924.)

[Stacher, Hans.] Wir kommen zu Dir! ([Werbeschrift, hg. von der] Zentralstelle der Jungmannschafts- und Töchter-Logen der schweiz. Guttempler in Basel.) (Basel [1924].)

[Stammler,] Jacob. Fasten-Mandat des . . . Jacobus, Bischof von Basel und Lugano, für das Jahr 1924: Drei Bücher für die christliche Familie. Solothurn (1924). (Auch französisch.)

Stocker, Otto. Berufswahl und Lebenserfolg. Ein Wort an die aus der Schule entlassene Jugend und deren Eltern. Hrg. von der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. 9. Aufl. Zürich 1924.

Vademecum medici Basiliensis. (Hrg. vom Sekretariat der medizinischen Gesellschaft Basel. Basel, Buchdr. Emil Birkhäuser & Cie., 1924.)

Veränderungen, die, der Lebenshaltungskosten 1911—1922 und die Basler Indexziffern. Vom statistischen Amt. Basel 1923. (Mitteilungen des statist. Amtes von Basel-Stadt Nr. 42.)

Vereinsblatt der Basler Liedertafel. Jahrg. 1, 1922/23. Basel.

Vischer, Andreas. Körperpflege und Körpererziehung. Öffentlicher populärer Vortrag, gehalten am 11. Dezember 1921. Zürich [1922].

Zickendraht, K[arl]. Das Basler Jugendheim. Sein Ursprung und seine Aufgaben. Im Auftrage der Kommission der Basler Webstube verfaßt von K. Z'. Basel, Selbstverlag der „Basler Webstube", 1924.

*

Christ, Heinrich. Aus der Tätigkeit des Vereins „Gemeinnütziger Wohnungsbau Basel". Basel, Buchdr. Frobenius A.-G., 1924.

Einfamilienhäuser Hirzbrunnen. Architekten Prof. Hans Bernoulli, Hans VonderMühll u. Paul Oberrauch. Basel 1924. [Prospekt.]

Siedelung, die, der Heimstätten-Genossenschaft „Gartenfreund" Riehen. Nach den Plänen der Architekten Vercher u. Tamm in Basel. Basel, Buchdr. z. Basl. Berichthaus, 1923.

Fastnacht:

Schnitzelbänke. Vereinigte Schnitzelbank-Gesellschaft Basel . . . Basler Fastnacht 1924. Basel.

Textbüchlein der Schnitzelbänke [an der Basler Fastnacht 1924.] Freie Schnitzelbankgesellschaft Basel.

Schulwesen:

Eingabe der Medizinischen Gesellschaft Basel an die großrätliche Kommission für die Revision des Schulgesetzes und den tit. Vorsteher des Erziehungsdepartements Basel betr. die körperliche Erziehung in den Schulen. (Mit Beilagen von Prof. R. Rößle: Gutachten über die Beeinflussung des kindlichen Wachstums durch die Schule; Prof. Paul Knapp: Schule und Auge; Dr. E. Burckhardt: Der Einfluß der Schule auf das Allgemeinbefinden der Kinder; Dr. Andreas Bischer: Wirbelsäulenverkrümmungen und körperliche Erziehung in der Schule.) Basel, Druck von Emil Birkhäuser & Cie., (Mai 1924).

R[üegg], A[ugust]. Die Rehabilitierung des klassischen Bildungsideals. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923.)

Ruegg, August. Die Schule ohne Seele. Gedanken zur Schulfrage. (Sep.-Abdr. aus den „Neuen Zürcher Nachrichten".) Zürich [1923].

Furrer, A(rnold). Ein Beitrag zur Erneuerung der Schrift und zur Belebung des Schreibunterrichts. Basel, Selbstverlag, 1923.

Geiger, Clara. Lehrbuch des Zuschneidens. 2 Teile. Basel, E. Birkhäuser & Cie., 1918[—1921]. [Teil 1:] 5. verb. u. verm. Aufl. [1921]. — Teil 2: Konfektion. Leichtfaßliche Methode für Schule und Hausgebrauch. 1. Aufl. 1918.

Lesebuch, Deutsches, für die unteren Klassen schweizerischer Mittelschulen. 6. umgearb. Aufl. [Basel], Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel-Stadt 1923.

Lesebuch für die 3. Klasse der Primarschule (des Kantons Basel-Stadt). (Illustr. von Alfred Soder.) Basel, Lehrmittelverlag des Erz.-dep. B'-Stadt, 1923.

Müller, Jos. Deutsche Sprachschule. Mit Berücksichtigung der Basler Mundart. Mittelstufe: 5. u. 6. Schuljahr. 3. unveränderte Aufl. Basel, E. Birkhäuser, 1921.

Müller, Jos. Deutsche Sprachschule mit Berücksichtigung der Basler Mundart. (Oberstufe: 7.—10. Schuljahr.) 2. Aufl., bearb. von Willy Schalch. Basel, E. Birkhäuser & Cie., 1921.

Müller, Jos. Lebensvoller und praktischer Sprach- und Aufsatzunterricht. Methodische Winke zur Benützung der „Deutschen Sprachschule". . . . Ergänzt durch Anna Keller. Basel, E. Birkhäuser & Cie., 1921.

Schneider, Julie. Leitfaden zum Unterricht im Zeichnen und Zuschneiden von Weißzeug für Schul- und Hausgebrauch. Mit Er-

klärungen des Maßnehmens und über 200 Musterzeichnungen. 9. Aufl. Basel, E. Birkhäuser & Cie., [1921].

Stöcklin, Justus. Der Lehrerverein Baselland und der schweizerische Lehrerverein: Ihr Werden und Wachsen. (Schweizer. Lehrer-Zeitung 1924 Nr. 25—27.)

III. Kunst, Altertümer; Waffen- und Münzkunde, Genealogie; Buchdruck.

Barth, Wilhelm. Die Vorbildlichkeit mittelalterlicher Plastik (betr. den Heiligen Martin vom Basler Münster). (Centralblatt des Zofingervereins 63, 1922/23.)

Buchner, Ernst. Zwei unbekannte Werke des Meisters von 1445. (Anzeiger f. schweizer. Altertumskunde N. F. 25, 1923.)

Ganz, Paul. Malerei der Frührenaissance in der Schweiz. Zürich 1924. [Viel Basel betr.]

(Kienzle, H.) Alte und neue Spitzen. (Ausstellung im Gewerbemuseum Basel 1924.) Basel 1924.

(Kienzle, H., und Weidmann, E.) Die Drechslerei. Schweizer. Wanderausstellung Gewerbemuseum Basel. [Basel 1923.]

Meisterwerke der öffentlichen Kunstsammlung in Basel. Mit einleitendem Text von Paul Ganz. München 1924.

(Paravicini, Eugen.) Die Färbekunst im Indo-Malaiischen Archipel. [Zur Einführung in die] Ausstellung Batik und Ikat. Indonesische Färbekunst [im] Gewerbemuseum Basel. [Basel 1924.]

Rieder, Albert. Über Georgsturm, Gallusspforte, Apostel- und St.-Vincenztafeln des Basler Münsters. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. 22, 1924.)

(Strub, Edwin.) Die Arbeiten des staatlichen Kunstkredites des Kantons Basel-Stadt von 1919 bis 1923. (Basel [1924].)

Vischer, E. B. Der Bischofshof in Basel. (Die Garbe, Jhg. 7, 1924.)

Wappenbuch der Stadt Basel. . . . Teil 2, Folge 2. Basel, Helbing & Lichtenhahn, [1924].

*

Historisches vom Oberbaselbiet: Ausgrabungen auf der Burgstelle Bischofstein. Von J. Hd. (Basl. Nachr. 1922 Nr. 506, 19. Nov.)

*

Festgabe zum 75jährigen Jubiläum des schweizerischen Buchhändlervereins 1849—1924. (Basel, Buchdr. Fr. Reinhardt 1924.) (Mit Beiträgen von H. Lichtenhahn.)

G[asser], J. C. Die deutsche Bibelübersetzung in Basel vor 400 Jahren. (Basl. Nachr. 1924 Nr. 7, 4. Jan.)

Heusler, Fritz. Basler Bibliographie 1923. (Basler Jahrbuch 1924.)

Losbuch. Ein scherzhaftes Wahrsagebuch, gedruckt von Martin Flach in Basel um 1485. Nach dem einzig bekannten Exemplar der preußischen Staatsbibliothek in Berlin. [2 Teile.] Berlin 1923.

Morin, D[om] G[ermain]. Deux nouveaux sermons retrouvés de Saint Augustin. (Ms. B III 3 de la Bibliothèque de l'Université de Bâle.) (Revue bénédictine, Mai 1924.)

*

Balmer, Wilhelm. W' B'-Mappe. 32 Abbildungen mit einer Einführung von Ernst Kreidolf. Erlenbach-Zürich (usw.) [1923].

Boecklin, Arnold. Die B'-Fresken im Sarasin'schen Gartenhause. Von Heinrich Alfred Schmid. (Die Garbe 8, 1924/25, Nr. 1.)

Bucherer, Max. Schweizer Masken. 12 Originallithographien. ([Mit Einleitung:] Die Maske in Brauch und Glauben. Eine kulturpsychologische Skizze von Werner Manz.) (Zürich [1924].)

Burckhardt, Carl (1878—1923):

C' B'. Von Wilhelm Barth. (Basler Kunstverein, Jahresbericht 1923.)

Zu C' Burckhardts Gedächtnis. (Mit Auszügen aus Briefen u. ähnl.) Von Wilhelm Barth. (Das Werk, Jahrg. 11, Heft 4, April 1924.)

C' B' zum Gedächtnis. (Ausstellung von Werken C' B's in der Basler Kunsthalle. Mit Einführung von Wilhelm Barth.) Basel 1924.

C' B'. Erinnerungen an ihn bei Anlaß seiner Gedächtnisausstellung in der Basler Kunsthalle. Von Carl Albrecht Bernoulli. (Wissen und Leben 17, 1923/24.)

C' Burckhardts Basler Werke. Von Wilhelm Barth. (Basilisk 5, 1924.)

Hoffmann, Martin, Formschneider (1526—1559) in Straßburg (arbeitet auch für Basel). Von Hans Kögler. (Allg. Lexikon d. bild. Künstler. Bd. 17. Lpz. 1924.)

Holbein, Ambrosius (1494—1519?):

A' H'. Von Hans Kögler. (Allg. Lexikon d. bild. Künstler. Bd. 17. Lpz. 1924.)

A' H'. Von Hans Kögler. (Die Ernte 1924.)

Holbein, Hans d. J. (1497/98—1543):

H' H' d. J. Von H. A. Schmid. (Allg. Lexikon d. bild. Künstler. Bd. 17. Lpz. 1924.)

Les dessins de H' H' le Jeune. Publiés par Paul Ganz. Vol. 6 et 7. Genève 1924.

H' H' d. J. Zeichnungen. Ausgewählt und eingeleitet von Curt Glaser. Basel, B. Schwabe & Co., 1924.

H' H' d. J. und die Teutoburger Schlacht. Von Ernst von Moeller. Berlin 1923.

Hans Asper, der Besitzer des Holbeinschen Familienbildes. Von Diethelm Frey. (Anzeiger f. schweizer. Altertumsk. 25, 1923.)

Holzmüller, Heinrich, Goldschmied und Formschneider in Bern und Basel (1530—1559). Von Hans Kögler. (Allg. Lexikon d. bild. Künstler. Bd. 17. Lpz. 1924.)

Mock, Fritz. Gelegenheitsgraphik. [12 Radierungen.] [Basel 1923.]

Stöcklin, Peter (stirbt 1652): Eine unbekannte Wappenscheibe des Glasmalers P' St' aus Basel. Von J. L. Fischer. (Anzeiger f. schweizer. Altertumsk. 25, 1923.)

Graf, Urs: Zur Liebesinschrift des Urs-Graf-Teppichs von 1565. Von R. Forrer. (Anzeiger f. schweizer. Altertumsk. 25, 1923, S. 183 f.)

Wenk, Willy. Reise-Bilder. Eine Mappe mit 6 Original-Lithographien. [Riehen, Selbstverlag, 1923.]

IV. Landeskunde.

Basel-Stadt und Basel-Land. Karte 1:75 000. 1 Bl. fol. zus.-gefaltet mit illustr. Titel. Hergestellt von Kümmerly & Frey, Bern. [Basel,] Lehrmittelverlag des Erziehungsdep. Basel-Stadt *und* Schülerkarte des Kts. Basel-Land. Hrg. von der Erz.-Direktion B'-L'. 1923.

Bohrungen, die, von Buix bei Pruntrut und Allschwil bei Basel. Von C. Schmidt, L. Braun, G. Paltzer, M. Mühlberg, P. Christ und F. Jacob. Bern 1924. (Beiträge zur Geologie der Schweiz, Geotechnische Serie Lief. 10.)

Heinis, Fr. Floristische Beobachtungen aus dem Basler Jura. (Verhandlungen der Naturforsch. Gesellsch. Basel, Bd. 35, Teil 1, 1923.)

Jeker, Oliv. Von der Paßwangstraße. (Dr Schwarzbueb 1, 1923.)

Roux, Jean. Notice historique sur la collection erpétologique du Museum d'histoire naturelle de Bâle. (Verhandlungen der Naturforsch. Gesellschaft in Basel. Bd. 35, Teil 2, 1924.)

Senn, Gustav. Über die Ursachen der Brettwurzel-Bildung bei der Pyramiden-Pappel. (Verhandlungen der Naturforsch. Gesellschaft in Basel. Bd. 35, 1923/24, Teil 1.)

Spezialkarte des Jura. Hrg. vom schweiz. Juraverein. Maßstab 1:50 000. Blatt 1 u. 2. Bern [1924].

Truninger, Ernst. Arsen als natürliches Bodengift in einem schweizerischen Kulturboden. Der Boden der Erzmatt bei Buus (Baselland). (Landwirtschaftl. Jahrbuch der Schweiz, Jhg. 36, 1922.) — (Auszug von J. Pritzker in: Technik, Industrie u. Schweizer Chemiker-Zeitung, Jhg. 1923.)

Wendnagel, Ad. Storchenleben im Zoologischen Garten in Basel. (Basl. Nachr. 1924 Nr. 160, 3. April, nach dem „Ornithologischen Beobachter".)

V. Kalender und andere Periodica.

Adreßbuch der Stadt Basel und der Gemeinden Riehen und Bettingen 1924. Basel, Schwabe & Co.

Adreßbuch, offizielles, des Kts. Baselland.... Liestal 1923.

Agenda de poche 1924. Union suisse des sociétés de consommation. . . . 4e année. Bâle 1923.

Bericht der philologisch-historischen Abteilung der philosophischen Fakultät [der] Universität Basel über die von ihr genehmigten Dissertationen. Heft 2: Diss' aus dem Jahr 1922. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.

Directorium Basileense . . . pro anno bissextili 1924. (Cum Statu cleri saecularis et regularis dioecesis Basileensis.) Soloduri.

Echo vom Schwarzwald. Mitteilungen der Ortsgruppe Basel des Badischen Schwarzwaldvereins. Basel. Jahrg. 1, 1923.

Haus-Kalender, christkatholischer, für das Jahr 1924 *und* 1925. Basel, Christkathol. Schriftenlager.

Jahrbuch, Basler, 1924. Hrg. von August Huber und Ernst Jenny. Basel, Helbing & Lichtenhahn.

Jahrbuch der Basler Juristenfakultät. Heft 1 und 2, 1922 und 1923. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1924.

Jahrbuch für Kunst und Kunstpflege in der Schweiz = Annuaire des beaux-arts en Suisse. (Bd. 2.) 1915—1921. (Hgr.: Paul Ganz.) (Basel, E. Birkhäuser & Cie., 1923.)

Jahrbuch der Schweizerfrauen 1923 *und* 1924 = Annuaire des femmes suisses 1923 *et* 1924. Basel, Basler Druck- und Verlagsanstalt, 1923 *und* 1924.

Jahrbuch, schweizerisches, für Musikwissenschaft. Bd. 1. Hrg. von der Ortsgruppe Basel der Neuen Schweizerischen Musikgesellschaft als Festschrift zum musikwissenschaftlichen Kongreß in Basel 26. bis 29. Sept. 1924. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1924.

Jahrbuch, statistisches, des Kantons Basel-Stadt 1922. Jahrg. 2. Hrg. vom statist. Amte. . . . Basel 1923.

Jahresverzeichnis der schweizerischen Hochschulschriften = Catalogue des écrits académiques suisses. 1922/23. Basel 1924.

Kalender, schweizer, für Fußballer und Leichtathleten = Agenda pour les footballeurs et athlètes suisses 1924. . . . Basel, Frobenius.

Medizinal-Kalender, schweizerischer, 1924. Jahrg. 46. Hrg. von Paul VonderMühll. 2 Teile. Basel, B. Schwabe & Co., 1924.

Missions-Kalender, evangelischer, 1925. Jahrg. 46. (Basel,) Komm. Basler Missionsbuchh. usw.

Neujahrsblatt, 102., hrg. von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, 1924: Steiner, Gustav. Der Bruch der schweizerischen Neutralität im Jahre 1813. Basel, Komm. Helbing & Lichtenhahn.

Pfarrer-Kalender für die reformierte Schweiz = Agenda pastoral... 1924. Hrg. von Jakob Wirz. Jhg. 49. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1924.

Rosius-Kalender auf das Jahr 1924 und 1925. Jahrg. 299 und 300. Basel, Schwabe.

Schwarzbueb, Dr. Jahr- und Heimatbuch. Jahrg. 1, 1923; 2, 1924. Breitenbach, Jos. Jeger.

Schweizer-Kalender, des Volksboten, auf das Jahr 1925. Jahrg. 83. Basel, Fr. Reinhardt A.-G.

Taschenkalender 1924. Verband schweizer. Konsumvereine. . . . Jhg. 16. Basel 1923.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Bd. 34, 1922—23. — Bd. 35, 1923—24, Teil 1: Herrn Dr. Hermann Christ gewidmet zur Vollendung seines 90. Lebensjahres . . . 1923. Basel, Georg & Cie., 1923.

Volks-Kalender, Basler katholischer. Jahrg. 2, 1924. Hrg. von der Gesellschaft des Basler Volksblattes.

Volks-Kalender, nordwest-schweizer, 1924. Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung, Jhg. 2. Liestal.

Volkskalender für die reformierte Schweiz und ihre Diaspora 1925. [Jahrg. 3.] Basel, G. Krebs.

Zwingli-Kalender 1925. Hrg. von einem Kreis Zürcherischer Pfarrer. (Jahrg. 7.) Basel, F. Reinhardt.

Amstein, Fritz (1853—1922). Von Richard Amstein. (Basler Jahrbuch 1924.)

Bachofen, Johann Jakob (1815—1887). Wider J' J' B'. Von Ernst Howald. (Wissen und Leben 17, 1923/24.)

Bernoulli, Carl Christoph (1861—1923):

C' Chr' B'. Von Wilhelm Bischer. (Basler Jahrbuch 1924; auch sep.)

C' Chr' B'. Von H[ermann] E[scher]. Verhandl. der Vereinigung schweizer. Bibliothekare Nr. 5, 1922/23. Zürich 1924.)

Bischoff, Carl (1865—1922). Von Wilhelm Bischer. (Basler Jahrbuch 1924.)

Born, Stephan (1824—1898). St' B' und die Organisationsbestrebungen der Berliner Arbeiterschaft (1840—Sept. 1848). Von Wilhelm Friedensburg. Leipzig 1923.

Brenner(-Burckhardt), Carl (1839—1923). (Pfarrerkalender 1924.)

Burckhardt-Bischer, Georgine (1856—1923). Von Elisabeth Zellweger. (Jahrbuch der Schweizerfrauen 7, 1923.)

Burckhardt-Burckhardt, Hans (1840—1923). Zur Erinnerung an Herrn H' B'-B'. (Basel.)

Burckhardt, Jakob:

J' B'. Von Wilhelm Wätzoldt. (Mit Bibliographie.) (Jahrbuch für Kunstwissenschaft. Hrg. von Ernst Gall. Leipzig 1923.)

J' B' und Oswald Spengler. Von Hans Barth (jun.). (Neue Zürcher Ztg. 1924 Nr. 361 und 367, 11. und 12. März.)

Vier Briefe des Studenten J' B' (1838—1840). Mitgeteilt von Rud. Hunziker. (Wissen und Leben 17, 1923/24.)

J' B'. Briefe und Gedichte an die Brüder Schauenburg. Basel, B. Schwabe & Co., (1923).

Briefwechsel J' Burckhardt's mit dem Freiburger Historiker Heinrich Schreiber. Hrg. von Gustav Münzel. (Basl. Zeitschr. f. Geschichte, Bd. 22, 1924; auch sep.: Basel, Schwabe, 1924.) — Besprechung von Hans Trog: Neue Zürch. Zeitung 1924 Nr. 775, 25. Mai, Literar. Beilage.

Briefwechsel J' Burckhardts (mit Schreiber und den Schauenburg). Von Peter Meyer. (Wissen und Leben 17, 1923/24.)

Neue Briefe des jungen J' B' (an Schreiber und die Schauenburg). Von Georg Schmidt. (Basilisk 5, 1924.)

Organischer Stil und Raumstil. Zwei architekturgeschichtliche Grundbegriffe J' Burckhardts. Von Otto Höver. (Neue Zürch. Ztg. 1922 Nr. 688.)

Burckhardt, Johann Ludwig (1784—1817). Scheich Ibrahim. Von Eduard Graeter. (Der Kämpfer. Zeitschrift der abstinenten Schweizerjugend. Jhg. 7. Schaffhausen 1923.)

Christ, Hermann (geb. 1833):

Christ, H'. Erinnerungen niedergeschrieben bei Anlaß der Vollendung seines 90. Lebensjahres, 12. Dez. 1923. Mit . . . einem Verzeichnis seiner botanischen Schriften. (Verhandlungen d. Naturforsch. Gesellschaft Basel. Bd. 35, Teil 1, 1923.)

La part du Valais dans l'œuvre du Dr. H. Christ. Par Ph. Farquet. (Verhandl. d. Naturforsch. Gesellschaft Basel. Bd. 35, Teil 1, 1923.)

Faesch, Joseph (1763—1839):

Cardinal J' Faesch. Von W. R. Staehelin. (Basler kathol. Volkskalender 2, 1924.)

Les portraits du cardinal Fesch. Par J. B. V[anel]. (Bulletin historique du diocèse de Lyon 1923.)

S. E. Fesch, par David. (Planche.) Par J. B. V[anel]. (Bulletin historique du diocèse de Lyon 1922.)

Deux livres de comptes du cardinal Fesch, archevêque de Lyon. Par J. B. Vanel. (Bulletin historique du diocèse de Lyon 1922 ss.)

Gelzer-Visscher, Karl (1857—1923):

Zur Erinnerung an Pfarrer K' G'-V'. . . . Basel, Frobenius, [1923].

K' G'. Von [Otto] Z[ellweger]. (Pfarrerkalender 1924.)

Häberlin, Paul: P' H' und sein Werk. Von Fritz Lienhard. (Wissen und Leben 17, 1923/24.)

Hebel, Johann Peter:

Ein unveröffentlichter Brief aus J' P' Hebels letztem Lebensjahre (1826, an Frau Pfarrer Karoline Günttert geb. Fecht). Mitgeteilt von Wilhelm Zentner. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923.)

Ein Oktober- und Neujahrstag in Hebels Leben. Von Hermann Vortisch. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923.)

His-Schlumberger, Eduard (1857—1924). Zur Erinnerung an Herrn Ed' H'-Sch'. Basel, Frobenius, [1924].

Joel, Karl. K' J'. (Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Bd. 1. 2. Aufl. Leipzig [1924].)

Kambli-Casader, Hans (1899—1923). (Pfarrerkalender 1924.)

Linder, Sophie Emilie (1797—1867), die Wohltäterin unserer Diözese und Gemeinde. Von Joseph Anton Häfliger. (Basler kathol. Volkskalender 1, 1923.)

Merian, Johann Rudolf (1733—1820):

J' R' M'. . . . Ein Basler Fabrikant der alten Zeit. Eigenhändige Aufzeichnungen, mit einer Einleitung und Anmerkungen hrg. von Anna V[onderMühll] Sarasin unter Mitwirkung von Samuel Merian. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.

J' R' M'. Lebenslauff, Teil 2. (Enthält das Leben der Frau Maria Merian-Sarasin 1737—1795.) (Hektographierte Kopie des Originals 1923.)

Merian-Zaeslin, Susanne (1858—1922). Zur Erinnerung an Frau S. M'-Z'. [Basel.]

Nietzsche, Friedrich (1844—1900). Gedächtnisrede auf Fr' N'. Von Carl Albrecht Bernoulli. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 18, 1924.)

Preiswerk-Sarasin, Samuel (1853—1923):
S' Pr'. Von [Otto] 3[ellweger]. (Pfarrerkalender 1924.)
S' Pr'-S'. Von Alfred Raillard. (Jahresbericht der Sektion Basel S. A. C. für 1923.)

Rappard-Gobat, Dora (1843—1923):
Zum Heimgang unserer . . . Frau Inspektor D' R'-G' von St.-Chrischona. (Der Glaubensbote und Mitteilungen aus der Pilgermission. Bd. 46, Nr. 11, Nov. 1923. Basel.)
Zwei Reden am himmlischen Weinstock. Blätter zur Erinnerung an D' R'-G' und Helene von Wurstemberger. Meiringen [1924].

Salis, Arnold von (1847—1923). (Pfarrerkalender 1924.)

Schaeffer-Schmidt, Luise (1865—1922). Zur Erinnerung an Frau L' S'-S'. (Basel [1924].)

Schär, Johann Friedrich. Lebenserinnerungen. Bd. 1. Basel, V. S. K., 1924.

Staehelin, Fritz (1846—1922). Zum Gedächtnis an F' St', Bischof der Brüderkirche, weiland Praeses der Mission der Brüdergemeinde in Suriname . . ., heimgegangen in Basel. (Herrnhut [1923].)

Stöcklin-Müller, Niklaus (1859—1923). Von E. Steiger und Hans Burckhardt. (Jahresbericht der Sektion Basel S. A. C. für 1923.)

Vischer-VonderMühll, Carl (1841—1922). Zum Andenken an Herrn C' V'-V'. Basel, Frobenius, [1923].

Wackernagel, Jakob:
Zum 70. Geburtstag J' Wackernagels, 11. Dez. 1923. Von A. Debrunner. (Indogermanisches Jahrbuch Bd. 9. Berlin 1923.)
'Αντίδωρον. Festschrift J' W' zur Vollendung des 70. Lebensjahres am 11. Dez. 1923 gewidmet von Schülern, Freunden und Kollegen. Göttingen 1923.

VII. Schöne Literatur von Basler Verfassern.

Beurmann, Emil. Neue Spatzengesänge. Basel, Frobenius, 1924.

Bresin, Carl. Unterdrückt, nicht überwunden! Historische Erzählung aus der Zeit des schweizerischen Bauernkriegs 1653. (2., verkürzte Aufl.) Basel, J. R. Keutel, (1923).

Burckhardt, Abel. Kinder-Lieder. Eine Weihnachtsgabe für die Kinder und Mütter der Heimat. Neue Ausgabe mit Musiksatz von Rudolf Löw und Bildern von Ludwig Richter. Basel, Kober, 1923.

[Christ-Iselin, Wilhelm.] Die neiji Schtubemagd. E basel-dytsch Schtiggli in zwai Szene. Von Abraham Glettyse. Basel, hrg. u. verlegt vom Verein Quodlibet, 1923. (Theaterstücke des Verbandes schweizer. Dialekt-Bühnen. Serie Basel, Heft Nr. 6.)

[Christ-Iselin, Wilhelm.] 's Teschtament oder D'r Doppelgänger. Das Gschpängscht. Zwai Theaterstiggli in aim Akt. Von Abraham Glettyse. Basel, hrg. u. verlegt vom Verein Quodlibet, 1923. (Theaterstücke des Verbandes schweizer. Dialekt-Bühnen. Serie Basel, Heft Nr. 5.)

Geßler, E. A. Unterbewußtseinslieder. Zürich, Paul Altheer, Flugblatt 1, [1924].

Grob, Rudolf. Der Abt von Allerheiligen. Basel, Buchdr. z. Hirzen, 1923.

Hebel, Johann Peter. Werke. Mit einem einführenden Lebensbild. Hrg. von Wilh. Zentner. 3 Bände. Karlsruhe 1923.

Hebel, Johann Peter. Alemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten im alemann. Originaltext. Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludw. Richter. 5., durchgesehene Auflage. Leipzig [1923].

Hebel, Joh. Peter. Alemannische Gedichte. Berlin [1924]. (Hendel-Bücher. 2544/45.)

Hebel, Joh. Peter. Die Schwänke des Rheinländischen Hausfreundes. 2 Teile. Mit 32 Original-Lithographien von Dambacher (Stuttgart 1842). Getreuer Neudruck bei O. von Holten u. U. Birkholz. Berlin 1922.

Hebel, Joh. Peter. 13 Erzählungen aus dem Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. (Leipzig [1923].) (Reclams Reihenbändchen. 2. Reihe, Heft 1.)

Hebel, Joh. Peter. Anekdoten. Mit einer Einführung von Hans Franck. Reichenberg [1924]. (Bücher der Deutschen Bd. 39.)

Hebel, Joh. Peter. Erzählungen (aus dem Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds). Graz 1924. (Das Schönste der deutschen Dichtung für Jung und Alt. Heft 5.)

Hebel, (J. P.) Schatzkästlein, für die Jugend ausgewählt von Otto v. Greyerz. Stuttgart [1924].

Schelmenstreiche. Aus alten Schwankbüchern von [Johann Peter] Hebel, Simrock u. a. [Neue Aufl.] Reutlingen (1924).

Liebrich, Fritz. Die stille Gasse. Baseldytschi Gidicht. Basel, Nat.-Ztg., 1924.

[Mäglin, Rudolf.] Herlock Sholmes der „Windhund". Von Bolo. [Basel, J. Frehner, 1924].

Müller, Dominik. Die kalte Pastete usw. Kleine Erzählungen und Skizzen. 2., vermehrte Aufl. Basel, B. Schwabe & Co., [1924].

Ruckhaeberle, Moritz. D'r goldig Lychtfinn. Allerlai Milieu-Bitrachtige in drei Aeggt. Basel, hrg. u. verlegt vom Verein Quodlibet, Komm. Helbing & Lichtenhahn, 1924. (Theaterstücke des Verbandes schweizer. Dialekt-Bühnen. Serie Basel. Heft Nr. 7.)

Ruckhaeberle, Moritz. Die „wyssi Lilie". Singspiel in 1 Akt. Nach einer ältern Idee verf. Musik von Herm. Wetzel sen. Basel, Heinr. Majer, [1924.] (Basler Dialektstücke Heft 2.)

Ruckhaeberle, Moritz. In dr „Süßen Maus". E klai Stiggli firs basler Gmiet. Basel, hrg. u. verlegt vom Verein Quodlibet, Komm. Helbing & Lichtenhahn, 1924. (Theaterstücke des Verbandes schweizer. Dialektbühnen. Serie Basel. Heft Nr. 8.)

[Schäffer-Jucker, Ant.] Porzellanpeters Primadonna. [Novelle.] Von Anders Heyster. (Westermanns Monatshefte, Bd. 135 II, Heft 809, Jan. 1924.)

Schwab-Plüß, Margarethe. Zum Baselstab. Eine Geschichte aus dem alten Basel. Basel, F. Reinhardt, [1923].

Schwarz, Rudolf. Leonhardt Thurneyſſer zum Thurn. Roman. (National-Zeitung Baſel 1924 Nr. 415 ff.)

Stähelin, Marg[rit]. Der Jodel-Seppli. Eine Erzählung für die Jugend. Baſel, Kober, 1924.

Stickelberger, Emanuel. Ferrantes Gaſt. (Baſilisk, Jhg. 5, 1924.)

Stickelberger, Emanuel. Tulpenglück. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 18, 1924.)

Vuilleumier, J[ohn] F[riedr.]. Die Verteidigung. Eine Erzählung. Baſel, Nat.-Ztg., 1924.

Weber, Karl. 's Kalibärgwärk. Feſtſpiel zum 1. Kantonal-Geſangfeſt beider Baſel in Allſchwil 1924. Baſel 1924.

VIII. Basler Komponiſten und Muſikſchriftſteller.

Huber, Hans:

H' H'. Die Perſönlichkeit nach Briefen und Erinnerung. Von Gian Bundi. Baſel, Helbing & Lichtenhahn, 1925.

Die Bedeutung H' Hubers für das Basler Muſikleben. Von E. Refardt. (Basler Jahrbuch 1924.)

H' Hubers Kompoſitionen für Klavier zu 4 Händen. Von Ernſt Levy. (Basl. Nachr. 5. Jan. 1924 und [franzöſiſch] Pages musicales 1924 No. 7, 1 avril.)

Huber, Hans. Sextett in B-Dur für Pianoforte, Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn. Leipzig u. Zürich [1924].

Huber, Hans. Streichquartett für 2 Violinen, Viola und Cello, F-Dur. Baſel, Hug & Co., [1924].

*

Gersbach-Voigt, Fritz. Feſtmarſch zur Erinnerung an das erſte Geſangfeſt beider Baſel in Allſchwil . . . 1924. Zürich u. Leipzig; Baſel . . ., Hug, [1924].

Gersbach, Fritz. Mädchenlied. (Huggenberger.) Für Frauenchor. Zürich uſw. [1923].

Gersbach, Fritz. Nachtgeſang. (Greiner.) Für Männerchor. Zürich uſw. [1924].

Gersbach, Fritz. An die Parzen. (Fr. Hölderlin.) Für Bariton mit Klavier. Baſel, Hug, 1924.

Gersbach, Fritz. Du ſonniger Rhein. (Th. Franz.) Für Männerchor und für Frauenchor. Zürich uſw. [1924].

Goldberg, Julius. Gruß an Baſel. Marſch für Blech- oder Harmoniemuſik. Baſel, Hug & Co., [1924].

Haeſer, Georg. Vier gemiſchte Chöre nach Texten von J. v. Eichendorff. Op. 37. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. Die Schweizer Heimat (Fl. Camathiàs). „O Schweizerland, o Heimat, wie ſtehſt du hoch und hehr." Für Männerchor a cappella und für gemiſchten Chor. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. Kanon-Suite für Streichquartett. Op. 29. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. Vier Lieder für eine Singſtimme und Klavier. Op. 30. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. Neun Lieder für eine Singſtimme und Klavier nach Texten von Hans Reinhart. Op. 36. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. Mädchenlied in der Sommernacht. (Guſt. Falke.) Für vier weibliche Stimmen. Op. 38. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. Unſere Schweiz. (Georg Haeſer.) Männerchor. Werk 39. Zürich u. Lpz. [1924].

Haeſer, Georg. Sonate für Violoncello (oder Viola) und Klavier. Op. 34. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. Der Taugenichts. Ein heiter-romantiſches Bühnenſpiel in vier Aufzügen nach J. von Eichendorffs Novelle. . . . Dichtung und Muſik von G' H'. o. O. [1923].

Haeſer, Georg. Zur Erſtaufführung der Oper „Der Taugenichts". (Basl. Nachr. 13. Nov. 1923. — Vgl. auch W. Merian ebenda 16. Nov. 1923.)

Haeſer, Georg. Traum. (Joſeph von Eichendorff.) Männerchor. Werk 37 Nr. 3. Zürich u. Leipz. [1924].

Haeſer, Georg. Treue. (Eichendorff.) „Wenn ſchon alle Vöglein ſchweigen", für Männerchor. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. „Unſer Vater" für gemiſchten Chor a cappella. Op. 32. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. Vorwärts. (Eichendorff.) „Wie der Stern ſich ſchwingt aus den Wolken", für Männerchor a cappella. Baſel, Hug & Co. [1924].

Haeſer, Georg. Der Wald. Op. 1 Nr. 2. Lpz. u. Zür. [1924].

Kelterborn, Louis. Begrabe Deine Toten. Begräbnislied für Bariton und Harmonium. Bern [1924].

Levaillant, Irma. Im alten Stil, für Violine und Klavier. [Baſel,] Verlag der Komponiſtin, [1923].

Levy, Ernſt. Es ſchmerzt kein Leid, für eine Singſtimme mit Klavierbegleitung.... Baſel, Edition Bernoulli, [1924].

Levy, Ernſt. In allerſchwerſten Stunden ([Worte von] Dominik Müller), für eine Singſtimme mit Klavierbegleitung. . . . Baſel, Edition Bernoulli, [1924].

Löw, Rudolf. Abendlied. Nachtlied. Waldlied. (Die Garbe, Jhg. 7, 1924, Heft 18.)

Löw, Rudolf. Zwei Lieder auf Weihnacht, für eine Singſtimme und Pianoforte. (Die Garbe 15. Dez. 1923.)

Löw, Rudolf. Vier Motetten für gemiſchten Chor a cappella. Stuttgart u. Baſel [1924].

Moſer, Rudolf. Im Himmelreich ein Haus ſteht. Von Spervogel (um 1150—1200), neudeutſch von Will Veſper. Dreiſtimmiger Frauenchor. [Baſel 1923.]

Moſer, Rudolf. Still ruht der See. (Vierſtimmiger Frauenchor.) [Baſel 1923.]

Rey, Hedy. Humoreske für Pianoforte. Wien [1924].

Rey, Hedy. 3 Lieder im Volkston, für eine Singſtimme und Pianoforte. Wien [1924].

Ruck-Hanke, Doris. Sommertag. 6 Lieder im Volkston für eine Singſtimme mit Klavierbegleitung. Wernigerode [1924].

[Ruck-]Hanke, Doris. Sonnenſchein. 12 Kinderlieder für eine oder zwei Singſtimmen mit Klavierbegleitung, gedichtet und comp. von D' H'. 12. Aufl. Wernigerode [1924].

Straumann, Bruno. 46 Miniaturen in allen Durtonarten. Für ein melodiſches Inſtrument, Singſtimme, Violine, Flöte, Oboe, Clarinette nach freier Wahl, und Klavier. Der muſizierenden Jugend als Hausmuſik und Unterrichtswerk zur Selbſtbearbeitung zugedacht. (Baſel, Komm. Hug & Co., 1924.)

Suter, H(ermann). Celui qui veille (Der Wächter). Op. 7. (No. 2.) Partition. Zurich . . . [1923]. (Chants célèbres pour chœur d'hommes.)

Suter, Hermann. In der Fremde. . . . Op. 6 Nr. 3. Bearbeitung für Frauenchor, vierſtimmig. Partitur. Lpz. u. Zür. [1923].

Suter, Hermann. Konzert für Violine und Orcheſter, A-Dur. Op. 23. Baſel, Hug, [1924].

Suter, Hermann. Le laudi di San Francesco d'Assisi (Cantico delle Creature) per Coro, Soli, Voci di ragazzi, Organo ed Orchestra. Riduzione per Canto e Pianoforte. Opus 25. Basel, Komm. Hug & Co., 1924.

Waſſermann, Alfred. Sechs Lieder für eine Singſtimme und Pianoforte. Op. 3. Köln [1924].

Werthemann, C. A. Tiefer will ſich neigen. — Dem Tag entgegen. 2 Männerchöre. Baſel 1923.

Zehntner, Louis. Es iſt ein Reihen geſchlungen. 10 Lieder aus meiner Jugend. Für eine Singſtimme und Pianoforte. Zürich uſw. 1924.

Zehntner, Louis. Zwei Genrebildchen für Männerchor. 2 Nrn. Partitur. Leipzig u. Zürich [1924].

Zehntner, Louis. Heimkehr. (Heinrich Leuthold.) Frauenchor. Zürich u. Leipzig [1924].

Zehntner, Louis. Morgenlied. . . . Leipzig u. Zürich [1923]. (Neue Männerchöre.)

Ziegler[-Strohecker], Albert. Schifferliedchen. Gedicht von Gottfr. Keller, für Männerchor u. Klavier. Op. 4 Nr. 2. Klavierauszug [mit Text]. Lpz. u. Zür. [1923].

*

Bernoulli, E[duard]. Der Archäologe Bianchini über Muſikinſtrumente in alten Volks- und Kultgebräuchen. (Schweizer. Jahrbuch f. Muſikwiſſenſchaft, Jhg. 1, 1924.)

Merian, Wilhelm. Gregor Meyer (ſtirbt in Baſel 1576). (Schweizer. Jahrbuch f. Muſikwiſſenſchaft, Jhg. 1, 1924.)

Merian, Wilh. Neue ſchweizeriſche Muſik. (Basl. Nachr. 13. Nov. 1923.)

Nef, Karl. Eine koſtbare Bachausgabe in der Basler Univerſitätsbibliothek. (Basl. Nachr. 3. Febr. 1924, Nr. 57.)

Nef, Karl. Kleine Beiträge zur Mozartforſchung. (Schweizeriſches Jahrbuch für Muſikwiſſenſchaft, Jhg. 1, 1924.)

Nef, Karl. Alfred Tobler, der Förderer des appenzelliſchen Volksgeſangs. (Basl. Nachr., Sonntagsblatt 17, 1923, Nr. 47.)

Refardt, E[dgar]. Die Basler Choral-Inkunabeln. (Schweizer. Jahrbuch f. Muſikwiſſenſchaft, Jhg. 1, 1924.)

Refardt, E. Zu Mozarts „Don Juan"-Ouverture. (Schweizeriſche Muſikzeitung 63, 1923.)

Refardt, E. Die Basler Ortsgruppe der Neuen schweizerischen Musikgesellschaft. (Basl. Nachr. 1924, Nr. 411.)

(Senglet, August.) 25. Jubiläum des Reveillechors der Basler Liedertafel, 6./7. Okt. 1923. (Chronik.) (Basel, J. Frehner.)

*

(Thommen, Rudolf.) Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Basler Gesangvereins 1824—1924. (Basel, Kreis & Co., 1924.)

Hundertjahrfeier, die, des Basler Gesangvereins. Basler Nachrichten, 15. Juni 1924, Sonderbeilage zu Nr. 274. (Mit Beiträgen von K. Nef u. a.)

Jubiläum, zum 100jährigen, des Basler Gesangvereins. Nationalzeitung, 13. Juni 1924, Sondernummer. (Mit Beiträgen von E. A. Bernoulli u. a.)

*

Löw, R(udolf). Erinnerungen an Johannes Brahms in Basel. (Centralblatt des Zofingervereins 63, 1922/23 u. Basler Nachrichten 15. Juni 1924, Sonderbeilage zu Nr. 274.)

Brahms, Johannes, und Basel (2 Briefe von 1865, mitgeteilt von m.). (Basl. Nachr. 1922, 2. April.)

IX. Sonstige Publikationen von Baslern und in Basel Lebenden ohne lokale Beziehungen.

Bach, C[harles]. Über den Umgang mit Gemütsleidenden. Basel 1924. (23. Jahresbericht der Evang. Heilanstalt. . . . Sonnenhalde Riehen, ärztliche Beilage.)

Bachofen, J(ohann) J(akob). Das lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Altertums. Hg. von Manfred Schröter. Leipzig 1924. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Bd. 30.)

Bächtold, Hermann. Die geschichtlichen Entwicklungsbedingungen der schweizerischen Volkswirtschaft. (Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik Bd. 122, 1924, und Schweizer. Monatshefte für Politik u. Kultur, Jhg. 4, 1924/25.)

Bächtold, Hermann. Der entscheidende weltpolitische Wendepunkt der Vorkriegszeit. (Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 20, Heft 3, Juli 1924.)

Baur, Hans. Trost- und Tragfähigkeit des freien Christentums. Eine Rechtfertigung. Zürich 1924.

Bernoulli, C(arl) A(lbrecht). Nietzsches Intellektualismus. (Bei Anlaß seiner Darstellung durch Charles Andler.) Mélanges offerts à Charles Andler par ses amis et ses élèves.) Strasbourg, Paris 1924.

Bernoulli, Carl Albrecht. Zürich in den Augen eines Baslers. (Wissen und Leben 17, 1923/24.)

Bernoulli, Hans. Das Nigger-Baby und andere lyrische Ergüsse über Währungsfragen und soziale Miseren. Berlin und Bern, Freiland-Freigeld-Verlag, [1923].

Bernoulli, Johannes (I). Lectiones de calculo differentialium. . . . hrg. . . . 300 Jahre nach Aufnahme der Bernoulli ins Basler Bürgerrecht (13. Mai 1622). Mit einem Vorwort von Paul Schafheitlin. (Verhandlungen der Naturforsch. Gesellschaft Basel, Bd. 34, 1923.)

Bernoulli, Johann (I.). Die Differentialrechnung. Aus dem Jahr 1691/92. Nach der in der Basler Universitätsbibliothek befindlichen Handschrift übersetzt, mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen von Paul Schafheitlin. Leipzig 1924. (Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 211.)

Bertholet, Alfred. Der Beitrag des Alten Testamentes zur allgemeinen Religionsgeschichte. Tübingen 1923.

Bruckner, Carl. Gedächtnisklammern und Gedächtnisstützen in Geschichtsunterricht. Eine Einführung in die Mnemotechnik. Aarau 1924.

Bruckner, W[ilhelm]. Das Schicksal der deutschen Sprachminderheiten in romanischen Ländern. Basel 1924. (Beilage zur jährlichen Rundschau des deutschschweizerischen Sprachvereins. 1923; auch Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 18, 1924.)

Brückner, A. Grundzüge der Brillenlehre für Augenärzte. Bd. 1: Die Brille und das ruhende Auge. Berlin 1924.

Brunies, Stefan. Streifzüge durch den schweizer. Nationalpark. Basel, Schwabe, (1923).

Bunge, G. v. Zur Lösung der sozialen Frage. 5. Aufl. Basel, F. Reinhardt, 1924.

Burckhardt, Jacob. Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens. Neudruck der Urausgabe. Leipzig 1924.

Burckhardt, Jacob. Geschichte der Renaissance in Italien. Bearb. von Heinrich Holtzinger. 7., unveränderte Aufl. (Geschichte der neueren Baukunst. Bd. 1.) Eßlingen 1924.

Christ, H. Ob dem Kernwald. 2. unveränderte Aufl. Sarnen 1922.

Christ, H[ermann]. La terrasse de Montana sous l'aspect de l'automne. (Bulletin de la Murithienne. Fasc. 41. [Années 1919—1921. Sion 1921.])

[Dick-Holbrook, Virginia.] Amerikanische Kuchen. 50 Rezepte. Mit der Meßtasse. Von einer Amerikanerin. Basel, Selbstverlag, (1923).

Dornseiff, Franz. Zwei Arten der Ausdrucksverstärkung. (Ἀντίδωρον. Festschrift Jacob Wackernagel . . . 1923 gewidmet. Göttingen 1923.)

Egger, C(arl). Aiguilles. Ein Bergbüchlein. Zürich (1924).

Faucherre, Henry. Bilder aus dem genossenschaftlichen Tier- und Pflanzenleben. Teil 2: Die wechselseitige Hilfe. . . . Basel, B. S. K., 1924.

Fleißig, Paul. Medikamentenlehre für Krankenpfleger.... 5. Aufl. Berlin-Wien 1923.

Flury, S[amuel]. Une formule épigraphique de la céramique archaique de l'Islam. (Syria 1924.) Paris 1924.

Frohnmeyer, L[eonhard] Johannes. Die theosophische Bewegung, ihre Geschichte, Darstellung und Beurteilung. 2. vollständig neu bearb. Aufl. von Alfred Blum-Ernst. Stuttgart; Basel, Missionsbuchh., 1923.

Ganzer-Burckhardt, A(uguft). Die Dasselfliege, ihre Schädeu und die Bekämpfung in der Schweiz. Nach einem Vortrag . . . in der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Bern 1923. (SA. aus dem Landwirtschaftl. Jahrbuch der Schweiz.)

Geländer, das, am Lebensweg. Die Lehre eines Ungenannten. Hrg. von D. Norden. (Basel, Druck von Benno Schwabe & Co.) 1921.

Graber, Hans. Studien zur Kunst. Basel, B. Schwabe & Co., 1923.

Häberlin, Paul. Der Geist und die Triebe. Eine Elementarpsychologie. Basel, Kober, 1924.

Häberlin, Paul. Moralische und ästhetische Lebensrichtung (Wissen und Leben 17, 1923/24.)

Hagenbach, Aug. Der elektrische Lichtbogen. 2. Aufl. Leipzig 1924. (Handbuch der Radiologie. Bd. 4, Teil 2.)

Heusler, Andreas. Histoire des constitutions suisses (Schweizerische Verfassungsgeschichte). Trad. française de G. Abravanel et J.-G. Favey. Préface de Ch. Gilliard. Tome 1. Lausanne; Genève. 1924.

Hoffmann-Krayer, Eduard. Über einige Analogiewirkungen in der Zeit- und Hauptwortbeugung des Deutschen und seiner Mundarten. („Zeitschrift für Deutsche Mundarten", Jahrg. 1924, Heft 2. Berlin 1924.)

Hoffmann-Krayer, E. Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1920. Berlin u. Leipzig 1924.

Hoffmann-Krayer, Eduard. Grundsätzliches über Ursprung u. Wirkungen der Akzentuation. (Beiträge zur Germanischen Sprachwissenschaft. Festschrift für Otto Behaghel zum 3. Mai 1924.) (Heidelberg 1924.)

Hotz, Rud. Erläuternder Text [zu] Bilder aus der Schweizergeschichte von Karl Jauslin. Chronologisch geordnet. (Mit einem Nachtrag. . . .) Basel, E. Birkhäuser, [1922]. [Auch in französischer Übersetzung erschienen.]

Huber, Fritz. 1500 Abkürzungen der französischen Geschäfts-Stenographie in alphabetischer Anordnung = Sténographie commerciale d'après le systeme unifié St Stolze-Schrey. 1. Aufl. Basel, Verlag: Widemann'sche Handelsschule 1919.

Huber, Johannes. Vom Gelde und von der Nationalbank. (Sep.-Abdr. aus dem „Grütlianer", Nrn. 46, 47 und 60, 1924.)

Jachmann, Günther. Naevius und die Meteller. (Ἀντίδωρον. Festschrift Jacob Wackernagel . . . 1923 gewidmet. Göttingen 1923.)

Jaeggi, Bernhard. Der schweiz. Generalzolltarif nach dem Weltkriege. Basel, Buchdr. des V. S. K., [1923].

Jaeggi, Bernhard. Die Genossenschaft in der Praxis von der Gründung bis zur Liquidation (Verwaltungs- und Betriebslehre.) Leitsätze für den Ferienkurs. . . . Basel 1924. (Genossenschaftliche Volksbibliothek. Heft 14.)

Joel, Karl. Kant als Vollender des Humanismus. Feſtrede bei der Kantfeier der Univerſität Baſel am 9. Mai 1924. Tübingen 1924. (Philoſophie und Geſchichte. Heft 4.)

Joel, Karl. Seele und Welt. Verſuch einer organiſchen Auffaſſung. (2. u. 3. Tauſend.) Jena 1923.

Joel, Karl. Nietzſche und die Romantik. 2. durchgeſ. Aufl. Jena 1923.

(Kraus, Daniel.) Kleine Reiſe nach den vaterländiſchen Eisbergen und durch einen Teil der Schweiz (Getahn im Julio 1781 . . .). Mitgeteilt von Paul Meyer. (Basler Jahrbuch 1924.)

La Roche, And[reas]. Kreuzſtichmuſter. [Baſel, Geſchw. Baur, 1923.]

La Roche, R. Im Orient. (Baſilisk, Jhg. 5, 1924, Nr. 13.)

Mäder, Robert. Die Ganzen. Ein Appell an das katholiſche Volk. 6. Aufl. (11.—15. Tauſend.) Regensburg 1924.

Mäder, Robert. Ich bin katholiſch! 3. Aufl. (9.—13. Tauſend.) Regensburg 1924.

Meuli, Karl. Unſer Text der Fabulae Hygins. (Ἀντίδωρον. Feſtſchrift Jacob Wackernagel gewidmet 1923. . . . Göttingen 1923.)

Michels, Robert. Fattori e problemi dell'espansione commerciale. Torino 1924.

Mörikofer, Walter. Beobachtungen zur Theorie des Malojawindes. (Jahresbericht der naturforſchenden Geſellſchaft Graubündens 63, 1924.)

Moſer, Alfred. Der Dampfbetrieb der ſchweizeriſchen Eiſenbahnen. Eine geſchichtlich-techniſche Darſtellung der Entſtehung und Entwicklung der Dampflokomotiven in der Schweiz 1847—1922. Baſel 1923.

Niedermann, Max. Zu den Anredeformen der littauiſchen Schriftſprache. (Ἀντίδωρον. Feſtſchrift Jacob Wackernagel . . . 1923 gewidmet. Göttingen 1923.)

Niedermann, Max. Die Benennungen der „Kartoffel" im Litauiſchen und im Lettiſchen. („Wörter und Sachen." Bd. 8, 1923. Heidelb. 1923.)

Nordmann, Achilles. Die Juden in Graubünden. (Bündner Monatsblatt 1924.)

Oeri, Albert. Modernes Antidemokratentum. (Wiſſen und Leben 17, 1923/24.)

Oeri, A. Spengler und die Ausſichten der Demokratie. Vortrag. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 18, 1924.)

Pfuhl, Ernſt. Meiſterwerke griechiſcher Zeichnung und Malerei. München 1924.

(Platter, Thomas.) Une description de Bruges en 1599. (Publiée) par Malcolm Letts. (Annales de la société d'émulation de Bruges. Tome 67, fasc. 1, Janvier 1924.)

Preisabbau und ſteigende Leiſtungsfähigkeit. Inhalt: 1. Steuerfreie Staatswirtſchaft. Von P(aul) Tiſſot-Baſel; 2. Preisabbau. Von W(alter) Hersberger-Bern; 3. Reichserbrecht und Reparation. Von W. (Carl) Zimmermann-Baſel. Stuttg. 1923. (Finanzpolitiſche Zeitfragen. Heft 4.)

Rappard-Gobat, Dora. Abendglocken. (Gedichte.) Gießen u. Basel, Brunnen-Verlag, 1923.

Reinhardt, Ludwig. Helvetien unter den Römern. Geschichte der römischen Provinzialkultur. Berlin 1924. — Dazu Besprechung von Paul Schoch: Neue Zürcher Zeitung 1924 Nr. 968 u. 972, 30. Juni. — Von R. Meuli: Basl. Nachr. 24 Juni 1924, Nr. 290 II. — Von Eduard Sieber: Nationalzeitung Basel 24. Juni 1924, Nr. 289.

Reinhardt, Ludwig. Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. 4., vollkommen neubearb. u. stark vermehrte Aufl. Berlin 1924. (= Reinhardt. Vom Nebelfleck zum Menschen. Bd. 4.)

Renfer, Hermann. Tabellensammlung für politische Arithmetik und Lebensversicherung, zum praktischen Gebrauch für Handelsschüler. . . . 2. Aufl. Basel, Selbstverlag, 1924.

(Riggenbach, Eduard.) Ein Beitrag zum Verständnis der Parabel vom arbeitenden Knecht, Luk. 17, 7—10. (Neue kirchliche Zeitschrift, Jahrg. 34. [Lpz. 1923.])

Rütimeyer, L. Ur-Ethnographie der Schweiz. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1924.

Salis, Arnold von. (Die) Kunst des Altertums. Berlin [1924]. (Die sechs Bücher der Kunst. Hrg. von A. E. Brinckmann. Buch 1.)

Sarasin, Paul. Helios und Keraunos oder Gott und Geist. Zugleich Versuch einer Erklärung der Trias in der vergleichenden Religionsgeschichte. Innsbruck 1924.

Schmitt, Ludwig. 13 785 Todesfälle der Basler Lebens-Versicherungs-Gesellschaft umfassend die Jahre 1898 bis 1922. Medizinisch und statistisch bearb. Basel 1923.

Schoch, Paul. Beiträge zur griechischen Geschichte. S.-A. aus Pauly-Wissowas Realencyclopädie. . . . Bd. 12 der 1. Reihe. Stuttg. 1923. (Prof. J. Wackernagel z. 70. Geburtstag dargebracht 11. Dez. 1923.)

Schönberg, S. Zehn Jahre schweizerisches Zivilgesetzbuch. Aarau 1924.

Schwabe, Rudolf. Kanada. Land und Volk. Basel, Nat.-Ztg., 1924.

Schwarz, Rudolf. Ein Schützenfest-Prophet (Christian Albrecht und sein Manifest, Liestal 1843). (Basler Nachrichten 1924 Nr. 334, 20. Juli.)

Speiser, Felix. Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln. Berlin 1923.

Speiser, Felix. Südsee, Urwald, Kannibalen. Reisen in den Neuen Hebriden und Santa-Cruz-Inseln. (2., durgesehene Aufl.) Stuttgart 1924.

Speiser, Ruth. Die Behandlung der Minderjährigen im schweizerischen Strafrecht. (Jahrbuch der Schweizerfrauen 7, 1923.)

Staehelin, Felix. Denkmäler und Spuren helvetischer Religion. (Anzeiger f. schweizer. Altertumskunde 26, 1924.)

Staehelin, Felix. Der Name Kanaan. (Ἀντίδωρον. Festschrift Jacob Wackernagel . . . 1923 gewidmet. Göttingen 1923.)

Stickmuster. Hrg. von Geschwister Baur. Basel, F. Reinhardt, [1923].

(St[ockmeyer], K[arl].) Zum eidgen. Bettag 1923. O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! (St. Gallen [1923].)

Stückelberg, E. A. Sittener Gewebefunde. (Blätter aus der Walliser-Geschichte, Jahrg. 1923.)

Stückelberg, E. A. Unveröffentlichte Walliser Gewebefunde 1923. Basel 1924.

Stückelberg, E. A. Unveröffentlichte Walliser Gewebefunde. (Neue Zürcher Zeitung 1924, Nr. 173.)

S[tückelberg], E. A. Heraldisches aus Sitten. (Neue Zürcher Zeitung 1924 Nr. 305.)

Stückelberg, E. A. Eine gestickte Inschrift aus dem Frühmittelalter. (Anzeiger f. schweizer. Altertumskunde 25, 1923.)

Stückelberg, E. A. Die frühmittelalterlichen Stukkaturen von Disentis. (Bündnerisches Monatsblatt 1923.)

S[tückelberg], E. A. S. Sigismund, König und Märtyrer. Zur Centenar-Feier 524—1924. (Basel), Buchdr. Basler Volksblatt, [1924].

Stumm, Lucie. Ein wiedergefundenes Altarwerk Niklaus Manuels. (Das Werk, Jahrg. 11, Heft 7, Juli 1924.)

Voellmy, Erwin. Die Anfangsgründe des Schachspiels. Bern 1923 (Basel, Schiller.)

VonderMühll, Peter. Die Nebenparabase im Frieden des Aristophanes und Tibulls erste Elegie und Horaz. (Ἀντίδωρον. Festschrift Jacob Wackernagel . . . 1923 gewidmet. Göttingen 1923.)

Wackernagel, Jacob. Vorlesungen über Syntax mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Lateinisch und Deutsch. Hrg. vom philologischen Seminar der Universität Basel. 2. Reihe. Basel, Komm. E. Birkhäuser & Cie., 1924.

Wackernagel, Jacob. Städtische Schuldscheine als Zahlungsmittel im 13. Jahrhundert. (Vierteljahrsschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte. Heft 2: Mittelalterliche Stadtrechtsfragen. Stuttgart 1924.)

Wackernagel, Jacob. Staat und Persönlichkeit. Eine Studie über das absolute Element in den subjektiven öffentlichen Rechten. (Schweizer. Monatshefte f. Politik u. Kultur 3, 1923/24.)

Wernle, Paul. Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert. Bd. 2: Die Aufklärungsbewegung in der Schweiz. Tübingen (1923—)1924.

Zickendraht, Hans. Radio-Telegraphie und -Telephonie in der Schweiz. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1924.

Das künſtleriſche Leben in Baſel

vom 1. November 1923 bis 1. Oktober 1924.

Ein Rückblick
auf Theater, Muſik und bildende Kunſt.

Von

Wilhelm Merian, E. Th. Markees, Wilhelm Barth u. H. Baur.

A. Theater.

Die Zeit von Mittwoch, den 1. September 1923, bis und mit Samstag, den 31. Mai 1924, brachte insgeſamt 342 Vorſtellungen (im Vorjahre, vom 17. Auguſt an, alſo einſchließlich der Freilichtaufführungen und Operettenvorſtellungen vor der Saiſon, 349), davon 136 im Abonnement. Dazu kamen im Auguſt vor Saiſonbeginn 3 Freilichtaufführungen und 3 Operettenabende. Abonnementstage waren wieder Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag. Unter den 206 Vorſtellungen außer Abonnement waren: 31 Volksvorſtellungen (7 Opern, 5 Operetten, 19 Schau- und Luſtſpiele), 15 Vorſtellungen zu kleinen Preiſen, 8 Matineen (ohne Theaterverein), 1 Kammerſpielabend im Stadtkaſino, 22 Jugend und Schülervorſtellungen (10 geſchloſſene, 9 öffentliche und 3 Freivorſtellungen), 2 Benefizvorſtellungen für die Alterskaſſe des Perſonals, 1 Vorſtellung zugunſten der Sommergagen des Künſtlerperſonals, 6 geſchloſſene Vorſtellungen für die Arbeiter-Union, 1 Freivorſtellung für die

Kinder der Arbeitslosen, 1 Bunter Abend, 3 Nachtvorstellungen, 5 Tanzveranstaltungen, sodann 3 Dialektvorstellungen, 3 deutsche Schauspiel-, 5 französische Ensemblevorstellungen (1 Oper, 4 Schauspiele) und 2 Ensemblegastspiele der Scala aus Mailand. Der Theaterverein veranstaltete 4 Vortragsmatineen; vom Basler Stadttheater wurden in St. Gallen 2 Operettenvorstellungen gegeben. An 8 Tagen wurde nicht gespielt.

Die Aufführungen setzten sich folgendermaßen zusammen: 27 Opern mit 120 Aufführungen (darnnter 2 Ur-, 6 Erstaufführungen, 8 Neueinstudierungen), 18 Operetten mit 92 Aufführungen (darunter 7 Erstaufführungen, 3 Neueinstudierungen), 18 Schauspiele mit 67 Aufführungen (darunter 3 Ur-, 8 Erstaufführungen, 6 Neueinstudierungen), 8 Lustspiele mit 35 Aufführungen (darunter 5 Erstaufführungen, 1 Neueinstudierung), 2 Märchen mit 14 Aufführungen (1 Uraufführung, 1 Neueinstudierung), 5 Tanzvorstellungen, 1 Bunter Abend, 3 Nachtveranstaltungen.

In der Oper erschienen, wie letztes Jahr, zwei Uraufführungen: In der ersten Hälfte der Spielzeit Georg Haesers, des Basler Theorielehrers, „heiter romantisches Bühnenspiel" „Der Taugenichts". Es ist im Text, dessen Fassung vom Komponisten selbst stammt, eine Dramatisierung von Eichendorffs Novelle; die Vertonung ging nach des Autors eigenen Worten (s. Basler Nachrichten 1923, Nr. 531) von den eingestreuten Liedern aus, die denn auch die musikalischen Kernpunkte des gediegenen, groß und ehrlich gewollten Werkes bilden. Haesers berühmtes „Wanderlied der Prager Studenten" steht im Mittelpunkt; zum Besten gehört die Nachtszene vor dem Bergwirtshaus. Der Orchesterpart bedürfte etwas der Vereinfachung. Eine große moderne Oper ist die „Andromeda" des Genfers Pierre Maurice, die am Ende der Saison herauskam, deswegen und wegen Erkrankungen aber nicht mehr recht zur weiteren Auswirkung gebracht werden konnte. Das Werk gehört zum Wertvollsten

in der modernen Literatur, vereinigt in ſich die Kultur des Romanen und die Solidität des durch die deutſche Schule gegangenen Künſtlers; Maurice hatte ſchon mit ſeinem „Misé Brun“ die deutſche Opernmuſik durch ein lebensfähiges Werk bereichert. Es berührt beſonders wohltuend, daß er bei modernſten Mitteln ſich immer in den Grenzen des Geſchmacks hält und ſich nie zu Kraßheiten, zu denen der Stoff (er iſt von der Gattin des Komponiſten, Madeleine Maurice, geformt) gelegentlich verleiten möchte, hinreißen läßt. Die Aufführung hatte namentlich in der Rolle des Parrhaſios einen überragenden Vertreter. An Erſtaufführungen ſind zu nennen: „Der Bergſee“ von Julius Bittner, ein klangvolles, aber etwas konſtruiertes Werk, C. M. von Webers unvergängliche „Euryanthe“, Schuberts Singſpiel „Der treue Soldat“ („Der vierjährige Poſten“, bearbeitet von Lauckner und Tovey), d'Alberts Einakter „Die Abreiſe“, vor allem aber Muſſorgskys gewaltig hinreißendes Meiſterwerk „Boris Godunow“, mit dem die Saiſon eröffnet wurde, endlich „Ariane et Barbe bleue“ von Paul Dukas, das durch eine franzöſiſche Operntruppe unter Kapellmeiſter Albert Wolff geboten wurde. Erwähnung verdienen von Neueinſtudierungen: „Hänſel und Gretel“ von Humperdinck, „Barbier von Sevilla“ von Roſſini, „Undine“ von Lortzing, „Figaro“ von Mozart, „Samſon und Dalila“ von Saint-Saëns, unter den Repriſen Wagners „Holländer“, „Lohengrin“, „Tannhäuſer“ und „Triſtan“. Als Gäſte kamen die Japanerin Teiko Kiwa, die Italienerin Ada Sari, der unvergleichliche Mattia Battiſtini, dann Karl Braun, Helene Wildbrunn, Heinr. Rehkemper, Dimitri Smirnoff, Rich. Schubert, die Truppen der Scala und der Pariſer Opéra Comique.

Das Schauſpiel brachte drei Uraufführungen: „Thamar, das Kebsweib“ von dem Mitglied des Basler Stadttheaters Vera Maria Eberle, das von einer bedeutenden Begabung in dramatiſcher und ſprachlicher Beziehung zeugte, Keſſers geiſtvolles Stück „Die Reiſenden“, und, als erſte Aufführung

auf einer Berufsbühne, M. Lienerts „Der Ahne“, mit dem ein nicht eben erfolgreicher Verſuch gemacht wurde, die ſchweizeriſche Dramatik zu Worte kommen zu laſſen. Als Erſtaufführungen ſind anzuführen: „Notker der Stammler“ von Hagenbuch, „Juana“ von Kaiſer, „Der Ackermann aus Böhmen“ von Saaz, „Schauſpieler“ von Schmidtbonn, „Der Wettlauf mit dem Schatten“ von Scholz, „Frau Warrens Gewerbe“ von Shaw, „Bürger Schippel“ von Sternheim und „Kain“ von Wildgans; im Luſtſpiel „Menagerie“ und „Ingeborg“ von Goetz, „Der Jahrmarkt in Pulsnitz“ von Harlan, „Die Ballerina des Königs“ von Presber und Stein und die „Tageszeiten der Liebe“ von Niccodemi. Daneben kamen in wertvollen Aufführungen die Klaſſiker zu ihrem Recht (Hebbel, Leſſing, Schiller, Shakeſpeare).

Die Operette iſt immer bis zu einem gewiſſen Grade ein notwendiges Übel. Ein eigentliches Zugſtück iſt auch dieſes Jahr keine der Neuerwerbungen geworden. Viel Raſſe zeigte Leo Falls „Madame Pompadour“, muſikaliſch nicht ohne Wert waren „Der Günſtling der Zarin“ von Winterberg, „Libellentanz“ von Lehár, „Mädi“ von Stolz, „Der letzte Walzer“ von Oskar Straus; es war das Beſte, was die heutige Produktion aufweiſt. Noch beſſer iſt auf dieſem Gebiet immer noch das Alte; ſo bereiteten Millöckers „Bettelſtudent“, Joh. Strauß' „Nacht in Venedig“ ungetrübte Freude. Schlimm iſt, daß ein „Dreimäderlhaus“, eine „Luſtige Witwe“, eine „Dollarprinzeſſin“ immer noch beliebt ſind und ernſter Kunſt vorgezogen werden.

Es wurde wieder alles getan, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die aus der finanziellen Situation erwachſen. Um auch weniger Bemittelten den Beſuch zu ermöglichen, wurden die Vorſtellungen zu kleinen Preiſen vermehrt. Trotz Wetterungunſt wurden wieder einige Freilichtaufführungen durchgeführt. Für die Jugend wurden Märchenvorſtellungen veranſtaltet (Monns „Luſtig Spiel von den 7 Schwaben“), außerdem den Schulen Klaſſiker geboten. Das Perſonal iſt

auf 10 Monate engagiert; für die ausfallenden Sommergagen wurden wieder Extraveranstaltungen in und außer dem Theater abgehalten. In schwierige Lagen wurde der Betrieb mehr als einmal durch ungewöhnlich viele Erkranknngen versetzt. Die im vorigen Jahre eröffnete Lotterie ist noch nicht vollständig durchgeführt, sie hat dem Theater vorläufig eine Summe von 25000 Fr. eingetragen.

Im Dezember 1923 beschäftigte sich der Große Rat wieder mit der Theaterfrage; es handelte sich um Neufestsetzung der Subvention und eine allgemeine Neuregelung der Theaterverhältnisse. Am 6. Dezember lag ihm ein Ratschlag mit folgendem Beschlußentwurf zur Beschlußfassung vor:

„1. Der Große Rat des Kantons Basel-Stadt, auf Antrag des Regierungsrates, genehmigt den zwischen der Einwohnergemeinde Basel und der Gesellschaft des Stadttheaters in Basel abgeschlossenen Vertrag vom 21. Februar 1921/28. September 1923 betreffend den Übergang der Theaterliegenschaften, Gebäulichkeiten und des Fundus in das Eigentum der Einwohnergemeinde Basel.

2. Der Große Rat des Kantons Basel-Stadt, auf Antrag des Regierungsrates, beschließt: Der Genossenschaft des Basler Stadttheaters wird zum Zwecke der Weiterführung des Theaterbetriebs bis auf weiteres ein jährlicher Staatsbeitrag von 350000 Fr. bewilligt, beginnend mit der Spielzeit 1924/1925.

Beide Beschlüsse unterliegen dem Referendum."

Der Ratschlag wurde zur Vorberatung an eine Großratskommission gewiesen. Diese Kommission beriet in richtiger Erkenntnis der Dringlichkeit der Subventionsfrage diesen Punkt separat und an erster Stelle. Da sie aber hierin zu einem einheitlichen Standpunkt nicht kommen konnte, unterbreitete sie in ihrem Bericht dem Großen Rat einen Mehrheits- und einen Minderheitsantrag, und diese beiden Anträge kamen in einer außerordentlichen Großratssitzung, nachdem

die vorhergehende ordentliche ſich mit ihnen nicht mehr hatte befaſſen können, am 6. März 1924 zur Behandlung. Die Mehrheit beantragte eine Subvention von 350000 Fr. für die nächſten drei Jahre, außerdem eine Nachſubvention von 50000 Fr. für 1923/24, ſowie die Überbindung der Verpflichtung an die Genoſſenſchaft, jährlich 15000 Fr. an die „Alterskaſſe" des Perſonals abzuführen, ſobald deren Statuten im Sinne einer wirklichen Altersfürſorge revidiert und vom Regierungsrat genehmigt ſein würden. Die Minderheit wollte den Staatsbeitrag auf 300000 Fr. bemeſſen und eine einmalige Nachſubvention von 50000 Fr. gewähren, ohne eine weitere Bedingung zu ſtellen.

Mit ſehr großem Mehr wurde der Mehrheitsantrag angenommen, für die Nachſubvention ſogar das Referendum ausgeſchloſſen. Damit war ein Weſentliches erreicht: die Zukunft des Theaters war wieder auf längere Zeit hinaus, drei Jahre, geſichert und damit dem Betrieb endlich wieder eine gewiſſe Stetigkeit ermöglicht, wie ſie im Intereſſe der künſtleriſchen Arbeit aufs dringendſte zu wünſchen iſt. Was dieſe Debatte vom 6. März vor früheren Theaterdebatten und überhaupt gegenüber dem nur allzuoft herrſchenden Großratston vorteilhaft auszeichnete, war das Ausbleiben jeder kleinlichen Nörgelei und jeder Freude am Klatſch, der ſich um das Theater ſo leicht und ſo unkontrollierbar zu bilden pflegt, überhaupt die Höhe des Diskuſſionsniveaus, die vom Referenten der Kommiſſionsmehrheit, Dr. A. Rüegg, gleich zum vornherein feſtgelegt wurde. Das Reſultat der Abſtimmung bedeutete ſo gleichzeitig eine Anerkennung der unausgeſetzten Bemühungen der gegenwärtigen Leitung, die Situation des Theaters zu verbeſſern.

Am 26. Juni wurde dann der andere Teil der Theaterfrage, der Vertrag mit der Theatergeſellſchaft, beraten und im Sinne des regierungsrätlichen Antrags und der Kommiſſionsmehrheit mit 75 gegen 22 Stimmen genehmigt, nachdem ein Zuſatzantrag Scherer angenommen worden war,

wonach mit der Übernahme von Gebäulichkeiten und Fundus keine Ermächtigung zur Übernahme des Theaterbetriebs durch den Staat erteilt wird. Gegen dieſen Beſchluß wurde dann während der Sommerferien das Referendum ergriffen. Der Ausgang des Referendums fällt in den November und ſomit nicht mehr in den Rahmen dieſes Berichts.

Noch ein Wort von der „Genoſſenſchaft des Basler Stadttheaters", in deren Händen der Betrieb liegt. Es war vorgeſehen, ſie auf breitere Baſis zu ſtellen; die Vorarbeiten dazu waren ſchon im Winter 1922/23 gemacht worden. Sobald die Theaterfrage vom Großen Rat erledigt war, ging man an die geplante Erweiterung. Ein Aufruf zum Beitritt hatte zur Folge, daß an der Generalverſammlung vom 8. September ein Mitgliederbeſtand von 53 Einzel- und 6 Kollektivmitgliedern feſtgeſtellt werden konnte. In dieſer Generalverſammlung wurde die neue, bisher nur aus dem Vorſtande und vier weiteren Mitgliedern beſtehende Genoſſenſchaft endgültig konſtituiert. Neu in den um drei Sitze vermehrten Vorſtand wurden gewählt: Dr. R. Schwabe, Präſident des Theatervereins, und Nationalrat F. Schneider, als Dritter wurde zum voraus E. Fiſcher zum Wolf, der ſeit vielen Jahren das Kaſſenreſſort verwaltet und ſeit Gründung der Genoſſenſchaft deren direkter Vertreter war, mit Akklamation beſtätigt. Die übrigen Vorſtandsmitglieder Dr. V. E. Scherer (Präſident), Regierungsrat Dr. F. Hauſer (Vizepräſident), Dr. W. Merian (Sekretär), Bankdirektor Chr. Buchmann (Beiſitzer) ſind Delegierte des Regierungsrates. Dazu kommen Direktor O. Henning und der Perſonalvertreter Dr. F. Jenny. Der Regierungsrat hatte ſeine Delegation, die bisher aus 6 Mitgliedern beſtanden hatte, für die neukonſtituierte Genoſſenſchaft auf vier Mitglieder reduziert und demgemäß die Herren Regierungsrat Dr. A. Brenner und Dr. F. Welti unter Verdankung der geleiſteten Dienſte daraus entlaſſen.

B. Konzerte.

Das musikalische Leben unserer Stadt wickelte sich in gewohnter Weise ab; es wurde, wie immer, sehr viel geboten, und man fragt sich oft im stillen, wie heute, bei den enorm gesteigerten Kosten, die Konzertgeber, seien es einzelne Künstler oder Gesellschaften, Vereine, überhaupt noch Konzerte geben können. Denn wohl in den meisten Fällen kommen sie, sogar wenn die Aufführungen gut besucht sind, kaum auf ihre Kosten, und gar oft ist das letztere nicht der Fall. — Es mag hier, wie jedes Jahr in diesem Buch, eine kleine Übersicht über das von den führenden Instituten und Vereinen Dargebotene folgen.

Die zehn Symphoniekonzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft (Leitung: Dr. Hermann Suter) wiesen einen guten Besuch auf. Neben den Meistern der klassischen und der romantischen Richtung kamen auch moderne und modernste Musiker zum Wort. Solistisch betätigten sich in diesen Konzerten u. a. wieder Adolf Busch und Maria Irrgün, von einheimischen Künstlern Fritz Hirt und Maria Philippi.

Neben diesen Konzerten fanden noch eine Reihe populärer Konzerte statt, die zum Teil Wiederholungen der Programme der Symphonie-Abende brachten — etwas, das manchem Musikfreund ganz willkommen ist, weil ihm dadurch Gelegenheit geboten wird, Kunstwerke nochmals zu hören.

Der große Andrang zu den vier Beethoven-Abenden, an denen des Meisters sämtliche Symphonien zur Aufführung gelangten, bewies wieder einmal, daß die klassische Kunst in Basel doch das zahlreichste Publikum hat. Unsere Musikgesellschaft kann immer auf starken Konzertbesuch rechnen, wenn sie derartige Zyklen veranstaltet.

Die Musikgesellschaft hat wieder Kammermusikabende eingeführt und ist damit einem Bedürfnis einer großen Anzahl von Kunstfreunden entgegengekommen.

Der Basler Gesangverein trat in seinem ersten Konzert (8. und 9. Dezember) mit Haydns „Schöpfung" auf. Dann brachte er am 5. und 6. April Sebastian Bachs „Johannespassion" zu Gehör. In diesem Jahre hat der Verein auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken können, und er hat seine Geburtstagsfeier in künstlerischer Weise in einer Reihe von Konzerten begangen, und zwar unter Anteilnahme der gesamten musikliebenden Bevölkerung Basels, die dem Verein, der in der musikalischen Kultur unserer Stadt eine so hervorragende Rolle spielt, damit gerne ihre Sympathie zeigen wollte. Die Festkonzerte fanden in der Zeit vom 13. bis 15. Juni statt. Ein Chorkonzert brachte Werke von Bach, Brahms, Händel, Mozart und von Schönberg; ein weiteres bot als Uraufführung eine neue, zu der Jubiläumsfeier geschriebene Schöpfung des Dirigenten des Vereins, Dr. Hermann Suter. Die Komposition behandelt den „Sonnengesang" des hl. Franziskus von Assisi und nennt sich „Le laudi". Sie gelangte am 29. September bei Anlaß des Musikwissenschaftlichen Kongresses zu mehrmaliger Aufführung.

Vom Basler Bach-Chor (Dirigent: H. Münch) hörten wir am 22. Dezember die ersten drei Kantaten aus Sebastian Bachs „Weihnachtsoratorium". Am 26. April interpretierte er eine der letzten Chorkompositionen Hans Hubers, seine „Einsiedler-Messe".

Der Basler Volkschor führte am 4. Mai Mendelssohns Oratorium „Paulus" auf (Direktion: Ferdinand Küchler).

Die Basler Liedertafel hatte sich mit der „Totenmesse" von Berlioz eine große Aufgabe gestellt, die sie in einem Münsterkonzert am 26. und 27. Januar mit gewohntem Erfolg und bestem Gelingen löste. Das Liederkonzert des Vereins fand am 2. und 3. Mai statt.

Der Basler Männerchor bot in einem Orchesterkonzert unter der Leitung seines Dirigenten Dr. A. Wasser-

mann am 30. November und am 1. Dezember den „Rinaldo“ von Brahms. Am 29. April veranstaltete er ein Liederkonzert.

Von auswärtigen Chorvereinigungen ließen sich hören die Don-Kosaken (zwei Konzerte), die sogenannte Sixtinische Kapelle, die Thomaner aus Leipzig.

Solistenkonzerte fanden wieder in Menge statt, besonders zu Anfang November; sie waren aber meistens schlecht besucht. Einer der wenigen, die auf einen gut besetzten Saal rechnen können, ist Adolf Busch, mag er nun als Solist kommen oder mit seinem Quartett.

C. Malerei und Plastik.

Basel ist als Kunststadt sehr lebendig, wenn man nur das Schaffen der vielen in Malerei und Plastik tätigen hier angesiedelten Künstler in Betracht zieht. Der Kunstmarkt freilich ist oft bei uns recht still, zumal was die Erzeugnisse des Tages betrifft. Ein Zeichen dafür ist es auch, daß die Kunst der Lebenden sich im wesentlichen mit der Kunsthalle als der einzigen Zufluchtsstätte begnügen muß, während an anderen Orten Kunstsalons bestehen und neu eröffnet werden, die auch die zeitgenössische Kunst pflegen. Der Sitz des Kunstvereins am Steinenberg hat im verflossenen Jahre in seinen bereits knapp gewordenen Räumen die übliche Anzahl von Ausstellungen sich aneinanderreihen sehen, darunter mehrere von hervorragender Bedeutung. Die Raumknappheit in der Kunsthalle tritt jeweilen zu Tage, wenn größere Veranstaltungen in ihr einkehren, wie im November 1923 der sogenannte Turnus. Dieses Unternehmen des Schweizerischen Kunstvereins ist zwar in den letzten Jahren durch strengere Jurytätigkeit im Umfang beschnitten worden, zugleich hat es eine Hebung der Qualität erfahren. Der Turnus des Jahres 1923, der bei uns abschloß, brachte zudem die Neuerung, besonders eingeladene Künstler sich umfangreicher

beteiligen zu lassen, um der Ausstellung von vornherein einen Kern hochstehender Werke zu sichern.

Die Dezember-Ausstellung war, wie alljährlich, allen Baslern zugänglich und wurde namentlich von den jüngeren Künstlern stark beschickt. Die Ankäufe für die Festzeit aus dieser Ausstellung geschehen längst nicht mehr so reichlich wie einst, die mit ihr verbundene Weihnachtsverlosung ergibt aber immer noch einen erfreulichen Ertrag zugunsten unserer Künstler.

Das Jahr 1924 begann mit einer großen Ehrung des populärsten deutschen Malers, unseres Nachbars aus dem Schwarzwald, Hans Thoma, durch Ausstellung von etwa 250 Werken des großen Meisters, die aus seinem Besitz, aus öffentlichen und privaten Galerien Süddeutschlands von der Direktion der Karlsruher Kunsthalle für Basel gesammelt worden waren. Der feierlichen Eröffnung wohnten Vertreter der Badischen Regierung und der Karlsruher Stadtbehörde bei, der Badische Landtag besuchte die Ausstellung während deren Verlauf, Extrazüge brachten Massenbesuch aus den süddeutschen Städten, auch die Dorfschaft von Bernau, dem Geburtsort Hans Thomas, machte sich unter Führung ihres Pfarrherrn zu Ehren des berühmten Landsmannes nach Basel auf. Der ehrwürdige Greis, der selber die Herreise nicht mehr wagen durfte, hatte dem Katalog ein mit erstaunlicher Jugendfrische geschriebenes Erinnerungsblatt an Basel beigefügt. Den Hauptschmuck der Ausstellung bildeten eine Reihe wundervoller früher Gemälde aus den siebziger und achtziger Jahren. Doch war auch das spätere Schaffen reich vertreten. Zum Andenken an diese bisher bedeutendste Basler Thoma-Ausstellung wurden drei der schönsten ausgestellten Zeichnungen für öffentlichen Besitz erworben und dem Kupferstichkabinett überwiesen.

Die Reihe der Ausstellungen erfuhr sodann, wie schon in den zwei vorhergehenden Jahren, einen Unterbruch durch die Vorbereitungen auf das Kunsthalle-Fest, das am

10. Februar vonſtatten ging, aber diesmal im engeren Rahmen eines Feſtanlaſſes ſich hielt, zu dem die in der Sektion Baſel der Geſellſchaft ſchweizeriſcher Maler, Bildhauer und Architekten vereinigten Künſtler das Publikum einluden.

Überraſchend ſtarkes Intereſſe und dementſprechenden Beſuch fand im März—April die Ausſtellung Vincent van Gogh (1853—1890). Unter allen Anregern und Bahnbrechern der modernen Kunſt ſteht dieſer Holländer neben dem Franzoſen Cézanne obenan. Es verbindet ſich bei ihm eine nordiſch-germaniſche ſeeliſche Inbrunſt mit der franzöſiſchen maleriſchen Diſziplin. Sein menſchliches und künſtleriſches Schickſal, mit dem frühzeitigen tragiſchen Ausgang, iſt durch eine ſchon umfangreiche Literatur, worunter ſeine eigenen Briefe das weitaus Wertvollſte ſind, bekannt geworden. Das erklärt auch bei uns die allgemeine ſtarke Teilnahme, die ſeine Ausſtellung fand, wie ſie früheren ähnlich bedeutſamen Veranſtaltungen gefehlt hat. Neben dem van Goghſchen Nachlaß aus Holland hatte erfreulicherweiſe der ſchweizeriſche Privatbeſitz mehrere Hauptwerke zur Verfügung zu ſtellen, die teilweiſe Basler Sammlern gehören. Auch in den öffentlichen Sammlungen unſeres Landes befinden ſich einige Werke van Goghs.

Starke Eindrücke vermittelten auch die übrigen Beſtandteile der Ausſtellung, die Gemälde von Heinrich Altherr (Stuttgart), die Zeichnungen von Otto Meyer (Emden) und die Graphik von O. Kokoſchka.

Die nachfolgende Ausſtellung, im Mai/Juni, galt in ihrem Hauptteil dem Andenken eines Basler Meiſters aus dem 19. Jahrhundert, Ernſt Stückelberg (1831—1903). Aus ſeinem reichen Lebenswerk, das ſich vielfach in Basler Privatbeſitz befindet, mußte für die Kunſthalle eine Ausleſe gemacht werden, die von der Familie durch eine gleichzeitige kleinere Ausſtellung im einſtigen Atelier des Künſtlers ergänzt wurde. Unter den in der Kunſthalle vereinigten Gemälden

wurden namentlich die Bildniſſe aus dem Familienkreiſe, wie die Porträts der Mutter, das Brautbild von 1865, das Gruppenbild aus Amſterdam und die Knabenbildniſſe ſehr beachtet. — Die unteren Räume der Kunſthalle enthielten im Mai/Juni eine Kollektion des „Graphiſchen Kabinetts", der neuen Vereinigung ſchweizeriſcher Graphiker, und eine Bilderſerie von Burkhard Mangold, worunter mehrere auf Beſtellung hieſiger Firmen geſchaffene, mit Blicken in induſtrielle Arbeitsräume.

Während der Sommerferien fand in der Kunſthalle und im Gewerbemuſeum eine große Ausſtellung Chriſtlicher Kunſt ſtatt, veranſtaltet vom Schweizeriſchen katholiſchen Volksverein, zur qualitativen Hebung der für kirchliche Ausſtattungs- und Erbauungszwecke dienenden Erzeugniſſe freier und angewandter Kunſt. Die Einladung zur Beteiligung war an ſämtliche ſchweizeriſche Künſtler ergangen, das ſicherlich verdienſtliche Vorgehen der Initianten iſt aber von vielen nicht unterſtützt worden.

Eine beſondere Weihe und Bedeutung hatte die erſte große Ausſtellung im Herbſt, die der Kunſtverein wieder ſelber veranſtaltete. Sie war dem Gedächtnis eines früh verſtorbenen Künſtlers gewidmet, deſſen ganzes Wirken während des letzten Jahrzehnts eng mit allem künſtleriſchen Geſchehen in Baſel und mit der Tätigkeit des Kunſtvereins verknüpft geweſen iſt. Carl Burckhardts reicher und beweglicher Künſtlergeiſt erwies ſich bei dieſer Überſchau über ſein Schaffen ſchon darin, daß er, der Plaſtiker, als der er durch ſeine großen Werke wie die Reliefs am Zürcher Kunſthauſe und die Brunnen an unſerem Badiſchen Bahnhof längſt der Öffentlichkeit bekannt war, in drei verſchiedenen Perioden ſeines Lebens ſich auch ſehr intenſiv der Malerei hingegeben hatte. Außerdem wurde das Bild ſeiner Kunſt ergänzt durch die Fülle der meiſt noch unbekannten Entwürfe und Studien in jeder zeichneriſchen Technik. Mittelpunkt der Ausſtellung bildete ſein letztes großes plaſtiſches Werk, die ihr Pferd

führende Amazone, die in Bronzeguß zur Erinnerung an den Künſtler wird der Stadt als Geſchenk des Kunſtvereins übergeben werden.

Die letzte hier zu erwähnende Ausſtellung in der Kunſthalle war im Oktober die der Aufträge und Wettbewerbe des ſtaatlichen Kunſtkredits. Die allgemeinen Wettbewerbe galten zunächſt dem maleriſchen Schmuck des Lohnhofportals (Innenſeite) und der plaſtiſchen Dekoration des Wandbrunnens im Hofe des Sevogelſchulhauſes. Letztere fand ſehr anſprechende Löſungen, während erſtere trotz Beteiligung von 53 Künſtlern zu keinem definitiven Reſultat, aber zur Ausſchreibung einer engeren Konkurrenz unter mehreren der jetzigen Einſender führte. Von bloß platoniſchem Intereſſe, weil noch nicht ausführbar, waren die Vorſchläge zur Bemalung des Lichthofs im Baudepartement als dritter allgemeiner Wettbewerb. Definitiv beauftragt mit der maleriſchen Ausſchmückung des Eingangsraumes im Spalenſchulhaus wurde Rudolf Hübſcher als Sieger in einer engeren Konkurrenz; ebenſo wurden auf Grund der Entwürfe die Einzelaufträge in Malerei erteilt, von denen der wichtigſte der Apſis des Krematoriums galt und durch Eugen Ammann zu löſen ſein wird. Der Entwurf in Holzplaſtik von Hermann Scherer, „Madonna mit Kind", wurde der katholiſchen Gemeinde zur Annahme empfohlen. Alles in allem bei beſcheidenen Mitteln eine recht weitgreifende Tätigkeit des Kunſtkredits, wie auch Gegner ſeiner Reſultate werden anerkennen müſſen.

Im Gewerbemuſeum finden nunmehr gleichfalls Ausſtellungen in immer regelmäßigerer Folge ſtatt. Es wird dabei weſentlich auch auf die Art der Darbietung, auf Ausſtattung und Dispoſition jeweilen Gewicht gelegt und viel Sorgfalt aufgewendet. Ferner wird wenn immer möglich den heutigen Erzeugniſſen eine Abteilung hiſtoriſcher Beiſpiele zu inſtruktivem Vergleich beigegeben.

Im Berichtsjahre wurde folgendes Programm kunſt-

gewerblicher Ausstellungen mit bestimmtem Stoffgebiet durchgeführt: Oktober-November 1923 Drechslereiarbeiten; Februar-März 1924 alte und neue Spitzen; April Batik und Ikat; Juni schmiedeiserne Grabzeichen. Im Dezember 1923 veranstaltete der Schweizerische Werkbund eine Weihnachtsausstellung.

Wechselnde Darbietungen auch zeitgenössischer und einheimischer Kunst brachten in diesem Jahre wie früher schon das Kunsthaus Pro Arte und die Kunsthandlung Rath A. G. vor das Publikum, letztere kürzlich Arbeiten einer jüngeren Basler Künstlergruppe und anschließend eine kleine Ausstellung der Sektion Basel der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten.

D. Architektur.

Sowohl Wohn- als auch Staatsbautätigkeit haben in diesem Jahre zugenommen.

Wohnhausbauten sind wieder in üblicher Art als Einzel-, Reihen- und Mietshäuser erstellt worden.

Das Einzelwohnhaus. In erster Linie fällt dieses Jahr das Haus Arnold-Böcklinstraße 9 auf (Architekt Prof. Läuger). Unter die um die Pauluskirche sich gruppierenden Häuser bringt es eine neue Note durch ein flaches Dach (Schiefer), einen opulenten Portikus und eine Freitreppe. Seine repräsentative Haltung kann sich leider nicht in einem entsprechenden Park auswirken.

Das Wohnhaus Bruderholzallee 174 (Prof. H. Bernoulli) weist eine eingeschossige, langgestreckte Bauform auf, vorn aufgesetzt auf eine Böschungsmauer, hinten terraineben mit windschützenden Anbauten.

Neben den Wohnhäusern Gundeldingerstraße 155, Bättwilerstraße 15 und 17, Bruderholzallee 210, Parkweg und Hirzbodenweg 45 (letzteres in sehr geschmackvoller Art), St.-Albanring 172—178, Schaffhauserrheinweg, Laupen-

ring 146, Realpſtraße 69 und Lindenhofſtraße 9—13 und den Häuſern der Firma Burckhardt Wenk & Cie. am Scheerkeſſelweg und an der Adlerſtraße, die durchgängig die üblichen Architekturformen zeigen, entſtand an der Sonnenbühlſtraße bei Riehen ein Wohnhaus, das, entfernt von allem Schematismus, ſich andersartig zeigt (Architekt H. Schmid). Die Form des Grundſtückes hat die Grundrißform des Hauſes beſtimmt, die Lage auf der erſten Terrainwelle über der Niederung hat angeregt, die ſchöne Ausſicht möglichſt allen Räumen zugute zu halten. Die Formen ſind nicht fürſtlichen Bauten entlehnt, ſondern ſind anſpruchslos und natürlich.

An Reihenhäuſern und Häuſergruppen entſtanden zum Teil neue, zum Teil wurden alte weitergebaut und vervollſtändigt.

Architekt E. Heman erbaute an der Mittleren Straße 209 bis 217 eine Gruppe, ebenſo an der Neubadſtraße. Es ſind dies Häuſer von perſönlichem Gepräge, die noch ein gemütliches Wohnen ermöglichen, im Gegenſatz zu den ganz typiſierten Straßenzügen Laupenring 149—175, Realpſtraße 38—54 und Reiterſtraße 7—41 (Architekt E. Eckenſtein). Im gleichen Stadtviertel entſtanden die Reihen 25—45 Oberalpſtraße (Baumeiſter Aichner), Neubadſtraße (Gebr. Stamm) ſowie Neubadſtraße 55—57 (Architekt Rickert).

Im Langen Lohn und am Morgartenring iſt bedauerlicherweiſe die architektoniſch ordnungsliebende Art der erſten Häuſerreihen (Prof. Bernoulli) fallen gelaſſen worden, dieſes Stadtviertel wird langſam der baulichen Anarchie ausgeliefert. Im Langen Lohn 2—4, am Morgartenring, Schützenweg 348—358, Carmenſtraße wurden Wohnhäuſer erſtellt, die längſt nicht mehr die Einheit und Geſchloſſenheit der früher entſtandenen Gebäude haben.

Erfreulicher iſt eine Gruppe auf dem Bruderholz an der Droſſelſtraße (Architekt Willy Meyer). An ein in den letzten Jahren erſtelltes Wohnhaus ſchließt ſich eine neue Gruppe in lebendiger Art und Weiſe an. In der Nähe

wurde von den Architekten Von der Mühll & Oberrauch (Batterieweg 156—162) den zwei früher entstandeneu Gruppen eine neue zugefügt. Auf dem Hummel 26 und 28 sowie 30 und 32 entstanden Wohnhäuser (Architekt Widmer), an der Haltestelle Thiersteinerrain ein Tea Room.

Größere Kolonien, zum Teil Kleinwohnungen, wurden begonnen beim Hirzbrunnen (Architekten H. Bernoulli sowie Von der Mühll & Oberrauch) und an der Baslerstraße gegen Riehen (Architekt P. Artaria).

Der Kolonie „Gartenfreund", Morystraße in Riehen (Bercher & Tamm), wurden einige neuere Gruppen angeschlossen.

Mietshäuser wurden mehrere im St.-Johannquartier erbaut, so an der Lothringerstraße 94, Gasstraße, Jungstraße sowie Elsässerstraße 13—19 (Paul Hosch), an der Kannenfeldstraße, Rheinländerstraße (Architekt Rickert) und an der Hegenheimerstraße 130. Im Gundeldingerquartier erstanden Mietshäuser an der Thiersteinerallee 70—74, Gundeldingerstraße 296 und 302; gegen Kleinhüningen zu an der Klybeckstraße 75 und an der Inselstraße.

Geschäftshäuser. Solche wurden erstellt an der Nauenstraße 67 (Architekt E. Eckenstein), an der Falknerstraße (Prof. Bernoulli), an der Eisengasse (Baugesellschaft) und an der Güterstraße das Möbelhaus Lutz (Architekt Hannes Meyer). Bei ihnen ist das Problem der Fassade: auf möglichst geöffnetes Parterre (zu Schauzwecken) eine geschlossene Hochmauer mit gewöhnlichen Fenstern aufzuführen, mit mehr oder weniger architektonischem Geschick gelöst worden.

Industriebauten entstanden, zum Teil durch Streiks der Arbeiter gehemmt, im Rheinhafen (Schweiz. Schleppschiffahrt und Neptun) sowie an der Grenzacherstraße die Vergrößerung der Fabrik Hoffmann-La Roche (Baugeschäft Preiswerk & Co.).

Hier anschließend ist ein Teilstück der Mustermessebauten zu erwähnen, das in diesem Jahre erstellt wurde, nämlich die

zwei großen Eisenbetonhallen am Riehenring (Architekt Widmer und Ingenieur O. Ziegler).

Neben den großen Staatsbauten, die im Bau sind (Physikalisches Institut, Frauenklinik und Volkshaus), wurde das Elektrizitätswerk an der Margarethenstraße vollendet und bezogen (Hochbaubüro mit Architekt O. Burckhardt). Es stellt einen für seine Zwecke vorbildlichen Bau dar, bei welchem mit großer Sachlichkeit alle Aufgaben eines solchen Baues auf eine ästhetisch befriedigende Art gelöst worden sind.

Am Äschenplatz wurde die Transformerstation erstellt (Hochbaubüro und Architekt H. E. Linder), die noch alle an dieser Stelle gelegenen sonstigen Bequemlichkeiten in sich einbezieht und in künstlerischer Hinsicht vorbildlich ist.

Das Gemeindehaus Matthäus-Klybeckstraße 95 (Architekt Suter & Burckhardt) wurde dieses Jahr vollendet. Es ist einer jener Bauten, wie sie jetzt viel erstehen, die mit Restaurants und kleinen und großen Sälen der Geselligkeit dienen.

Neben diesen neu erstandenen Bauten muß hier zum Schluß noch der guten alten Bauten gedacht werden, die zum Teil verschwunden sind oder die durch Umbau den modernen Anforderungen angepaßt wurden. Der „Große Collmar" am St.-Albangraben, ein altes Gebäude, das dieser Straße mit seinem Erker und seinen behäbigen breiten Fenstern und den guten Maßen zu ihrer guten Wirkung verhalf, mußte der neuen Nationalbank weichen. Das Haus „zum Löwen" (Äschenvorstadt) mit seinem geschlossenen Erdgeschoß mit vergitterten Fenstern, wurde mit Schaufenstern versehen! Das „Ch. Brüderlinsche" Haus (Petersplatz) verlor seinen Giebel, er mußte Dachfenstern Platz machen! Allen Freunden der guten alten charaktervollen Bauten tun diese Eingriffe weh, mit ihnen hoffen wir, daß solche im neuen Jahr weniger vorkommen mögen.

Basler Chronik

vom 1. Oktober 1923 bis 30. September 1924.

Von H. L. Freyvogel.

Oktober.

1. Der allgemeine evang.-protestantische Missionsverein hält seine Tagung ab.

2. 64jährig stirbt Zimmermeister K. Scherrer-Rothenbach.

4. Das Brot schlägt von 55 auf 52 Rp. ab. — Im Alter von 75 Jahren stirbt Peter Schmid-Weber, ein Gründer und Förderer des kaufmännischen Vereins, wohlbekannt im gemeinnützigen Leben, vor allem in der „Soldatenfürsorge".

5. Das Basler Regiment 22 kehrt nach strengem, in der letzten Periode regenreichem Wiederholungskurs zurück.

6. Zu Ehren seines 25jährigen Bestehens veranstaltet der Reveillechor der Liedertafel ein Jubiläumskonzert.

7. In der Sakristei der röm.-kath. Kirche Riehen bricht Feuer aus, das aber auf den Brandherd lokalisiert werden kann.

8. Die Koloraturſängerin Ada Sari von der Mailänder Scala gibt einen Arienabend. — Im Schoße der Société d'Etudes françaises de Bâle hält der bekannte französische Förderer der Radiobewegung G. Ferrié einen Vortrag über „L'Etat actuel des applications des ondes hertziennes".

9. Nach 20monatiger Dauer wird der Holzarbeiterstreik durch direkte Vermittlung der Regierung beendet. — Zum ordentlichen Professor für Mineralogie und Petrographie wird gewählt: Dr. Max Reinhard von Rothenbach (Bern), bisher a. o. Professor in Genf, zum Inspektor der Mädchenprimarschule Jakob Gysin-Imhof, bisher Lehrer an der Mädchensekundarschule.

11. Auf St. Chrischona stirbt 81 Jahre alt Frau Witwe Dora Rappard-Gobat. — Der Große Rat wählt als Ersatzrichter für das Strafgericht den bürgerlichen Kandidaten Dr. E. Steuri, erledigt verschiedene Petitionen, nimmt in zweiter Lesung die Abänderungen des Bürgerrechtsgesetzes an und lehnt die Subventionierung eines Touristen- und Ferienheims der Naturfreunde ab. Endlich ermächtigt er den Regierungsrat zur Aufnahme von Anleihen bis zu 30 Millionen Franken.

13. In Bettingen versammelt sich die Basler Vereinigung für Heimatschutz zur jährlichen Generalversammlung.

15. Die statistisch-volkswirtschaftliche Gesellschaft beginnt den Zyklus ihrer Vortragsabende mit einem Referat ihres Vizepräsidenten H. Stucki über das Papiergeld der französischen Revolution. — In unserer Stadt findet eine großangelegte Kleidersammlung der „Deutschlandhilfe" statt.

16. Die Vortragsabende des Quodlibet beginnen mit einer Vorlesung von Benjamin Valloton. — Zu seinem 70. Geburtstage verleiht die hiesige theol. Fakultät dem Zürcher Kirchenrat A. Nuesch den Doktor der Theologie.

17./18. Die Tochterschule veranstaltet zugunsten ihrer Reisekasse im Stadtkasino einen gutbesuchten Bazar mit anschließendem Ball. — In Anwesenheit von Konsumentenvertretern findet eine Sitzung des nordwestschweizerischen Milchproduzentenverbandes statt, in der die Frage der Milchpreiserhöhung behandelt wird. — Nachts 11¼ Uhr

wird auf der Riehenstraße der 82jährige Taglöhner E. Vögtle-Sutter überfahren.

17./19. Der indische Philosoph und Sufilehrer Inayat Khan hält drei starkbesuchte religiöse Vorträge.

18. Der Große Rat überweist der Regierung den Anzug Bertsch (Bürgerpartei) betr. Nichtbesetzung der Stelle eines dritten Appellationsgerichtspräsidenten, nimmt das Gesetz betr. die Listenverbindung an und berät nach beschlossenem Eintreten in erster Lesung das Organisationsgesetz der Basler Straßenbahnen.

19. Der Verein für Mäßigkeit und Volkswohl begeht in einfacher Weise sein 25jähriges Jubiläum.

19./20. In Basel tagt der Vorstand der christlichen Gewerkschaftsinternationale.

20. Das Quodlibet feiert sein 65. Stiftungsfest.

22. Die historisch-antiquarische Gesellschaft eröffnet die Reihe ihrer Sitzungen mit einem Vortrag von Lic. E. A. Bernoulli über „Die Psychologie der Neubürger". — Im literarischen Zirkel spricht am ersten Abend Fritz Liebrich.

25. Der Große Rat diskutiert die Vorlage betr. Ausrichtung einer Herbst- und Winterzulage an die Arbeitslosen und nimmt nach vierstündigem, stürmischem, sogar unterbrochenem Verlauf die Eventualanträge, welche eine Unterstützung vorsehen, an. — Der Chor der Sixtinischen Kapelle gibt ein Konzert.

27. Bei schönstem Herbstwetter läutet die Messe ein. — Im A. C. V. beider Basel wird eine Statutenrevision, welche Kreisversammlungen und Frauenvertretung vorsieht, mit 1000: 60 Stimmen angenommen.

29. In der Burgvogtei spricht der sozialdemokratische Abgeordnete des deutschen Reichstags Paul Levi über „Die wirtschaftliche und politische Lage Deutschlands und die Arbeiterklasse". — Walter Zürrer tritt als Rektor der Knabensekundarschule zurück.

30. Im ersten akademischen Vortrag redet Prof. Dr. P. Häberlin über „Moralische und ästhetische Lebensweisheit". — Der Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt, Prof. Dr. Wolf, feiert sein 25jähriges Amtsjubiläum. — Die Witterung dieses Monats ist schwankend. In der ersten Hälfte kalt, regnerisch und unfreundlich, schlägt das Wetter Mitte Monats um. Es herrschen heftige Herbststürme mit einer Temperatur von oft 22° C. Die letzten Tage bringen wärmsten Altweibersommer.

November.

1. Im Küchlintheater beginnt ein Gastspiel der bekannten deutschen Filmschauspielerin Henny Porten.

2. Aus nicht festzustellenden Gründen löscht von 5.23 bis 5.36 Uhr in der ganzen Stadt das Licht aus. — Eingeladen von der Studentenschaft redet Prof. Sommerfeld aus München über „Die Struktur der Atome".

3. Der bekannte Fliegerphotograph W. Mittelholzer hält im dichtbesetzten Bernoullianum einen Lichtbildervortrag über „Im Flugzeug über Spitzbergen".

4. Im Theaterverein spricht Direktor Henning über „Heutige Theaterverhältnisse".

6. In der Liga für Eingeborenenschutz redet der Häuptling des Irokesenstammes über den Freiheitskampf seines Volkes. — Den zweiten akademischen Vortrag hält Prof. Landmann. Er ist gewidmet dem „kurialen Ursprung der hohen Finanz".

7. Prof. Weese aus Bern spricht über „Blütezeit deutscher Bildnerei".

8. Großer Rat. Nach Bestätigung von 64 Bürgeraufnahmen wird auf erste Lesung hin das O.G. für die Basler Straßenbahnen mit 62 : 58 Stimmen zurückgewiesen. Der Rat lehnt ferner mit 66 : 52 Stimmen eine Verlegung der Sitzungen auf den Samstag-Nachmittag ab und nimmt in zweiter Lesung das revidierte Wirtschaftsgesetz an.

9. Zum Gewerbeinſpektor wird Dr. W. Strub, bisher ſeit einer Amtsperiode proviſoriſch angeſtellt, gewählt.

11. Im Stadttheater gaſtiert D. Smirnoff.

12./13. Im Literariſchen Zirkel ſpricht die bekannte Romanſchriftſtellerin Clara Viebig von ihren Werken, aus denen ſie tags darauf im Quodlibetvortragsabend vorlieſt.

15. Eingeladen von der hieſigen Studentenſchaft, ſpricht der frühere Straßburger Profeſſor G. Dehio über „Deutſche Kunſt im Zeitalter des Barock". — Im Stadttheater findet die Uraufführung der Oper „Der Taugenichts" des Basler Konſervatoriumlehrers G. Haeſer ſtatt. — Jacques-Dalcroze führt ſeine bekannte Methode vor.

17. Es wird mit dem Wiederaufbau der Muſtermeſſe begonnen.

19. Der engliſche Austauſchprofeſſor Dr. F. E. Weiß, Vorſteher des botaniſchen Inſtituts in Mancheſter, beginnt ſeine Vorleſungen.

20. Die hieſige Arbeiterunion veranſtaltet in der Burgvogtei eine Proteſtverſammlung gegen das Urteil der waadtl. Geſchworenen im Conradi-Prozeß. — Prof. Karl Nef wird zum ordentlichen Profeſſor ernannt. — Die beliebte Schriftſtellerin Helene Chriſtaller lieſt aus ihren Werken vor. — In Baſel tritt die nationalrätliche Kommiſſion für die Kranken-, Invaliden- und Altersverſicherung zuſammen.

22. Der Große Rat bewilligt 350000 Fr. für Privatbauten im Rheinhafen. Er weiſt die Vorlage betr. Anſchaffung eines Hafendampfers an die Regierung zurück und diejenige betr. die Regelung der Verhältniſſe des Stadttheaters an eine Kommiſſion. In der Nachmittagsſitzung wird nach Beantwortung der Interpellation Schneider betr. Arbeitsloſenfürſorge und einer von Wenk (Riehen) betr. neue Tramtaxen in die zweite Leſung des Wirtſchaftsgeſetzes eingetreten.

23. Es sterben F. Buddenhagen-Probst und K. Meyer-Schröter, ersterer langjähriger Flötist, letzterer Konzertmeister der Allg. Musikgesellschaft.

23./24. Die Universität begeht den Dies academicus. Beim Festakt in der Martinskirche hält der Rektor Prof. Dr. iur. A. Simonius die Rede über das Thema „Worin besteht die Bedeutung der römischen Rechtsgeschichte für die Rechtswissenschaft". Zum Doctor honoris causa der Staatswissenschaften wird ernannt der Präsident der Basler Handelskammer, R. Sarasin-Vischer. — Am Abend veranstaltet der Korporationenverband einen Ball im Kasino, andern Tags einen Umzug und in der Burgvogtei einen Kommers.

25. Im Kettenackerverein in Riehen ist A. Huggenberger zu Gast. — Der erste Schnee weicht bald anhaltendem Regenwetter.

27. Im dritten akademischen Vortrag redet Liz. E. A. Bernoulli über „Theologen als deutsche Dichter". — In der Basler Völkerbundsvereinigung spricht Prof. E. Bovet über „Der Völkerbund und die kleinen Staaten". — Doppelgastspiel H. Wildbrunn und R. Schubert von der Wiener Staatsoper in „Tristan und Isolde".

28. Unter dem Vorsitz von Nationalrat Choquard findet die letzte Sitzung des Kreiseisenbahnrates II statt. — In den Räumen der Mannheimer Lagerhausgesellschaft bricht ein Brand aus. — Die Freiwillige Schulsynode hört nach Behandlung ihrer Geschäfte ein Referat von Prof. Häberlin an über „Den Begriff des Individuums in der Psychologie".

29. Die Regenz wählt zum Rektor der Universität Herrn Prof. Dr. med. R. Staehelin. — In der Neuen Helvetischen Gesellschaft redet Oberstkorpskommandant Wildbolz über „Unsere Lage und unsere Wehrkraft".

30. Im Bürgerratssaal beginnt Prof. E. Gaudemet von Straßburg, auf Einladung der hiesigen Universität hin,

ſeinen Vortragszyklus über „Literatur und franz. Zivilrecht ſeit 1804". — Es erſcheint ein neues Inſertionsorgan „Der Baslerſtab".

Die Witterung iſt ſchwankend. Zu Beginn und Ende des Monats iſt das Wetter ſchön, Mitte Monats herrſcht eine Kälteperiode, die mit Schneefall endet; ſie wird wiederum durch Regen und Föhn abgelöſt.

Dezember.

3. Maria Ivogün und Karl Erb veranſtalten ein Liederkonzert.

4. Im vierten akademiſchen Vortrag redet Prof. Dr. Lutz über „Hautkrankheiten und ihre Beziehungen zum Geſamtorganismus". — Im Stadttheater gaſtiert das Enſemble Karſenty.

5. Im Alter von 62 Jahren ſtirbt Architekt Friedr. Stehlin-von Bavier, Mitglied der Theater- und Kaſinokommiſſion.

6. Im Großen Rat beantwortet Reg.-Rat Mieſcher die Interpellation Baumgartner betr. den Mißerfolg der kantonalen Anleihe. Sodann genehmigt der Rat die Vorlage betr. Reduktion des Strompreiſes für die Elektrizität und fährt in der Behandlung der Reviſion des Wirtſchaftsgeſetzes fort.

7. Proſektor Dr. Werner v. Gerlach erhält die venia legendi.

8./9. Bei ſchwacher Beteiligung wird die von dem Bürgerblock befürwortete Liſtenverbindung mit 4217 Ja gegen 2531 Nein angenommen. Bei den Wahlen für die eidg. Geſchworenen verteilen ſich die Sitze wie folgt: Großbaſel-Oſt (41 Sitze): 33 Bürgerliche und 8 Sozialdemokraten; Großbaſel-Weſt (47 Sitze): 33 Bürgerliche, 3 Kommuniſten und 11 Sozialdemokraten; Kleinbaſel (48 Sitze): 30 Bürgerliche und 18 Kommuniſten. — Zu Ehren des am 12. Dezember ſeinen 70. Geburtstag feiernden Prof. J.

Wackernagel veranstaltet die Universitätsbibliothek eine Shakespeare-Ausstellung. — 62jährig stirbt Dr. med. Arnold Lotz.

11. Rudolf v. Tavel veranstaltet einen berndeutschen Vortragsabend.

12. Dr. iur. Hermann Christ begeht seinen 90. Geburtstag. Unter den Gratulanten stehen in vorderster Linie die Naturwissenschaftler, speziell die Botaniker. — Im Verein für Literaturfreunde spricht H. Aellen über „Heinrich Federer".

13. Der direkte Zugsverkehr Offenburg—Basel wird wieder aufgenommen. — Der Große Rat schreitet über den Anzug Bertsch (Bürgerpartei) betr. Nichtbesetzung der dritten Stelle eines Appellationsgerichtspräsidenten zur Tagesordnung, ratifiziert den Verkauf des alten Elektrizitätswerkes an der Steinentorstraße 32 und behandelt in langer Diskussion den Anzug Stohler (soz.) betr. staatlichen Wohnungsbau für kinderreiche Familien. Endlich berät er das Mieterschutzgesetz. — Im Stadttheater gastiert der berühmte Bariton Matteo Battistini. — In der Amerbachgesellschaft hält Prof. Bovy einen Vortrag über „Des cavernes de Dordogne au salon d'automne".

17. Unter dem Präsidium von Dr. Fritz Sarasin bildet sich eine Geographisch-ethnologische Gesellschaft.

18. Der fünfte akademische Vortrag von Prof. Baumgartner ist gewidmet „Der Zeit Kaiser Trajans". — Prof. Heim aus Zürich spricht über „Der Große St. Bernhard und dessen Hunde".

21. Zum Rektor der Knabensekundarschule wird gewählt Sekundarlehrer Ed. Wenk-Löhrer. — Es wird mit dem Abbruch des alten badischen Bahnhofs begonnen.

22. Infolge Kaminbrandes bricht auf der Strafgerichtskanzlei ein Brand aus. — Prof. D. Wernle wird zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt.

24. Im Alter von 45 Jahren ſtirbt Bildhauer Carl Burckhardt, u. a. Schöpfer des Reliefs an der Pauluskirche, der Brunnenfiguren vor dem badiſchen Bahnhof und des Ritters Georg, der am Kohlenberg aufgeſtellt werden ſoll.

26. Infolge Demiſſion von Major W Schmid wird das Kommando des Bataillons 99 Hptm. Ed. Zahn übertragen; er wird zum Major befördert. — An der äußeren Grenzacherſtraße eröffnet der F. C. Nordſtern ſeinen Sportplatz Rankhof.

31. Der ſeit 1907 im Amte ſtehende Appellationsgerichtspräſident Dr. Guſtav Brodbeck tritt auf Jahresende zurück.

Witterung: Das unerfreuliche Wetter des Vormonates hält bis zum 20. Dezember an; reicher Schneefall läßt auf weiße Weihnachten hoffen. Doch macht eine kurze Regenperiode dieſer Herrlichkeit ein ſchnelles Ende. Gegen Jahresſchluß fällt erneut Schnee; er hält ſich bei kalter Temperatur.

Januar.

2. Unter dem Patronate des Völkerbund-Oberkommiſſariates veranſtaltet ein Don-Koſaken-Kirchenchor zwei beachtenswerte Konzerte.

3. Zur Bekämpfung der Novelle zum eidg. Fabrikgeſetz betr. die 48-Stunden-Woche bilden ſich von den Vereinigten Linksparteien, den chriſtlichen Gewerkſchaften und Radikaldemokraten Aktionskomitees.

7. Dr. Ludwig Siegmund, Grundbuchverwalter und Handelsregiſterführer, feiert ſeinen 70. Geburtstag. — Auf der Reiſe nach Amerika nehmen 20 Nordafrikaner im Emigrantenhaus vorübergehend Aufenthalt.

8. Sechſter akademiſcher Vortrag von Prof. Niedermann über „Die baltiſchen Völker und Sprachen". — Der heute beginnenden Sanitätsaſpirantenſchule iſt ein chineſiſcher Infanterieleutnant und Dr. med. als Gaſt zugeteilt.

9. Im Stadttheater findet die Erſtaufführung von Julius Bittners „Bergſee" ſtatt.

10. Im Großen Rat werden die von Fr. Schneider und Fr. Brechbühl gestellten Interpellationen betr. Ferienverkürzung beim Personal der Basler Straßenbahnen resp. betr. Entlassungen beim Baudepartement von Reg.-Rat Calini beantwortet. Für zwei kommunistische Anträge betr. Unterstützung des werktätigen Volkes in Deutschland und Ausdehnung der Arbeitslosenfürsorge wird Dringlichkeit abgelehnt. Endlich wird das revidierte Wirtschaftsgesetz endgültig angenommen und die Staatsrechnung 1922 genehmigt.

12. Die drei Kleinbasler Ehrengesellschaften feiern das „Grifemähli". Infolge Platzmangels im Gesellschaftshaus Café Spitz muß künftighin eine Gesellschaft abwechselnd ausscheiden. Dieser Beschluß trifft erstmals die Gesellschaft zum Greifen, die auf eigene Kosten ein Grife-Grifemähli begeht.

14. In der Ethnographisch-geolog. Gesellschaft spricht Prof. Brückner aus Wien über „Die Landschaft der Ostalpen".

15. Im vierten literarischen Abend des Quodlibet liest der literarische Führer des „Neuen Deutschlands", Fritz v. Unruh, aus seinen Werken vor. — In der Offiziersgesellschaft redet Oberstdivisionär Biberstein über „Aktuelle Heeresfragen".

18. Der Südseereisende Erich Scheuermann hält einen Vortrag über „Das Paradies der Südsee".

19. In der Kunsthalle wird eine Hans-Thoma-Ausstellung eröffnet; sie hat starken Zulauf.

21. In der Historisch-antiquarischen Gesellschaft redet Prof. Tschudi über „Ein Schreiben des Sultans Suleimann auf der Basler Universitätsbibliothek". — Im Literarischen Zirkel ist Ruth Waldstetter zu Gast. — Die hiesigen Kommunisten veranstalten wegen der Verurteilung der spanischen Kommunisten Matteu und Nicolau vor dem spanischen Konsulat Radauszenen, so daß die Polizei eingreifen muß. — Der evang. Kirchenrat beschließt Ab-

haltung von praktischen Übungen für die Ausbildung künftiger Religionslehrer. — Die Holzarbeiter an der Mustermesse treten wegen Lohndifferenzen in einen zweitägigen Streik.

22. Im siebenten akademischen Vortrag spricht Prof. Ruggli über „Die Geschichte der Färberei".

24. Der Große Rat hört eine Interpellation Baumgartner und deren Beantwortung durch Reg.-Rat Miescher wegen Äußerungen von Reg.-Rat Calini über die Raumverhältnisse im Frauenspital an. Der Anzug Wieser betr. Deutschlandhilfe wird überwiesen, der Anzug Bodenmann betr. Ergänzung und Ausbau der Arbeitslosenunterstützung für erheblich erklärt und die Vorlage betr. Abänderung der Geschäftsordnung des Großen Rates einer Kommission überwiesen.

25. Die kommunistische Partei hält eine Lenin-Trauerfeier in der Burgvogtei ab. — Der frühere ungarische Finanzminister Dr. Szende redet über „Massenpsychologie und Wirtschaft".

26./27. Die Liedertafel führt Berlioz' „Totenmesse" auf.

27. Zugunsten des Basler Hilfswerkes für Deutschland führen Lörracher in der Leonhardskirche den „Totentanz" von R. Metzinger auf.

28. Eingeladen von der Studentenschaft, spricht Graf Georg v. Arco, Dr. hon. c. und Generaldirektor der Telefunkengesellschaft, über „Radiotelephonie". — E. W. Pfizenmayer aus Stuttgart berichtet in der geographisch-geologischen Gesellschaft über „Mammutforschungen in Nordsibirien".

29. Der belgische Universitätsprofessor F. Cumont redet in der Société d'Etudes françaises über „Die Ausgrabungen von Salihiyeh am Euphrat". — Im Hirschen in Lörrach bricht Feuer aus; zu dessen Bekämpfung muß Basler Feuerwehr zu Hilfe geholt werden.

31. Im Küchlintheater besiegt der Schwingerkönig R. Roth im Ringkampf den französischen Champion Maurice Vance.

Witterung: Nachdem am 3. Januar durch Föhn und Regen der Schnee geschmolzen ist, setzt mit kalter Temperatur eine sich den ganzen Monat hinziehende Schönwetterperiode ein.

Februar.

1. Im Hause der Buchhandlung Helbing & Lichtenhahn bricht Großfeuer aus, wodurch zahlreiche wertvolle literarische und wissenschaftliche Werke vernichtet werden.

2./4. Der Basler Curt Götz vom Lessing-Theater in Berlin gastiert mit seiner Gemahlin Valerie v. Martens in „Tageszeiten der Liebe" und seinem Lustspiel „Ingeborg". — Der ehemalige Gemeindepräsident von Bettingen, Großrat und Strafrichter E. Weiß feiert seinen 91. Geburtstag.

3. In einer Theater-Matinee spricht Prof. Dr. Zinkernagel über „Kirche und Theater".

4. Zugunsten der Basler Suppenküchen in Deutschland veranstalten Lisa Wenger und Ida Frohnmeyer einen Vortragsabend.

5. Der durch sein Werk „Untergang des Abendlandes" bekannte Geschichtsphilosoph Oswald Spengler redet im Quodlibet-Vortragsabend über „Wirtschaftliche und politische Zustände des heutigen Europa". — Im achten akademischen Vortrag spricht Prof. A. Labhardt über „Ziele und Wege der Eugenetik". — An der Jahresversammlung der Basler Volkshochschule spricht Prof. F. Rintelen über die Schönheit der altniederländischen Malerei.

8. Vorlesung Jakob Bührers im Vortragsabend des Quodlibet. — Die hiesige Studentenschaft veranstaltet in der Woche vom 4. bis 10. Februar zugunsten der Studentenhilfe Vorträge und musikalische Darbietungen.

11. Im Literarischen Zirkel ist Herbert Eulenberg zu Gaste.

13. Im badisch-schweizerischen Grenzverkehr tritt eine bedeutende Erleichterung ein. — Hanns in der Gand veranstaltet einen seiner beliebten Volksliederabende.

14. Großer Rat: Die regierungsrätlichen Sparvorschläge (Verkürzung der Universitätssubventionen, Herabsetzung des Taggeldes der Großräte) werden überwiesen. Ferner nimmt der Rat Kenntnis vom Postulat Stohler (soz.) betr. Reduktion des Polizeikorps und schreitet über den Anzug Dr. Meyer (rad.) betr. Wiederherstellung des Nachtdienstes auf dem St. Johannposten zur Tagesordnung. Er berät das neue Viehversicherungsgesetz durch und lehnt den Antrag Welti (komm.) betr. Reorganisation des Polizeikorps nach längeren Voten mit 65: 54 Stimmen ab.

15. Die badische Regierung sowie der deutsche Gesandte in Bern besuchen neben vielen auswärtigen Gästen die Hans-Thoma-Ausstellung.

16./17. Die eidg. Novelle zum Fabrikgesetz betr. Abänderung des Art. 41 (8-Stunden-Tag) wird in Basel mit 22114 Nein gegen 6656 Ja verworfen. Der Abstimmung, die auch in der Schweiz mit 431488 Nein gegen 313627 Ja ein verwerfendes Resultat aufwies, war eine lebhafte Propaganda vorausgegangen. — Im weitern wird die kantonale, von keiner Partei unterstützte Initiative über die Verlegung der Großratssitzungen auf den Samstag Nachmittag knapp mit 12648 Nein gegen 12260 Ja verworfen. Zu einem Appellationsgerichtspräsidenten endlich wird oppositionslos mit 8168 Stimmen gewählt der Katholik Zivilgerichtspräsident Dr. H. Abt.

18. Im Schoße der Studentenschaft redet Jacques Rivière, Direktor der Nouvelle Revue Française, über „Marcel Proust". — Im Literarischen Zirkel liest Helene Voigt-Diederichs aus ihren Dichtungen vor, und in der Ethnographisch-geolog. Gesellschaft spricht Dr. W. Vischer über „Den Ausbruch des Krakatau und seine Folgen für das Pflanzenleben". — Die übliche Frühlingsinfluenza nimmt mit 1574 Neuerkrankungen in einer Woche beängstigende Ausdehnung an.

19. Den neunten akademischen Vortrag hält Prof.

E. Pfuhl über „Griechiſche Giebelgruppen". — 48jährig ſtirbt Albert Lierow-Gürtler, langjähriger Leiter der bekannten lithographiſchen Anſtalt.

20. Der Pianiſt Walter Rehberg veranſtaltet mit einem kleinen Orcheſter einen Mozartabend.

21. Im Schoße der Société d'Etudes françaises hält Maurice Murret eine Vorleſung über „Grands et petits hommes que j'ai approchés".

24. Gegen das kantonale Wirtſchaftsgeſetz iſt mit 9400 Unterſchriften das Referendum zuſtande gekommen.

25. In der Neuen Helvetiſchen Geſellſchaft redet Prof. Delaquis aus Bern im Rahmen eines Vortragszyklus zur Löſung der Fremdenfrage über „Erſtrebtes und Erreichtes zur Löſung der Fremdenfrage". — Der Vorſtand des Vereins für Aviatik beider Baſel beſchließt die Gründung einer Genoſſenſchaft. — Frankreich erläßt ein allgemeines Gemüſeausfuhrverbot, der Basler Markt wird ſtark betroffen.

26. Zehnter akademiſcher Vortrag: Prof. F. Speiſer redet über „Formen des Seelenbegriffs bei einigen Völkern der Südſee".

28. Der Große Rat tritt nach Erledigung kleiner Geſchäfte in eine ausführliche Debatte über Pflanzlandbewegung und Staatsland ein und überweiſt die Anträge Scherer (rad.) und G. Wenk (ſoz.) an eine Kommiſſion. Er hört die regierungsrätliche Antwort auf die Interpellation Dr. Wieſer (komm.) betr. franz. Gemüſeausfuhr, beſtätigt unter Ablehnung eines Poſtulates Scherer und Konſorten die bisherige Sitzordnung und beſtimmt die Verwendung der Jubiläumsgeſchenke für Riehen im Sinne des regierungsrätlichen Antrages. — In der Geographiſch-ethnologiſchen Geſellſchaft ſpricht der Stuttgarter Profeſſor Dr. Th. Koch-Grünberg über ſeine „Forſchungsreiſen in Nordamazonas".

29. Prof. Dr. hon. c. Gonſer aus Berlin redet über „Kultur und Alkohol" in der Aula des Muſeums.

Die Witterung im Februar iſt ſehr unbeſtändig. Zu Beginn trüb und regneriſch, bringt die Monatsmitte eiskaltes, ſchneeiges Winterwetter, das, durch einige warme Tage unterbrochen, bis ans Ende anhält.

März.

1. Die Sektion Baſel der Geſellſchaft ſchweiz. Maler, Bildhauer und Architekten begeht ihr Maskenfeſt in der Kunſthalle unter dem Loſungswort „Afrika".

2. Prächtiges Wetter an der Herrenfaſtnacht lockt zahlreiche Kinder auf die Straßen.

3. In der Hiſtoriſch-antiquariſchen Geſellſchaft ſpricht C. J. Burckhardt über „Metternichs Politik und die Schweiz in den vierziger Jahren". — Im Schoße des Basler Ingenieur- und Architektenvereins redet Direktor Payot vom Basler Elektrizitätswerk über den „Export der elektriſchen Energie".

3./4. Zwei überaus ſtark beſuchte und wohlgelungene Trommelkonzerte eröffnen die Faſtnacht.

4. Im Vortragsabend des Quodlibet lieſt Ernſt Zahn.

6. Nach Behandlung einiger Petitionen berät der Große Rat die Frage der Theaterſubvention. Er ſpricht dem Theater auf 3 Jahre eine jährliche Unterſtützung von 350000 Fr. zu. Er genehmigt einen neuen Kredit von 2 Millionen Franken für den Ausbau des Kleinhüninger Hafens und erledigt in erſter Leſung die regierungsrätliche Vorlage betr. Reduktion der Taggelder. Nach ſtürmiſcher Verhandlung wird mit 57:55 Stimmen an den bisherigen Anſätzen feſtgehalten. Nach einem Renkontre zwiſchen Regierungspräſident Dr. Niederhauſer und Dr. Wieſer (komm.) endet die Sitzung unter großem Tumult. — In der Société d'Etudes françaises ſpricht der Direktor des Journal de Genève, Edouard Chapuiſat, über „Genève, la pensée suisse et les droits de l'homme". — In einer Partei-

versammlung beschließen die Sozialdemokraten eine Initiative für den Regierungsratsproporz zu lancieren.

10./12. Bei schönstem, wenn auch etwas kaltem Wetter, wickelt sich die Fastnacht unter riesigem Andrang von Neugierigen, vor allem auch aus Baden, dem Elsaß und aus der übrigen Schweiz noch prächtiger, reichhaltiger als letztes Jahr ab. Nach dem wohlgelungenen Morgenstreich winden sich an den Nachmittagen unaufhörlich Schlangen von Wagen und Zügen durch die Straßen. Mit 20 großen, 14 Bubenzügen, mit 40 Wagen und 5 Musiken wurden Lokal- wie Bundespolitik, „Vereinsmeierei" und wirtschaftliche Auswüchse persifliert. — Auch die Schnitzelbänke und Bälle fanden riesigen Zulauf.

11. Dr. med. W. Staub wird die venia legendi für Innere Medizin erteilt.

13. Großer Rat: Bei Erledigung des Zwischenfalles Niederhauser-Wieser muß die Sitzung unterbrochen werden. Nach Wiederaufnahme werden 3 kommunistische Interpellationen betr. Beschimpfung Dr. Wiesers, Deutschlandhilfe und Arbeitslosenfürsorge behandelt und für dringliche Bauarbeiten 1400000 Fr. bewilligt. Zum Schluß wird der Verwaltungsbericht für 1922 sowie der Gesetzesentwurf über die Errichtung von Schiffahrtsgerichten genehmigt.

16. Im Stadttheater findet eine Tanzmatinee der bekannten Pariser Künstlerin Yvonne Sérac statt. — Der obere mit Stroh und Futter angefüllte Teil der Reitschule St. Jakob brennt ab.

17. In der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft spricht Reg.-Rat Dr. Miescher über „Das Vermögen des Kantons Baselstadt".

18. In der Aula des Museums redet U. von Wilamowitz-Möllendorf über das Thema „Erkenne dich selbst".

21. Kirchengesangverein Basel und Orchester der Musikfreunde bringen die Erstaufführung von Haydns Oratorium „Tobias' Heimkehr".

22. Ada Sari von der Mailänder Scala tritt vielbejubelt als Violetta in „La Traviata" auf.

24. Im Riehener Gemeindehaussaal werden die Fresken J. Lüschers enthüllt. — In der Historisch-antiquarischen Gesellschaft redet Prof. M. Wackernagel aus Münster über „Kulturwerkstatt und Kunstleben der italienischen Renaissance".

29. Im Stadttheater führt Mary Wigmann mit ihrer Tanzgruppe Szenen aus einem Tanzdrama vor.

30. In Basel tagt die schweiz. Völkerbundsvereinigung. Nach der Geschäftssitzung im Großratssaal referiert A. Picot über die Zonenfrage. Nachmittags findet im Münster eine öffentliche Feier statt, bei welcher Prof. Scelle aus Dijon über „L'évolution de la solidarité internationale et la société des nations", Prof. Schücking aus Berlin über „Die Zukunft des Völkerbundes" und Prof. W. Rappard aus Genf zum Gedächtnis Wilsons sprechen.

Witterung: Erst unbeständig und regnerisch, ist das Wetter von der zweiten Woche an schön und meist warm, durch wenige Rückschläge unterbrochen, bis zum Monatsende.

April.

1. Der langjährige, auch seiner Dantevorträge wegen geschätzte und bekannte italienische Konsul Tito Chiavenda siedelt nach Lugano über. Er wird ersetzt durch Cav. E. Eles, bisher in Genf. — Bei St. Jakob ereignet sich ein Zugsunfall, der beträchtlichen Materialschaden und eine mehrstündige Geleisesperre zur Folge hat. — Mit reichlichem Schneefall führt sich der April würdig ein.

5. Unter dem Vorsitz von Baron Adelswärd (Schweden) tagt im Stadthaus die Interparlamentarische Union. — Der Gesangverein führt Bachs Johannespassion auf.

7./9. Zur Behandlung des Budgets 1924 hält der Große Rat eine dreitägige Sitzung ab. Zu Beginn wird

die Demission von Zivilgerichtspräsident Dr. A. Silbernagel genehmigt. Sodann wird zum neuen Präsidenten der Legislative Dr. W. Börlin (rad.) gewählt; der Vorsitz im Regierungsrat wird Dr. R. Miescher übertragen; Vizepräsident wird R. Calini. — Nach langer Debatte, wobei verschiedentlich die Überprüfung des Budgets durch Experten verlangt wird, beschließt der Rat mit 95 : 12 Stimmen Eintreten. Die Behandlung der einzelnen Departemente erfolgt fast oppositionslos, und mit 93 gegen 12 kommunistische Stimmen wird das bereinigte Budget mit einem Defizit von 6789888 Fr. genehmigt. Noch wird die von J. Baumgartner gestellte Interpellation über das Verhalten der Basler Polizei beim Streik der Bandfabriken in St. Louis beantwortet und zum Schluß die Vorlage betr. Beteiligung des Kantons an der Flugplatzgenossenschaft Basel—Sternenfeld mit 150000 Fr. genehmigt.

9. In der Société d'Etudes françaises hält der Ägyptologe Prof. A. Moret einen Vortrag über „Tutankhamen und seine Zeit". — Im Literarischen Zirkel liest Hermann Kesser.

13. In der Titelrolle der „Mme. Butterfly" tritt die erste japanische Sängerin Teiko Kiwa mit starkem Erfolg auf.

14. In der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft redet Direktor H. Blau von der eidg. Steuerverwaltung über „Die Finanzen des Bundes".

15. Beim Mustermessebau findet das Richtfest statt.

16. Im Basler Ingenieur- und Architektenverein redet Kantonsingenieur Moor über „Das unterirdische Basel".

17. Die Staatsrechnung des Kantons Baselstadt für 1923 schließt entgegen dem Budget statt mit einem Defizit von 9500000 Fr. mit einem Überschuß von 469592 Fr. ab. — In Flims stirbt Fritz Wacker-Waldmeier, ehemaliger Direktor des Schweiz. Bankvereins.

23. Im Stadttheater findet die Uraufführung von Pierre Maurices Oper „Andromeda" statt.

25. Bei gewaltiger Anteilnahme der Bevölkerung wird der beim Eisenbahnzusammenstoß in Bellinzona verunglückte Albert His bestattet. — Im Stadttheater gastiert die in Düsseldorf engagierte Baslerin Hilde Melitz als Maria Stuart.

26. In der Matinee findet eine vielbeachtete Uraufführung „Thamar, das Kebsweib" von Vera Maria Eberle, hiesigem Bühnenmitglied statt.

28. An der Hammerstraße 44 und 46 brennen die Dachstöcke zweier Häuser aus.

29. Die Leiche des beim Bellinzonaer Unglück verbrannten Reichsminister a. D. Dr. K. Helfferich wird über Basel in die Heimat geschafft.

30. Die Sektion Basel der Schweiz. Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz hält mit der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft zusammen einen Diskussionsabend ab, wobei Prof. Heyde (Berlin) über den Achtstundentag und Gewerkschaftsbundssekretär Schürch über die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit referieren.

Witterung: Der April macht seinem Namen alle Ehre. Mit Schnee beginnend, zeigt er ständig wechselnde Witterung, wobei die Regentage stark überwiegen. Prächtiges Wetter herrscht bloß an den Osterfeiertagen.

Mai.

1. Der gesetzliche Feiertag sowie unfreundliches Wetter entkleiden auch heuer den 1. Mai seines Demonstrationscharakters. Der übliche Zug hat den Marktplatz zum Ziel, wo vor spärlicher Zuhörerschaft am Vormittag der Sozialist Schneider und der Kommunist Arnold Reden halten. — Im Schoße der Studentenschaft spricht Prof. Fajans aus München über den „Aufbau der Materie". — In Basel tagt der Schweiz. Verwaltungsoffiziersverein unter dem Vorsitz von Oberstlt. Treu.

2. Im 81. Lebensjahr ſtirbt alt-Zivilſtandsbeamter Feodor Föhr.

2./3. Die Liedertafel gibt ihr gewohntes Frühjahrsliederkonzert.

3./4. Das von ſämtlichen Parteien mit Ausnahme der Radikalen und der Bürgerpartei empfohlene Wirtſchaftsgeſetz wird nach mächtiger Propaganda der Gegner knapp mit 8685 gegen 8056 Stimmen verworfen. — Zu Zivilgerichtspräſidenten werden oppoſitionslos gewählt Bundesgerichtsſchreiber Dr. J. Gaßmann (rad.) mit 7261 und Dr. F. Kellerhals (lib.), Vorſteher des Betreibungs- und Konkursamtes, mit 7197 Stimmen. Im Kampf um einen Strafrichterſitz ſiegt Dr. J. Aichele (B. G. P.) mit 6682 Stimmen gegen den Sozialiſten Schneider (1954) und den Kommuniſten Schmid (1883).

4. In der Theatervortragsmatinee ſpricht Direktor L. Melitz über „Das franzöſiſche Theater".

5./7. Der berühmte italieniſche Bariton M. Battiſtini gaſtiert als Rigoletto und René („Maskenball").

5. Nach langer Krankheit ſtirbt, erſt 55jährig, der beſonders als Gerichtsberichterſtatter bekannt gewordene Journaliſt Heinrich Dobbertin.

6. Marcel Dupré, Organiſt der Notre Dame, gibt ein Orgelkonzert. — Die Basler Offiziersgeſellſchaft wählt zu ihrem Präſidenten Major E. Zahn. — Zugunſten der Basler Ferienverſorgung veranſtaltet das Quodlibet einen wohlgelungenen Curt-Götz-Abend.

8. Mit einer Rede des neuen Präſidenten Dr. Börlin eröffnet der Große Rat ſein zweites Amtsjahr. Er behandelt die Interpellation Gſchwind (ſoz.) über Mieterſchutz, erledigt einige kleinere Geſchäfte und lehnt den Anzug Wieſer betr. Deutſchlandhilfe mit 58 : 52 Stimmen ab. — Im Schoße der Studentenſchaft ſpricht der Pariſer Nationalökonom Ch. Riſt über „Les grands courants commerciaux

de 1895—1914 et l'idée de l'autarchie économique". — Der Rhein und ſeine Nebenflüſſe führen Hochwaſſer.

9. Zur Feier des 200. Geburtstages Kants veranſtaltet die Univerſität eine Gedenkfeier, bei welcher Prof. Dr. K. Joël die Feſtrede hält. — In der Neuen Helvetiſchen Geſellſchaft ſpricht Prof. Bertoni über „Die Teſſiner Frage".

10. Der Schweiz. Schützenverein hält in Baſel ſeine Delegiertenverſammlung ab.

12. Dr. med. W. Staub hält ſeine Antrittsvorleſung über „Phyſiologie und Pathologie des Waſſerhaushaltes". — W. Furtwängler gibt mit der Berliner Philharmonie eines ſeiner berühmten Konzerte. — In der Statiſtiſch-volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft hält Dr. C. Benziger ein Referat über „Das ſchweiz. Konſularweſen".

13. Es findet eine Aufführung der von N. Soutter verfaßten und von E. Lauber vertonten „La Guirlande" ſtatt.

15. Am Klaramattweg ereignet ſich ein Doppelmord.

17./27. In den im Rohbau fertiggeſtellten Ausſtellungshallen findet die Eröffnung der 8. ſchweiz. Muſtermeſſe ſtatt, an welcher 925 Firmen ausgeſtellt haben. Die Zunahme der Ausſteller ſowie ein außerordentlich ſtarker Beſuch, vor allem auch ausländiſcher Intereſſenten, beweiſt aufs neue die ſtändige Entwicklung. Am Auslandſchweizertag vom 19. Mai reden bei Aſſiſtenz verſchiedener Diplomaten Nationalrat Dr. Dollfuß über „Zweck und Ziel der parlamentariſchen Vereinigung für Auslandſchweizerfragen" und Redaktor Dr. A. Oeri über „Auslandſchweizer und Auslandspolitik". Am offiziellen Tag vom 23. ſind neben Bundespräſident Chuard und Bundesrat Schultheß eine große Zahl Regierungsvertreter und Parlamentarier zu Beſuch. Am 24. findet ein ſüdweſtdeutſcher Induſtrietag ſtatt. Nebenher werden, wie ſeit Jahren üblich, Tagungen der verſchiedenſten Verbände und Intereſſentengruppen abgehalten. — An den beiden Samstagen finden Bälle, am 24. ſodann ein Schwarzwäldertag ſtatt, der viel Beſuch aus dem Badiſchen bringt.

Überhaupt zeigt die Stadt während der ganzen Messe ein ungewohnt lebendiges Bild.

17. Um 1.06 Uhr fährt im Bundesbahnhof der erste elektrisch geführte, die Strecke Olten—Basel befahrende Zug ein.

18. Die sechste Matinee bringt Schuberts „Treuen Soldaten". — Unter starker Beteiligung findet die sechste von seiten der Sektion Basel des Schweiz. Automobil-Clubs organisierte Bergprüfungsfahrt auf den Gempen statt. — Zugunsten eines Turnplatzes veranstalten die hiesigen Turnvereine auf verschiedenen Plätzen gutbesuchte Aufführungen.

20. Eingeladen von der Studentenschaft, spricht Prof. Balli, ein bekannter Danteforscher, über „Kreuz und Adler in Dantes göttlicher Komödie".

20. Großer Rat: Nach Behandlung verschiedener Nachtragskreditbegehren, wobei es zwischen der Rechnungskommission und dem Vorsteher des Erziehungsdepartementes zu scharfen Auseinandersetzungen kommt, werden Postulate zur Staatsrechnung und Verwaltungsbericht für 1922, ferner das Budget 1924 beraten und u. a. das Begehren um Begutachtung des Budgets 1924 abgelehnt. Die Interpellation Brechbühl (soz.) betr. Neuregelung der Ferien für die Staatsangestellten wird von Reg.-Rat Im Hof in negativem Sinn beantwortet. Endlich tritt der Rat in die Debatte über das neue Gesetz betr. Arbeitslosenversicherung ein und weist die Vorlage mit Zustimmung sämtlicher Parteien an eine elfgliedrige Kommission. — 67jährig stirbt Bankier Ed. His-Schlumberger, ehemals Präsident der Musikschule, ein großer Kunstfreund.

24. Im Alter von 70 Jahren stirbt Albert Schetty-Haberstich, Leiter der weitbekannten Seidenfärberei, Verwaltungsratspräsident der Handwerkerbank, ein eifriger Turner und Sänger, mit dem ein Stück Alt-Kleinbasel ins Grab sinkt.

24./25. Bei schwacher Stimmbeteiligung finden die Wahlen für Synode und Kirchenvorstände der evangelisch-reformierten Kirche statt; die positive sowie die freisinnige Richtung hatten gesonderte Listen eingereicht; der Besitzstand der Parteien bleibt gewahrt, und in der neuen Synode sitzen wiederum 37 Positive und 27 Freisinnige. Zum erstenmal werden auch Frauen gewählt, und zwar ziehen 8 Damen in die Synode ein, während in den verschiedenen Kirchenvorständen deren 18 Platz finden.

24. Die Privatdozenten Lic. theol. E. Stähelin und Dr. iur. J. Wackernagel werden unter Erteilung eines Lehrauftrages für schweiz. Kirchengeschichte resp. für Steuerrecht, schweiz. Rechtsgeschichte und kantonales Staats- und Verwaltungsrecht zu außerordentl. Professoren ernannt.

27./29. Die Mailänder Scala gastiert unter starker und begeisterter Anteilnahme des Publikums in der „Bohème" und der „Aïda".

28. Prof. St. J. Gardiner von der Universität Cambridge beginnt seine Gastvorlesung über „Das Leben des Ozeans". — Im Münster gibt der Kölner Männergesangverein ein Konzert.

30. In der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft redet zum Schluß der Wintersaison Prof. Dr. Bonn aus Berlin über „Das Reparationsproblem". — Zum Vorsteher des Betreibungs- und Konkursamtes wird gewählt Dr. A. Lotz, bisher Substitut am Zivilgericht.

31. Eingeladen von der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft und der Studentenschaft, spricht Prof. G. de Leener über „La personnalité ouvrière dans la question du travail".

Das Wetter zeigt sich sehr unbeständig. Anfänglich trübe und kühle, nur mit Ausnahme einiger Sonnentage wird es um die Monatsmitte (12.—16.) sommerlich, dann nach einem Gewitter bald wieder wechselnd.

Juni.

1. Das Perſonal des Stadttheaters veranſtaltet zugunſten ſeiner Sommergagen mehrere Vorführungen. — Im Küchlintheater beginnt ein längeres Gaſtſpiel des ruſſiſchen Theaters in Berlin „Der blaue Vogel".

2. Das Basler Regiment rückt zum Wiederholungskurs ein, der im hintern Baſelbiet zu abſolvieren iſt. — Dr. M. Staehelin redet im Basler Handels- und Induſtrieverein über „Die baltiſchen Randſtaaten".

10. Der Schweiz. Fußballnationalmannſchaft wird, von der Olympiade in Paris zurückkehrend, ein begeiſterter Empfang zuteil.

12. Der Große Rat erledigt die Poſtulate zum Budget, genehmigt Jahresbericht und Rechnung der Kantonalbank und diverſe kleinere Geſchäfte, ratifiziert die Vereinbarung mit Baſelland betr. Schüleraufnahmen, überweiſt den Anzug Oeri betr. Reviſion des Wirtſchaftsgeſetzes und denjenigen von Wenk betr. Fortſetzung der Arbeitsloſenfürſorge und verwirft endlich mit 41 : 26 Stimmen den radikal demokratiſchen Anzug betr. Verbot des Morgenſchnapſes. — L. Dubois, Präſident des Verwaltungsrats des Schweiz. Bankvereins, wird vom Völkerbundsrat in das Finanzkomitee des Völkerbundes gewählt.

13. Das Regiment 22 kehrt zurück und wird nach erfolgter Demobiliſation am 14. entlaſſen. — Der hier ſtattfindende 7. ſchweiz. Studententag wird mit einem Vortrag von Prof. Häberlin über „Die Stellung der Wiſſenſchaft innerhalb der heutigen Kultur" eröffnet.

13./15. Der Geſangverein begeht ſein 100jähriges Jubiläum mit Aufführungen von Dr. H. Suters neuem Oratorium „Le Laudi", Händels „Alexanderfeſt" und kleineren Chorwerken von Mozart, Schubert, Bach und Hans Huber. Prof. Dr. Thommen hat auf den Anlaß hin eine Feſtſchrift verfaßt.

16. Der Hauptpfarrer der Basler christkatholischen Kirche, Dr. A. Küry, wird zum Bischof der schweiz. christkatholischen Kirche erwählt. — In Basel tagt der Schweiz. gemeinnützige Frauenverein.

17. „Le Grand Guignol", das bekannte Pariser Theater, gibt einige Gastspiele.

21. Der Zoologische Garten begeht sein 50jähriges Jubiläum. — 75jährig stirbt Dr. R. Grüninger, Advokat und Notar, eine im öffentlichen und privaten Leben bekannte Persönlichkeit.

22. Jahresversammlung der schweiz. Chirurgen und Gynaekologen.

24. Dr. A. Haefliger wird das Lektorat für Pharmazie übertragen und Dr. P. Buchner die venia legendi für Mathematik erteilt.

25. Die evangelisch-reformierte Synode wählt zum Präsidenten Dr. H. Iselin-Weber, zum Vizepräsidenten Rektor Dr. Flatt; die Leitung des Kirchenrates wird den Herren Prof. Handmann als Vorsitzenden und alt-Rektor Zürrer als Stellvertreter übertragen.

26. Der Große Rat wählt zu einem Ersatzrichter des Strafgerichts Prof. Dr. iur. A. Baumgarten. Er gewährt einen Kredit von 59000 Fr. zur Subventionierung des Flugverkehrs, des Flugplatzbetriebes und für eine Radiostation, genehmigt mit 75 : 22 Stimmen den Vertrag zwischen Staat und Theatergesellschaft sowie die Fortführung der Arbeitslosenunterstützung gemäß Regierungsratsbeschluß. Endlich werden einige Rückständeberichte erledigt. — Prof. Dr. iur. Baumgarten hält seine Antrittsvorlesung über „Das Wesen der Strafrechtswissenschaft".

27. Prof. Dr. K. Nef wird von der Société française de musicologie zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

28./29. Das seinerzeit wegen schlechter Witterung bei der Jubiläumsfeier des Zoologischen Gartens verschobene

Volks- und Kinderfest nimmt einen wohlgelungenen Verlauf.

29. Das Scala-Orchester mit seinem berühmten Leiter Kapellmeister Toscanini gibt ein mit Begeisterung aufgenommenes Konzert.

30. Prof. Dr. med. Büchner hält seine Antrittsvorlesung über „Anpassung des Sehorganes".

Das Wetter ist bis zum 20., wenige Gewittertage ausgenommen, schön und heiß, schlägt dann ins Regnerische um, hellt sich aber zum Schluß wieder zu richtiger Sommerwitterung auf.

Juli.

1. Es beginnt das Basler Missionsfest mit seinen zahlreichen religiösen Veranstaltungen.

3. Der Große Rat hört zwei kommunistische Interpellationen über Arbeitslosenunterstützung und Arbeiterschutz bei Bauten an, erledigt einige Petitionen und berät den regierungsrätlichen Rückständebericht zu Ende. Er gewährt mit 59 : 49 Stimmen einen Kredit von 18000 Fr. für Instandstellung der Anlagen auf der Batterie und weist die Anzüge Schneider und Zgraggen betr. Sozialversicherung an die Regierung.

4. Zum Rektor der untern Realschule wird gewählt Dr. M. Meier. — Das von C. Burckhardt geschaffene Denkmal „Ritter Georg" wird enthüllt.

6. Durch Sturz vom Pferd stirbt 68jährig Dr. med. Albert Hoffmann, ein beliebter, an zahlreichen wohltätigen Institutionen beteiligter Arzt. — Der Verein für Schiffahrt auf dem Oberrhein hält seine Tagung ab.

6./7. Auf dem neuerrichteten Turnplatz auf der Schützenmatte findet unter großer Beteiligung das XII. baselstädtische Turnfest statt.

9. An Stelle des auf 1. September demissionierenden Pfarrers E. Thurneysen wird zum Seelsorger des Bürgerspitals ernannt Karl Pfisterer.

10. In seiner letzten Sitzung vor den Sommerferien erledigt der Große Rat verschiedene Petitionen, bewilligt einen Kredit von 1000 Fr. für eine permanente Schulausstellung und nimmt eine Revision des Gemeindegesetzes vor.

10./11. Hier tagen die nationalrätliche und ständerätliche Kommissionen zur Orientierung über den Stand der Hafenarbeiten.

23. 71 Jahre alt stirbt infolge eines Unfalles in den Walliser Bergen alt-Pfarrer Bernhard Becker, Bibliothekar der Volksbibliothek in der Burgvogtei.

25. Der „alte Kolmar" wird abgebrochen. An seiner Stelle wird das neue Gebäude der Nationalbank errichtet werden.

26. Eröffnung der Ausstellung „Christliche Kunst".

27. Eine Gesellschaft amerikanischer Bankiers berührt auf einer Schweizerreise auch Basel.

Erst recht unbeständig, wird die Witterung um die Monatsmitte sommerlich schön und heiß. Doch bereits am 21. schlägt das Wetter wieder um und bleibt bis zum Schluß regnerisch, gewitterhaft und oft empfindlich kühl.

August.

1. Dieses Jahr wird in Anbetracht eines offiziellen St.-Jakobsfestes von einer allgemeinen Bundesfeier abgesehen. Dagegen finden am Abend zahlreiche, gut besuchte Einzelfeiern statt; bei den Radikaldemokraten im Sommerkasino spricht Reg.-Rat Kaufmann aus Solothurn. — Der Schweiz. Schleppschiffahrtsgenossenschaft wird vom Bund ein Darlehen von 1000000 Fr. gewährt.

5. Die ans eidg. Zentenar-Schützenfest nach Aarau gezogenen Basler Schützen kehren mit dem Kantonalbanner wieder zurück.

6. Prof. Dr. Felix Staehelin wird zum korrespondierenden Mitglied des archäologischen Instituts Deutschlands ernannt.

7. 75jährig ſtirbt Albert Landmeſſer, alt-Direktor der Bâloiſe.

9. An den Folgen einer Operation ſtirbt 53jährig Eduard Wenk-Löhrer, ſeit Neujahr Rektor der Knabenſekundarſchule, Mitglied der liberalen Partei und Präſident des von ihm aufs beſte geförderten evangeliſchen Arbeitervereins, Großrat und Mitglied der Kirchenſynode.

9./11. Unter gewaltiger Beteiligung und bei Aſſiſtenz faſt ſämtlicher Biſchöfe der ſchweiz. Diözeſen und der Bundesräte Motta und Muſy findet der ſchweiz. Katholikentag ſtatt. Im Anſchluß daran tagen zahlreiche Konferenzen. Den Abſchluß bildet eine Wallfahrt nach Mariaſtein.

10. Auf der Schützenmatte werden die ſchweiz. Leichtathletikmeiſterſchaften abgehalten.

12. Der als Mitglied der Kuratel demiſſionierende Prof. Dr. Paul Böhringer wird erſetzt durch Dr. R. Hagenbach-Burckhardt.

15. Das von der Bürger- und Gewerbepartei lancierte Referendum gegen den Vertrag mit der Theatergeſellſchaft iſt zuſtande gekommen.

16. Im Alter von 56 Jahren ſtirbt Carl Affolter-Iſely, Begründer der bekannten Firma Affolter & Chriſten A. G., ein vor allem auch in Sängerkreiſen beliebter Mann.

16./19. Das auf dem Sternenfeld ſtattfindende Schweiz. Hornuſſerfeſt findet von ſeiten des Publikums ſtarkes Intereſſe.

18./19. Im Sommerkaſino gibt die Grazer Eiſenbahnermuſik bemerkenswerte Konzerte.

21. Auf dem Kohlenplatz ſchlägt der Zirkus Knie ſeine Zelte auf.

23./24. Unter außerordentlich ſtarkem Andrang der Bevölkerung findet in der Muſtermeſſe das 1. ſchweiz. Jodlerverbandsfeſt ſtatt.

26. Zum erſtenmal ſeit 5 Jahren wird eine offizielle St.-Jakobsſchlachtfeier abgehalten und nimmt einen

würdigen Verlauf. Nachdem am Morgen erstmals ein von den anno 1444 in der Schlacht vertretenen Ständen veranstaltetes, wohlgelungenes St.-Jakobsschießen stattgefunden hat, zieht am Nachmittag durch die reichbeflaggten und dicht von Zuschauern umsäumten Straßen ein farbenfroher Zug aufs Schlachtfeld, wo vor Tausenden von Zuhörern Bundesrat Scheurer die Festrede hält. — Die Pestalozzigesellschaft veranstaltet zugunsten eines Ferienheimes für Knaben einen Blumentag.

29. Zugunsten des zurücktretenden, allbekannten Kapellmeisters des Küchlintheaters, Carl Thoms, findet eine stark besuchte Benefizvorstellung statt.

30. Der Lehrer für schweiz. Recht, Prof. Dr. Carl Wieland, begeht seinen 60. Geburtstag. — Eingeladen von der deutschen Kolonie redet der bekannte deutsche Pazifist Prof. Quidde über das Thema „Nie wieder Krieg". — Hier bildet sich eine Basler Personenschiffahrtsgesellschaft. Man erfährt, daß die Rheinschiffahrt von Monat zu Monat eine Steigerung erlebt: für den August sind im Bergverkehr 70950 t, im Talverkehr 11010 t verschifft worden.

Das Wetter, das an den ersten Tagen sich bedeutend aufgehellt hatte, schlägt am 7. nach einem heftigen, orkanartigen Gewitter wieder um und bleibt vorwiegend regnerisch und empfindlich kühl.

September.

1. Die neue Theatersaison wird mit Goethes „Egmont" (Musik von Beethoven) eröffnet. — Auch das Küchlintheater nimmt sein im Sommer durch Operetten- und Lustspiele unterbrochenes Variétéprogramm wieder auf, und zwar unter der neuen Direktion von H. Trau (Wien), der an die Stelle des wegziehenden, seit 1910 hier erfolgreich tätig gewesenen Direktors Adelmann tritt.

2. Ausländische Amtsärzte, Teilnehmer eines vom

Völkerbund organisierten schweiz. Studienkurses, besuchen die Basler Institute.

5./16. Die Mustermesse beherbergt die Gartenbauausstellung beider Basel, die neben verschiedenen Unterhaltungsabenden auch einen farbenprächtigen Blumenkorso bringt, zu welchem die Leute in Massen strömen.

6./8. Im Freidorf findet der Parteitag der schweiz. sozialdemokratischen Partei statt.

9. Ein heftiger Gewittersturm richtet erheblichen Schaden an den Kulturen an.

10./12. Die Feldbatterien 35 und 36 rücken zum Wiederholungskurs ins Gotthardgebiet ein.

11. Das für Amerika bestimmte Zeppelinluftschiff „Z. R. 3" überfliegt auf einem größeren Probeflug durch die Ost- und Zentralschweiz auch Basel. — Eine Subkommission der eidg. Zollkommission inspiziert die hiesigen Zolleinrichtungen, das Freilager und den Flugplatz.

13. Die Ausstellung der Werke Carl Burckhardts wird eröffnet.

13./14. In Riehen siegen bei der Erneuerung des Gemeinderates die Bürgerlichen. Bei schwacher Beteiligung (50%) werden für 5 Sitze 4 Räte gewählt, nämlich Präsident O. Wenk (mit 317 Stimmen), R. Seckinger (366), K. Sulzer (359) und J. Mory (366). Die sozialdemokratischen Kandidaten Stump (bish.) und Abt machten 216 resp. 159, der kommunistische Anderegg 43 Stimmen. Eine Ergänzung des Gemeindegesetzes betr. Schaffung eines weitern Gemeinderates wird mit 440 Ja gegen 51 Nein angenommen.

14. In Birsfelden findet bei starker Beteiligung das vom Reiterklub beider Basel organisierte Pferderennen statt.

15./16. Hier tritt nach längerer Inspektionsreise die Internationale technische Rheinkommission zusammen.

16. Im israelitischen Waisenhaus zerstört eine Feuersbrunst Dachstuhl und Mansardenstock.

18. Im Alter von 88 Jahren stirbt Schlossermeister Wilhelm Grüninger-Dalang. — Einem schweren Leiden erliegt, 62jährig, Baumeister Carl Thoma, ein im Gericht und in verschiedenen Verwaltungskommissionen geschätztes Mitglied.

19. Der Betrieb auf dem Flugplatz, der im Laufe dieses Sommers unter der rührigen Leitung des Chefpiloten der Genossenschaft Aviatik beider Basel, Lt. Köpke, einen erfreulichen Aufschwung genommen hat, erfährt durch eine Luftverbindung mit Bern neue Ausdehnung.

23. Bernhard Schaub, früher Inhaber einer mechanischen Werkstätte, feiert seinen 100. Geburtstag.

25. Im Alter von 78½ Jahren stirbt Prof. Dr. Friedrich Schär, ehemals Lehrer an der obern Realschule, ein bekannter Nationalökonome und Anhänger des Genossenschaftswesens.

26. Durch Sturz vom Pferd verunglückt tödlich Dr. iur. Gustav Bovet, Advokat und Notar, Statthalter des Strafgerichts, Präsident des kantonalen Mietamtes.

26./28. Hier tagt, eingeladen von der Basler Ortsgruppe der Neuen Schweizerischen Musikgesellschaft, ein internationaler musikwissenschaftlicher Kongreß, an dem neben zahlreichen Vorträgen, auch Konzerte und eine Festaufführung im Stadttheater mit Glucks „Pilgrime von Mekka" abgehalten werden.

28. Auf der Schützenmatte findet ein eidgenössischer Spiel- und Turntag statt.

Während $^4/_5$ des Monats herrscht schönes Herbstwetter; nur einige wenige Tage brachten einen Dauerregen.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

Form L9–25*m*-7,'63 (D8618s8)444

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 205 304 9

DQ
381
B29
1925